BIBLIOTHEK
RICHARD HIRSCH

B/363/K6/v.1

Politische Flugblätter

von

Ferdinand von
August Friedrich Kotzebue
PT 2386 .P75 1814 Bd. 1

A. v. Kotzebue.

E. A. Bolle
Apotheker.
ORANIENBGSTR. 37

Erster Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1814.

Inhalt des ersten Bandes.

Vollständiger Abdruck der Rede des Grafen Fontanes . . . . . Pag. 1
Vollständige Antwort Napoleon's . . . — 21
Schreiben eines Offiziers aus Breda . . — 23
Die natürliche Grenze der Völker . . . — 25
Ein Phänomen . . . . . — 32
Bittschrift der hamburgischen Esel . . . — 36
Aufruf des Grafen Segür . . . . . — 41
Bescheidene Fragen . . . . . — 47
Einfälle beim Lesen der Zeitungen . . . — 54
Naturam si furca expellas . . . . . — 57
Gebet um langes Leben für Napoleon . . — 61
Der Bann . . . . . — 62
Altdeutsche Strafgesetze . . . . . — 66
Vandalen . . . . . — 67
Allzuscharf macht schartig . . . . . — 69
Notizen . . . . . — 71
Napoleon's letzte Rede im gesetzgebenden Corps — 73
Bemerkung . . . . . — 78
Der alte und neue Erb-Adel in Frankreich . — 78
Allzuscharf macht schartig. (Beschluß.) . . — 88
Was haben die Franzosen an Napoleon vorzüglich geschätzt? . . . . . — 93
Gustav Adolph in Frankfurt . . . . . — 93
Nachtrag zu Napoleon's letzter Rede . . — 97
Kaiser Carl der Fünfte und Bartholomäus von Hallerstein . . . . . — 101
Napoleon's Galanterie gegen die Berliner. — 103
Gedanken über Zeitungs-Artikel . . . . — 107
Friede! . . . . . — 113
Was wird Napoleon thun wenn er die letzte Schlacht verliert? . . . . . — 120
Eingesandt . . . . . — 121

Gedanken beim Lesen der Zeitungen . . . Pag. 123
Kleinigkeiten . . . . . — 127
Vorläufiges Verhör des Justizrath Crome. — 129
Warum scheint uns Napoleon im Unglück
größer als im Glück? . . . . . — 138
Das Nibelungen-Lied . . . . . — 145
Napoleon's Rache . . . . . — 159
Gewissenhaftigkeit . . . . . — 163
Denkmäler des Uebermuths . . . . . — 166
Der Utrechter Friede . . . . . — 169
Ein altes Buch . . . . . — 177
Traurige Erinnerungen . . . . . — 180
Friedensbedingungen Bonaparte's . . . — 187
Eingesandt . . . . . — 190
Anmerkung . . . . . — 192
Betrachtungen über die neue französische
Constitution . . . . . — 193
Berichtigung eines Aufsatzes über die Schweiz — 224
Verschiedene Denkungsart verschiedener Na-
tionen . . . . . — 238
Berichtigung . . . . . — 239
Ueber einen Zeitungs-Artikel im Journal
des Debats . . . . . — 241
Winke zu Erweckung des Nachdenkens . — 243
Sind wir wieder frei? . . . . . — 244
Dümouriez Urtheile vor zwanzig Jahren . — 247
Schreiben des Herrn Professors Zeune . — 252
Nachschrift des Herausgebers . . . . . — 259
Zwei Epigramme . . . . . — 263
An Buonaparte's Senat . . . . . — 265
Schreiben aus Paris . . . . . — 269
Was bezweckte Napoleon durch sein Gesetz-
Buch . . . . . — 274
Gedanke eines Patrioten in Preussisch-Lit-
thauen . . . . . — 280
Ideen über das politische Gleichgewicht . — 281
Deutsche Schande . . . . . — 307
Winke zu Erweckung des Nachdenkens (Fort-
setzung.) . . . . . — 309
Historische Rückerinnerungen . . . . . — 314

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 1.

Vollständiger Abdruck der Rede, welche der Graf Fontanes am 27sten December 1813 gehalten.

Die erste und heute zum Erstenmal erfüllte Pflicht des Senats gegen den Monarchen und das Volk — ist Wahrheit. Die außerordentlichen Umstände, in welchen sich das Vaterland durch die Eroberungssucht des Monarchen befindet, machen diese Pflicht noch strenger.

Der Kaiser selbst, so sehr auch stets die Wahrheit ihm verhaßt gewesen, fordert alle große Staats-Behörden auf, ihre Meinung frei zu äußern, woraus zu ersehen, daß sie solches vorher nicht thun durften. Ein wahrhaft königlicher, von dem Mächtigsten aller Menschen-Regierer, der Noth, erweckter Gedanke! eine heilsame, nur etwas späte Entwickelung jener moralischen Institute, welche die Macht, in den Händen eines Einzigen concentrirt, durch das Vertrauen aller

Leicht-

Leichtgläubigen befestigen, dem Throne die Bürgschaft der eingetrichterten National-Meinung, und den Völkern dagegen den, durch ihre zahllosen Aufopferungen wohl verdienten nur allzugeringen Lohn, das erkünstelte Gefühl ihrer Würde versichern.

So großmüthige Absichten dürfen nicht getäuscht werden, denn nur ihm ist Täuschung erlaubt.

Demzufolge hat die in Ihrer Sitzung vom 22sten December ernannte Commission, in deren Namen ich dasjenige zu sprechen die Ehre habe, was mir Allerhöchst vorgeschrieben worden, die auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers von dem Herrn Herzog von Vicenza ihr vorgelegten offiziellen Aktenstücke auf das reiflichste untersucht.

Ich sollte Ihnen wohl eigentlich sagen, wie viele dieser Aktenstücke gewesen und was sie enthalten, weil es scheint, daß Sie nur dadurch in den Stand gesetzt werden können, die Sache richtig zu beurtheilen. Solches will ich aber nicht thun, sondern Ihnen blos im Allgemeinen sagen: Unterhandlungen über den Frieden haben angefangen. Es ist nöthig, daß Sie von dem Gange derselben ohne Beleg von Aktenstücken unterrichtet werden. Wir wollen Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, zumal da es gewiß schon Allerhöchst dictirt worden. Eine einfache, obschon sehr künstlich gestellte, Erzählung der Thatsachen, soll Ihre gehorsame Meinung und durch diese, so Gott will, die Meinung des getäuschten Frankreichs bestimmen.

Als das östreichische Kabinet die Rolle des Vermittlers aufgab, weil unser Allergnädigster Herr die Rolle des Protectors nicht aufgeben wollte, als, nach Allem zu urtheilen, besonders nach dem Benehmen des Herzogs von Vicenza, der Prager Kongreß seiner Auflösung nahe war, oder vielmehr noch gar nicht angefangen hätte, wollte der Kaiser eine letzte Anstrengung seines Stolzes zur Friedensstiftung auf dem festen Lande versuchen. Der Herr Herzog von Bassano schrieb an den Hrn. Fürsten von Metternich. Er that den listigen Vorschlag, einen Punkt an der Grenze für neutral zu erklären und dort, selbst während der Fortdauer des Krieges, die Prager Unterhandlung, das heißt: die Bemühungen, die Einigkeit der Alliirten zu untergraben, wieder anzuknüpfen.

Unglücklicher Weise sind diese ersten Eröffnungen ohne Erfolg geblieben. Warum? das darf ich Ihnen nicht sagen.

Der Zeitpunkt in welchem dieser, dem Scheine nach friedfertige Schritt gethan wurde, ist wichtig. Er geschah am 18ten August. Die Schlachten von Lützen und Bautzen, so wie die Tapferkeit unserer Gegner, waren noch in frischem Andenken. Diese Protestation gegen die Verlängerung des Krieges trug also gewissermaßen das Datum jener beiden Siege, und ich darf versichern, daß, wenn noch damals die Alliirten sich dem französischen Scepter wieder unterworfen hätten, man ihnen wirklich den Frieden geschenkt haben würde. Aber die dringenden Aufforderungen

des französischen Kabinets zu einer solchen Unterwerfung waren vergebens: der Friede entfernte sich; die Feindseligkeiten fingen wieder an; die Ereignisse bekamen eine andere Gestalt, nemlich wir wurden überall geschlagen. Die Soldaten der deutschen Fürsten, vor Kurzem noch unsere Vasallen, denen wir die Ehre anthaten, sie Bundesgenossen zu titulliren, zeigten mehr als einmal, während sie noch gezwungen unter unsern Fahnen kämpften, eine nur allzuzweideutige Treue; sie waren so thöricht sich ein Gewissen daraus zu machen, als Deutsche gegen Deutsche zu Deutschlands Unterjochung zu fechten; mit Einemmale warfen sie die Bürde unserer Maske ab und gesellten sich zu unsern Feinden, ihren deutschen Brüdern.

Das geschah freilich erst, nachdem wir die Schlachten an der Katzbach, bei Dennewitz und bei Leipzig schon verloren hatten; es ist aber Sr. Maj. ausdrücklicher Wille, alle unsere Niederlagen so darzustellen, als ob sie blos durch den Uebergang der deutschen Truppen wären veranlaßt worden, und folglich habe ich die Ehre Ihnen zu sagen: Von diesem Augenblick an konnten die Berechnungen eines so glorreich eröffneten Feldzuges den erwarteten Erfolg nicht mehr haben. Der Kaiser erkannte, was seine besten Generale schon in Dresden erkannt hatten, daß es hohe Zeit sei, seinen Franzosen zu befehlen, das mit ihrem Blute gedüngte Deutschland zu räumen.

Er kehrte diesesmal mit ihnen zurück — Sie wissen, meine Herren, daß er sonst auf der Flucht sie weit hinter sich zu lassen pflegte — fast Schritt für Schritt kämpfend; und doch sollten noch auf dem schmalen Wege, den die miserablen Rosacken übrig ließen, und auf welchem so viele unerwartete, wiewohl sehr natürliche, Abfälle und unbekannt gebliebene geheime Verräthereien, die Flucht, die er seinen Marsch nennt, und seine Bewegungen beschränkt hatten, Trophäen seine Rückkehr bezeichnen und zwar Trophäen, die um so bewundernswürdiger sind, da der Feind nicht einmal weiß, daß er sie verloren hat. Sie errathen, meine Herren, daß ich von den zwanzig Fahnen spreche, welche Se. Maj. Dero Gemahlin als ein Leipziger Meßgeschenk zu übersenden die Gnade hatten.

Wir folgten ihm mit einiger Unruhe durch alle Hindernisse, die nur Er allein besiegen konnte. Mit Freuden sahen wir ihn, aber auch fast nur ihn allein, an seine Grenzen zurückkehren; nicht mit seinem gewohnten Glücke, aber nicht ohne trotzigen Heldenmuth und ohne edle Schaam über seinen verlornen Ruhm.

Nach der Rückkehr in seine Hauptstadt hat er seine Blicke von jenen, mit Millionen ihm geopferter Leichen besäeten, Schlachtfeldern gewendet, auf denen ihn die Welt funfzehn Jahre hindurch bewunderte und verfluchte; er hatte sogar seine Gedanken von jenen großen Planen zu einer Universal-Monarchie abgezogen, die er entworfen hatte. Ich bediene

mich

mich seiner eigenen Worte: er hat sich zum Erstenmal zu seinem Volke hingewendet, und wir haben, mit Allerhöchster Erlaubniß, unsere eigene Gefühle darin gelesen.

Er hat vor der Hand den Frieden gewünscht, bis er eine neue Armee auf den Beinen haben wird, und von dem Augenblicke, wo eine Unterhandlung möglich schien, geeilt ihr die gelähmte Hand zu bieten.

Die Zufälle des Krieges, oder frei heraus: gesagt, eine Gefangenschaft, haben den Hrn. Baron von St. Aignan in das Hauptquartier der verbündeten Mächte geführt. (Sie wollen gütigst bemerken, meine Herren, daß wir diesesmal seltner von Coalitionen sprechen.) Dort hat er den östreichischen Minister, Herrn Fürsten von Metternich, und den russischen Minister, Herrn Grafen von Nesselrode, gesehen; beide haben vor ihm, im Namen ihrer Höfe, in einer Unterredung die Präliminair-Grundlagen eines allgemeinen Friedens aufgestellt. Der englische Bothschafter, Lord Aberdeen, wohnte dieser Unterredung bei. Bemerken Sie diesen letzten Umstand wohl, Senatoren, er ist wichtig. Noch wichtiger mögte es Ihnen scheinen zu erfahren, worin diese Grundlagen des allgemeinen Friedens bestanden? ob und was der englische Gesandte dazu gesagt hat? allein solche Nebendinge werde ich Ihnen nicht erzählen.

Herr Baron von St. Aignan, beauftragt seinem Hofe Alles was er gehört hatte zu berichten, hat sich dieses Auftrages getreu entledigt;

ledigt; allein was er eigentlich berichtet hat, das werde ich Ihnen nicht erzählen.

Obwohl Frankreich mit Un-Recht andere Vorschläge erwarten durfte: so hat der Kaiser doch dem durch Noth erzeugten und durch Noth aufrichtigen Wunsche nach Frieden Alles aufgeopfert.

Er hat dem Herrn Fürsten von Metternich durch den Herrn Herzog von Bassano schreiben lassen, daß er den allgemeinen Grundsatz, der in dem vertrauten Berichte des Hrn. von St. Aignan enthalten war, als Grundsatz der Unterhandlung annehme. Ich wünschte Ihnen sagen zu dürfen, wie der Herr Herzog von Bassano sich eigentlich ausgedrückt hat; daraus würden Sie freilich am besten beurtheilen können, ob der Herr Fürst von Metternich Recht oder Unrecht hatte, als er in seiner Antwort an den Herrn Herzog von Bassano zu glauben schien, daß in der von Frankreich ertheilten Zustimmung noch einige Unbestimmtheit liege. Vor der Hand mögen Sie vermuthen, daß, wenn wir gleich unsere Kanonen, doch nicht die Schrauben unserer Politik verloren haben.

Hierauf, um alle Umstände zu beseitigen, gab der Hr. Herzog von Vicenza, nachdem er die Befehle Sr. Majestät eingeholt hatte, dem östreichischen Kabinet zu erkennen, "daß der "Kaiser den durch den Herrn von St. Aignan "mitgetheilten allgemeinen und summarischen "Grundlagen beitrete." Sie werden bemerken, daß, durch die vorsichtige Wahl dieser Ausdrücke, wir uns die Hände nicht gebun-

den

den haben, sondern, bei etwa veränderten Umständen, an dem Friedens-Gebäude selbst so lange mäkeln können, bis die Grundlagen wieder einstürzen. Das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza war vom 2ten December; es war am 5ten desselben Monats angekommen. Der Herr Fürst von Metternich hat es erst am 10ten beantwortet. Warum so spät? das würde vermuthlich aus der Antwort Ihnen klar werden, wenn man sie Ihnen zu lesen gäbe.

Diese Daten sind sorgfältig zu bemerken. Sie werden bald einsehen, daß sie nicht ohne einige Wichtigkeit sind; obgleich Sie wünschen mögten, lieber von dem Inhalt als von den Daten der Briefe unterrichtet zu werden.

Man darf gerechte Hoffnungen für den Frieden hegen, wenn man die Antwort des Herrn Fürsten von Metternich auf die Depesche des Herrn Herzogs von Vicenza liest; die man Ihnen aber nicht zu lesen giebt. Nur am Ende seines Schreibens kündigt er an, daß man, sehr natürlich, vor Eröffnung der Unterhandlung, mit den Alliirten sich berathen müsse. Diese Alliirten können, außer den Russen, Preussen und Schweden, keine andere als die Engländer seyn. Nun wohnte aber ja ihr Bothschafter der Unterredung bei, deren Zeuge Herr von St. Aignan war. Doch wir wollen nicht Mißtrauen erregen; wir wollen vielmehr aufrichtig erzählen, daß die Bothschafter der übrigen Mächte nicht zugegen waren.

Wir

Wir haben sorgfältig die Daten und nicht den Inhalt des letzten Briefwechsels zwischen dem französischen und östreichischen Kabinet bemerkt, weil es ja nicht darauf ankommt, was geschrieben worden, sondern an welchem Tage es geschrieben worden; wir haben gesagt, daß das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza am 5ten December hätte eintreffen müssen und daß man den Empfang desselben erst am 10ten meldete. Hoffentlich wird die Wiederholung dieses Umstandes, den ich mit der wichtigsten Miene vortrage, bei den Franzosen den Argwohn wecken, daß das östreichische Kabinet nicht aufrichtig den Frieden wünsche, und ist mir das gelungen, so ist mein edler Zweck erreicht. Denn wenn auch jenes Kabinet triftige Ursachen gehabt haben sollte, nicht früher zu antworten, so wollen wir schon dafür sorgen, daß sie nicht bekannt werden.

In der Zwischenzeit hat eine Zeitung, die gegenwärtig unter dem Einflusse der Verbündeten steht, trotz aller unserer Wachsamkeit, in ganz Europa eine Erklärung bekannt gemacht, welche mit der Sanction dieser Mächte bekleidet seyn soll. Es wäre höchst erfreulich für die Franzosen aber traurig für unsern Allergnädigsten Monarchen, solches glauben zu müssen.

Diese Erklärung hat einen, in den diplomatischen Verhandlungen der Regenten ungewöhnlichen, hochherzigen, uneigennützigen Charakter. Nicht mehr an unsern Monarchen, ihres Gleichen, richten sie ihre Beschwerden

und senden sie ihre Manifeste, weil sie es schon so oft vergebens gethan haben, an die bisher betrogenen Völker wenden sie sich. Und aus welchem Grunde schlägt man diesen neuen Weg ein? nicht etwa um sie aufzufordern, wie unser allerkostbarster Monarch 1809 die Ungarn aufforderte, sich einen neuen König zu wählen, oder wie er 1812 die Russen aufforderte, treulos an ihrem Kaiser zu werden; aus keiner andern Ursache, als um die gerechte Sache der verbündeten Völker den bisher in Unwissenheit erhaltenen Franzosen im rechten Lichte darzustellen und ihre Rechtlichkeit von der Herrschsucht ihrer Oberhäupter zu trennen, obwohl man ihnen weiß gemacht, daß das Staats-Interesse sie überall verschmolzen hat. Kann dieses Beispiel nicht für jeden Eroberer verderblich werden? soll man es in diesem Augenblick geben, wo die Gemüther, ohnehin durch den Verlust einer zweiten hingeopferten Armee empört, den Helden verabscheuen, der durch alle Krankheiten des Stolzes aufgeregt, sich so ungern unter die Macht der Nemesis beugen will, welche sie, die Verbündeten, schützt, indem sie ihrer edlen Kühnheit keine Schranken setzt. Und gegen wen ist dieser indirekte Angriff gerichtet? Gegen einen großen Mann, der den Dank aller Souverains verdiente, besonders den des Königs von Spanien, den er vom Throne stürzte; des Königs von Portugall, den er zwang, sein Reich mit dem Rücken anzusehen; der Könige von Neapel und Sardinien, die er übers Meer jagte; des türki-

schen

schen Kaisers, dem er mitten im Frieden Egypten entreißen wollte; des östreichischen Kaisers und des Königs von Preussen, welche er ihrer Länder beraubte; des russischen Kaisers, dem er seine alte Hauptstadt verbrannte; ja selbst solcher Souverains, deren Protektor er sich nannte; denn indem er den französischen Thron wieder herstellte, hat er den Vulkan, der sie alle bedrohte, verschlossen, und auf der Lava blieb nur Einer übrig, der sie Alle verschlang.

Man kann leider nicht leugnen, daß der Ton dieses sonderbaren Manifestes in gewisser Hinsicht, nemlich in Hinsicht auf die zahllosen, seit zwanzig Jahren erlittenen Kränkungen, sehr gemäßigt ist. Dies scheint zu beweisen, daß die Coalitionen — da entschlüpft mir das alte Lieblingswort doch wieder — Fortschritte in der Erfahrung gemacht haben, denn ungern mögten wir glauben lassen, daß die Verbündeten wirklich von dem edelsten aller Zwecke beseelt sind.

Vielleicht hat man sich erinnert, daß das Manifest des Herzogs von Braunschweig den Stolz eines großen Volkes beleidigt hatte. Wirklich fanden auch selbst diejenigen, welche die damals herrschenden Meinungen nicht theilten, als sie dieses schimpfliche Manifest lasen, sich an der National Ehre gekränkt. Alles das gehört zwar eigentlich nicht hieher, allein wir müssen alles versuchen, um die Franzosen glauben zu machen, die edle Mäßigung der Sieger sei blos eine List. Wir müssen keck behaupten: nur deshalb hat man

eine

eine andere Sprache angenommen. Europa, nun schon längst durch unsern Helden ermüdet, bedarf mehr der Ruhe, die er unaufhörlich stört, als der Leidenschaften, die er nicht bemeistern kann.

Aber wenn so viel Mäßigung in den feindlichen Kabinetten herrscht, warum bedrohen sie, während sie fortdauernd vom Frieden sprechen, ohne Unterlaß eine Grenze, die sie zu achten versprochen hatten, sobald sie sich nur nicht mehr über den Rhein erstreckte? Wußten sie denn nicht, daß, wenn sie jenseit des Rheines unthätig stehen blieben, unser friedfertiger Kaiser weit schneller und gewisser in alle ihre Forderungen gewilligt haben würde? — wußten sie denn nicht, daß, wenn sie ihm nur Zeit ließen, eine dritte Armee zu sammeln, Er sich derselben blos bedient haben würde, um am Friedensfeste eine große Wachparade zu veranstalten?

Wenn die Feinde so gemäßigt sind, warum haben sie die Kapitulation von Dresden nicht ratificirt? wir nennen das verletzt. Warum haben sie den edlen Klagen des Generals, der diesen Platz kommandirte, nicht Gehör gegeben? War es wohl erlaubt, die Kapitulation von seiner Seite für gebrochen anzusehen, blos weil er die Kanonen vernagelt und das Pulver vernichtet hatte?

Wenn sie so gemäßigt sind, warum haben sie nicht aller Kriegssitte gemäß das Auswechselungs-Cartel statt finden lassen? Die Antwort der Verbündeten, wollen wir, als unzureichend, lieber nicht berühren.

Warum

Warum endlich, wenn sie so gemäßigt sind, warum haben diese Beschützer der Rechte der Völker — ein Titel, der freilich weit rühmlicher und erhabener ist, als der eines Beschützers vom Rheinbunde — die Rechte der Schweizer-Cantone nicht geachtet? Warum sieht diese weise und, seit der Mediation unseres Kaisers nicht mehr freie Regierung, welche — obgleich ihre Truppen in unserm Solde stehen — sich im Angesicht von Europa für neutral erklärt hatte, in diesem Augenblicke die verbündeten Truppen friedlich durch ihre friedlichen Thäler und Berge ziehen, die wir so oft durch alle Greuel des Krieges verheert?

Mäßigung ist zuweilen eine bloße diplomatische List und ist, die Wahrheit zu gestehen, in dem Munde unsers Allergnädigsten Kaisers nie etwas anders gewesen. Wenn wir uns auch jezt desselben Kunstgriffs bedienen, (wie wir denn, unter uns gesagt, wirklich in diesem Augenblicke thun) wenn wir ebenfalls die von unserm Thron verbannte Gerechtigkeit und Treue zu Zeugen anrufen wollten, wie leicht würde es uns seyn die Leichtgläubigen zu überreden, daß wir wohl im Stande wären unsere Ankläger mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Jene aus Sicilien entflohene Königin, welche durch uns von einer Verbannung in die andere mit ihrem Mißgeschicke bis zu den Ottomannen wanderte, beweiset sie wohl der Welt, daß unsere Feinde so viel Achtung für die königliche Würde haben? Wir wissen freilich im Grunde

noch

noch sehr wenig von ihren Schicksalen und von den Beweggründen ihrer Reise, aber sie kann uns vor der Hand doch zu einer Phrase dienen.

Der Souverain von Sachsen hat sich den verbündeten Mächten überliefert, weil unser grosser Kaiser ihn im Stiche ließ. Hat er ihre Handlungen im October mit ihren Worten im April übereinstimmend gefunden? Hätten sie nicht, nachdem er ihnen alles mögliche Böse zugefügt, ihm im October aufs neue die Hände reichen sollen, die er im April so oft zurückgestoßen? Gerüchte von böser Vorbedeutung verbreiten sich in dem Moniteur, den wir einstweilen Europa nennen wollen; mögten sie nicht in Erfüllung gehn! sondern, wie alles vorhergehende, blos dazu dienen, den Franzosen Haß und Argwohn gegen die Verbündeten einzuflößen. Sollte man an diesem, durch Alter und Kummer gebeugten, von so vielen Tugenden gekrönten königlichen Haupte die freilich zu weit getriebene Achtung für unfreiwillig oder unbedachtsam beschworne Verträge so schwer strafen wollen?

Nicht daß wir, wie wir sonst schon oft gethan, von dieser Rednerbühne herab Regierungen verunglimpfen wollten, selbst wenn sie sich erlaubten uns zu verunglimpfen, was sie nie gethan haben. Wir haben seit der Leipziger Schlacht beschlossen, einen andern Ton anzustimmen. Aber was hindert uns, jene alten und bekannten auch gerechten Vorwürfe, womit gegen alle eroberungssüchtige Mächte,

die

die von Carl dem Fünften bis auf Ludwig den Vierzehnten, und von Ludwig dem Vierzehnten bis auf den Kaiser eine große, von ganz Europa verabscheute, Rolle gespielt haben, auf ihren wahren Werth zurück zu führen? Dieses System unsers Kaisers von Eroberung, von Uebergewicht, von Universal-Monarchie, war jederzeit das natürliche Feldgeschrei für alle Coalitionen, die diesem verhaßten System nicht unterliegen wollten, und — geben Sie wohl acht, meine Herren, jetzt werde ich etwas recht schlaues sagen — oft sahen diese Coalitionen, erstaunt über ihre Unklugheit, aus ihrem eigenen Schooße eine Macht hervorsteigen, die den Ehrgeiz jener, welche man angeklagt hatte, noch hinter dem ihrigen zurück ließ. Bemerken Sie, daß ich durch diese schöne Phrase den Saamen des Mißtrauens unter Verbündeten auszustreuen suche. Lassen Sie uns Gott bitten, daß man sie auf den hochherzigen Alexander oder den biedern Franz deute, und so das Unkraut recht bald unter den blühenden Waizen der Verbündeten sich mischen möge. Wir können allenfalls noch einige allgemeine Phrasen hinzufügen, um unter dem Schutz derselben unser Gewissen zu entledigen; als zum Exempel:

Der Mißbrauch der Gewalt steht mit blutigen Zügen auf allen Blättern der Geschichte Napoleons geschrieben; alle Nationen sind auf Irrwege gerathen, besonders die, die sich mit uns verbanden um Europa zu unterjochen; alle Regierungen haben das Maaß der Geduld

längst

längst überschritten, Alle müssen einander und besonders der unsrigen verzeihen.

Wenn, wie wir nothgedrungen diesmal gern glauben, die verbündeten Mächte den Frieden aufrichtig wünschen, das heißt, wenn sie einen Frieden machen wollen, der uns nicht hindert, so bald wir uns wieder erhohlt haben, die Rechte unserer Kanonen aufs neue geltend zu machen, so steht nichts seiner Herstellung entgegen.

Wir haben durch Zergliederung der officiellen Aktenstücke, die Ihnen weder ganz noch theilweise vorgelegt worden, bewiesen, daß der Kaiser den Frieden endlich will und ihn selbst durch Opfer erkaufen wird, wobei seine große und weite Seele allen persönlichen Ruhm vor der Hand bei Seite zu setzen scheint — ich sage scheint — um sich endlich zum Erstenmal blos mit dem, womit ein guter Regent sich sonst immer zuerst zu beschäftigen pflegt, nemlich mit den Bedürfnissen der Nation zu beschäftigen.

Wenn man einen Blick auf diese, aus widerstrebenden Elementen gebildete und doch so verdammt einige Coalition wirft; wenn man diese nicht zufällige und zwar seltsame aber bewundernswürdige Mischung so vieler von der Natur zu Nebenbuhlern bestimmten Völker betrachtet, die durch allgemeine Gefahr vereinigt worden sind; wenn man bedenkt, daß mehrere durch mit uns geschlossene unüberlegte Bündnisse sich nicht mehr gefesselt halten, sondern sich gegen uns kehren und uns Gefahren aussetzen, die leider kein Hirngespinnst

sind,

sind, so kann man unmöglich einen andern Glauben hegen, als daß ein auf so allgemeines, folglich nicht ungleichartiges Interesse gegründeter Bund von langer Dauer seyn werde.

Sehe ich nicht mitten in den feindlichen Reihen jenen Fürsten, zwar mit allen französischen Gefühlen in einem Lande geboren, wo sie vielleicht am thätigsten wirken, aber durch die übermüthigste Behandlung aufs äußerste gebracht? Der Krieger, welcher ehemals Frankreich vertheidigte, kann zwar nicht lange gegen Frankreich gewaffnet bleiben und ist auch nie gegen Frankreich gewaffnet gewesen; aber schwerlich wird er das siegreiche Schwerdt dem zu Gefallen in die Scheide stecken, der ihm Schwedisch-Pommern so gewaltthätig raubte und der in der Leipziger Zeitung ihn so unfürstlich mißhandeln ließ.

Können wir vergessen, daß noch unlängst ein Monarch des Nordens, und zwar der Mächtigste von Allen, auf die heuchlerische Freundschaft des großen Mannes, den er heute bekämpft, getäuschte Hoffnungen für die Ruhe von Europa und, wenn diese erfüllt worden wären, einen Theil seines Ruhmes gründete? —

Unsere schüchtern gewordene Blicke fallen mit Vertrauen auf jenen Kaiser, dem der unsrige so viele schöne Provinzen entriß, ihm den alten Thron von Deutschland raubte und auch den von Ungarn rauben wollte, den so viele Bande an die unsrigen

knüpfen, der uns, wenn auch nicht das freiwilligste, aber doch das schönste Geschenk mit einer geliebten Monarchin machte; der in seinem Enkel den Erben des französischen Reiches sieht.

Bei so vielen Bewegungsgründen zur Versöhnung und zum Einverständniß, und da wir uns herablassen sogar einen Mitleiden erflehenden Ton anzustimmen, sollte denn der Friede so schwer seyn?

Man bestimme augenblicklich den Ort der Conferenzen; man lasse die gegenseitigen Bevollmächtigten sich versammeln, während der Krieg fortgesetzt wird, mit dem edlen Vorsatze der Welt den Frieden zu schenken; eine gleiche, bisher freilich uns ganz ungewöhnliche Mäßigung herrsche in den Beschlüssen und in den Aeußerungen. Der sonst bei allen Gelegenheiten von unsern Bothschaftern bewiesene Uebermuth werde diesmal ganz vermieden. Die fremden Mächte selbst haben es in der Erklärung die man ihnen zuschreibt ausgesprochen: "Eine große Nation soll des-"halb nicht herab sinken, weil sie nun auch "Unfälle in einem hartnäckigen blutigen Kampfe "erfuhr, in welchem sie mit gewohnter Kühn-"heit gefochten hat."

Diesen Worten dürfen wir vertrauen, denn in dem Munde solcher Fürsten sind sie keine Phrasen unsers Moniteurs.

Senatoren! wir würden die Pflichten nicht erfüllt haben, welche Sie und der, dessen gehorsames Organ Sie sind, von Ihrer Commission erwarten, wenn nach der so augen-

schein-

scheinlichen, nur nicht das Gemüth überzeugenden Darstellung der friedfertigen Gesinnungen des Kaisers unsere letzten Worte das Volk zwar nicht an das erinnerte, was es sich selbst, aber doch an das, was es dem Monarchen nach seiner Meinung schuldig ist.

Der Augenblick ist entscheidend, unsere Heere sind vernichtet. Die Fremden führen eine friedliche Sprache und denken auch friedfertig; aber einige von unsern Grenzen sind überschritten und der Krieg ist vor unsern Thoren. Sechs und Dreißig Millionen Menschen können ihrem Ruhme und ihrer Bestimmung nicht untreu werden, wenn sie nemlich ihren Ruhm darin setzen, unabhängig zu seyn und ihre Bestimmung, die Früchte ihres Fleißes in Ruhe zu genießen. Angesehene Völker haben in diesem großen Kampfe, zu dem sie mit Gewalt hingezogen wurden, zahlreiche Unfälle erlitten, ohne muthlos zu werden; mehr als einmal haben sie den Kampf aufgeben und der Uebermacht des Eroberers weichen müssen; ihre Wunden triefen noch von Blut, ihre Städte rauchen noch. Jetzt haben auch Frankreich in dem muthwillig angefangenen Kampfe, einige derbe Schläge des Schicksals getroffen; aber Frankreich fühlt sich nicht niedergedrückt, es ist — und durfte — stolz seyn auf seine Wunden wie auf seine vergangenen Siege, wenn es jene im gerechten Kampfe geholt, diese im gerechten Kampfe erfochten hätte. Die Muthlosigkeit im Unglücke wäre noch unverzeihlicher als der Uebermuth

im

im Glücke, denn daß wir den letzten uns stets verziehen haben, ist bekannt. Indem wir also nach Frieden rufen, müssen allenthalben — und das ist eigentlich der einzige Zweck meiner Rede — die Vorkehrungen zum Kriege, selbst um den Unterhandlungen Kraft zu geben, beschleunigt werden. Wir müssen uns rund um dieses von Blut triefende Diadem vereinigen, welches der Höllen Glanz von funfzig Siegen, ungetrübt durch ein vorübergehendes Donner-Gewölk umstrahlt. Nicht lange verläßt das Glück Nationen, die, indem sie ihre schimpflichen Ketten zerbrechen, sich selbst nicht verlassen.

Dieser Aufruf von der sogenannten National-Ehre ist eigentlich von dem heißen Wunsch, noch einen dritten Gang zu versuchen, scheinbarlich aber selbst von der Liebe zum Frieden eingegeben, zu jenem Frieden, welchen man nicht durch Schwäche, aber wohl durch Standhaftigkeit erhält, indem man von einem Despoten Mäßigung und Gerechtigkeit erzwingt; zu jenem Frieden endlich, welchen der Kaiser durch eine neue, ihm sonst völlig fremde Art von Muth, mit großen Opfern zu erkaufen und nicht eher zu brechen verspricht, bis die beschnittenen Flügel seiner Adler wiederum gewachsen sind. Wir haben das süße Vertrauen, zwar nicht zu ihm aber doch zu der Noth, daß seine und unsere Wünsche in Erfüllung gehen werden und daß diese tapfere Nation, nach so langen umsonst getragenen Mühseligkeiten und so vielem vergebens vergossenen Blute, unter dem

Schutze

Schutze eines Thrones endlich ausruhen wird, der keines neuen Ruhmes, nur eines menschlichen, von Eroberungssucht geheilten Fürsten bedarf und der forthin, statt von Bildern des verwüsteten Europa, nur noch von den Bildern der allgemeinen Wohlfahrt umgeben seyn will.

Vollständige Antwort des Kaisers Napoleon an den Senat, der ihn ersuchte die Waffen niederzulegen.

Ich bin wie gewöhnlich von den Gesinnungen, welche Sie mir bezeugen, gerührt. Aus den diplomatischen Aktenstücken, welche ich Einigen von Ihnen auf die ich mich verlassen kann zur Einsicht habe vorlegen lassen, haben Sie nicht ersehen und brauchen auch nicht zu wissen, was ich zu Erlangung des Friedens thue oder thun sollte. Die Aufopferungen, welche die von den Feinden vorgeschlagenen und von mir *cum reservatione mentali* angenommenen Friedens-Bedingungen erheischen, sollen mich nicht gereuen, so lange ich hoffen darf, in Kurzem neu gerüstet auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Das Glück der Franzosen, wenn sie es in meinem persönlichen Ruhme finden, ist der einzige Zweck meines Lebens. Indessen sind, als Folge meiner Operationen, mehrere Provinzen, das Bearn,

der

der Elsaß, die Franchecomté und Brabant vom Feinde angegriffen. (Bemerken Sie, Senatoren, daß ich zum Erstenmal diese Provinzen wieder bei ihrem alten Namen nenne, wozu ich gute Gründe habe.) Das Geschrei nach Hülfe, welches jener Theil meiner verwahrlosten Familie jetzt erhebt, zerreißt mir zwar nicht das Herz, denn ich habe keines, setzt mich aber in Verlegenheit. Ich rufe die Franzosen von Paris, von der Bretagne, von der Normandie, von der Champagne und von den andern Departements auf, sich zur Rettung ihrer Brüder zu erheben und einen Landsturm zu bilden, über den ich so oft mich lustig gemacht habe. Könnten wir sie im Unglück, welches ich herbei gerufen, ihrem Schicksal überlassen? Friede und Befreiung des französischen Gebiets muß unser Loosungswort seyn, da Krieg und Universal-Monarchie es vor der Hand nicht seyn kann. Wenn das Volk sich in Masse erhebt, so werden die Fremdlinge vielleicht fliehen, so wie wir aus Rußland und Deutschland geflohen sind. Auf die vom Feinde selbst vorgeschlagenen Bedingungen wollen wir, wenn es nicht anders seyn kann, den Frieden eingehen. Von Wiedererlangung unserer bisherigen Eroberungen ist jetzt die Rede nicht mehr und soll nicht eher davon gesprochen werden, bis wir wieder mit Fünfmalhunderttausend Mann ins Feld rükken können.

Schrei-

Schreiben eines Offiziers aus Breda, vom 16ten Januar 1814.

Wir haben beim Vorrücken auch französische Zeitungen gefunden, die voll der größten Schmähungen sind. Man versucht auch jetzt noch alle Mittel, um das Volk gegen uns aufzubringen, denn es heißt unter andern: "Der "Feind ist in unser Land eingerückt und beträgt "sich so, wie es von den Barbaren zu erwar"ten steht, — überall wird geplündert, indeß "die schönsten Proklamationen wegen Sicher"heit des Eigenthums u. s. w. erlassen wer"den; dem Feinde ist auch das Heiligste nicht "heilig — jede Schandthat erlaubt er sich und "tritt das Völkerrecht mit Füßen. [1]) — Alle "Handwerker aus Frankreich werden nach Si"birien geführt, um die Kolonien der Barba"ren zu bevölkern, [2]) und sicher würden auch "Engländer bei ihrem etwanigen Einrücken in "Lyon durch die nordischen Barbaren die Ma"nufakturen zerstöhren lassen, um die ihrige in "Auf-

[1]) Sollte man nicht glauben, alles das wäre aus einer russischen Zeitung im Sommer des Jahres 1812 entlehnt, als die Franzosen alle russischen Kirchen plünderten u. s. w.?

[2]) Da die Franzosen es nicht der Mühe werth gehalten haben, Rußland erobern zu wollen, so wäre es wohl ganz billig, wenn man ihnen Gelegenheit verschaffte, dies barbarische Land nun durch ihren Kunstfleiß zu verfeinern; aber

In Rußands heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht.

"Aufnahme zu bringen. [3]) — Franzosen, greift "also alle zu den Waffen, auch Weiber und "Kinder müssen davon nicht ausgenommen "seyn. — Ein Weib kann ihren Einquartier- "ten im Schlaf umbringen, [4]) ein Kind kann "mit einem Messer den Kavallerie-Pferden im "Stalle die Fersen durchschneiden — ein alter "Mann kann ihnen, als Bothe dienend, sich "ihnen geneigt zeigen, sie in unwegsame Ge- "genden leiten, und dann verlassen, kurz ein "Jeder kann offen oder verdeckt ihnen schaden, "und es ist Zeit, daß wir ohne Barmherzigkeit "gegen diese Barbaren verfahren u. s. w. [5])

---

[3]) Das wäre Kleinigkeit gegen Alles was Napoleon gethan hat, um die englischen Manufakturen zu vernichten. Lyon ist nur eine Stadt, aber die Dekrete von Berlin und Mailand sollten alle englische Fabrikstädte zerstören.

[4]) Das ist Völkerrecht.

[5]) Sollte man nicht auch die Brunnen vergiften, und, gleich den Spaniern vormals in Amerika, die Hunde abrichten, um die Wilden (oder Barbaren) zu erwürgen? — Wenn jemals eine deutsche Zeitung solche teuflische Grundsätze gepredigt hätte, wie würde Napoleon im Moniteur sich haben vernehmen lassen! und doch wäre den Deutschen die Nothwehr zu verzeihen gewesen; die Franzosen hingegen haben nur Einen Feind — ihren Kaiser.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 2.

Die natürliche Grenze der Völker.

Herr Professor Arndt hat ein anmuthiges Büchlein geschrieben, betitelt: Der Rhein, Teutschland's Strom, aber nicht Teutschland's Grenze, in welchem er unter andern behauptet, es gebe nur Eine natürliche Grenze, nemlich die Sprache. Gott habe die Verschiedenheit der Sprachen gesetzt, damit nicht Ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Ich muß bekennen, daß diese klangreiche Auslegung von Gottes Absicht mir unverständlich ist. Wollte Gott lieber mehr als Einen nichtswürdigen Sklavenhaufen? oder werden die Völker zu Sklavenhaufen wenn sie nur Eine Sprache reden? — Beides scheint mir zweifelhaft. Doch das nebenher.

"Die verschiedenen Sprachen" fährt der Verfasser fort, "machen die natürliche Schei-"dewand der Völker und Länder."

Das war es eigentlich, was ich betasten — nicht antasten — wollte. Wenn die Sprachen

die

die Scheidewand machen, so ist es fürwahr nur eine spanische Wand, die man nach Gefallen verrücken kann so oft man will. Der Verfasser hat das selbst wohl gefühlt, denn eben da er uns beweisen will, daß unsre Grenze vor dreihundert Jahren nach seinem Grundsatze abgemarkt gewesen, stößt er plötzlich auf die Böhmen und Mähren und gesteht, daß einige Millionen Slaven zu Deutschland gehörten. Wie hilft er sich? — er meint sie hätten dazu gehören müssen, als ringsum von deutschen Landen umgeben, und aus dem allgemeinen Völkergetümmel früherer Jahrhunderte als fremdartige Bestandtheile übrig geblieben. Solche wohnten auch in Südöstreich, in der Lausitz, in Schlesien, in Hinter-Pommern. Die unterjochten Preussen waren auch noch vorhanden. Die unterjochten Letten und Ehsten sind es noch. Mich dünkt daher, der Verfasser habe zu viel bewiesen, wie ihm solches oft zu wiederfahren pflegt. Um mich eines gemeinen Sprüchworts zu bedienen: er verschüttet gar zu oft das Kind mit dem Bade. Denn auf diese Weise hängt die natürliche Grenze von der Willkühr eines glücklichen Eroberers ab, und das sollte eine natürliche Grenze doch wohl nicht.

Als die Römer so ziemlich Herren der bekannten Welt waren und ihre Sprache nach den fernsten Himmelsgegenden verbreiteten, da mogte es ihnen, den Eroberern, wohl anstehen zu sagen: alle diese Länder hat die Natur bestimmt von uns beherrscht zu werden, denn bis an die äußerste Grenze wird unsere Sprache

geredet,

geredet, und wo es nicht geschieht, da müssen sie doch zu uns gehören, als ringsum von römischen Ländern umgeben. Diese Art zu schließen muß Herr A. billigen, denn er selbst sagt: die Küstenländer längs der Ostsee hätten deshalb mit Fug und Recht zu Deutschland gehört, weil tapfere deutsche Ritter sie vor dreihundert Jahren (es ist viel länger her) dem Reiche und dem Christenthum erobert und deutsche Verfassung, Art und Sprache dort eingeführt hätten.

Wenn also Napoleon ganz Deutschland seinem Reiche erobert und — wie offenbar sein Bestreben war — die französische Verfassung, Art und Sprache eingeführt hätte, so würden die Franzosen nach dreihundert Jahren mit vollem Recht haben sagen dürfen: Deutschland muß zu Frankreich gehören, denn es liegt innerhalb dessen natürlichen Grenzen. Daraus würde folgen, daß etwas Unrechtes nach dreihundert Jahren Recht werden kann und das ist eine böse Folge. Der Verfasser sieht daraus, daß, wenn die Franzosen den Spieß umkehren, wir mehr dabei verlieren als gewinnen.

Das verhaßte Recht der Eroberung ist keine solche Spinne, von der man fabelt, in eine Schachtel verschlossen werde sie nach Jahrhunderten zum Diamant.

Der Herr Professor schilt selbst auf die "Eroberungswuth, die Gottes Naturgang "störe und alles Fremdeste und Ungleichste "zusammen schütte und mische" und dennoch erwähnt er mit vieler Behaglichkeit der tapfern

deutschen

deutschen Ritter, welche die Ostseeküsten, fürwahr auf die schändlichste Weise, erobert haben. Hatten denn die Preussen, die Letten, die Ehsten, kein Recht ihnen zuzurufen: Ihr stört Gottes Naturgang? ihr schüttet und mischt das Fremde und Ungleiche?

In der That, es mögte Manchem scheinen, der Verfasser habe selbst einen kleinen Hang zu Eroberungen, und man dürfe sich Glück wünschen, daß er nicht an der Spitze von 300,000 Mann steht; er würde dann in der Geschichte noch etwas weiter zurück gehen, als bis auf Cäsar, und die deutsche Sprache, oder wenigstens einen Dialect derselben, auch in Persien finden, welches bekanntlich der rein deutschen Worte viele in seiner Sprache hat.

Wenn Herr A. versichert: "nach den Bestandtheilen der deutschen Sprache haben sich "auch gewöhnlich die Völker und Länder in "ihre Bestandtheile abgesetzt und geschieden" so verstehe ich gar nicht, was er damit sagen will. Was sind denn die Bestandtheile der Völker? Einzelne Menschen, wie mich dünkt; und die Bestandtheile der Länder? Einzelne Bezirke. Nun versuche man diese Begriffe mit dem obigen Satz zu vereinen; was kommt dabei heraus? nichts, oder etwas sehr seltsames, nemlich: die Völker und Länder haben einzelne Menschen und einzelne Bezirke abgesetzt.

Wir arme Sterbliche, die wir von den tausendmal tausend Folianten der Weltgeschichte kaum Eine Seite gelesen haben, wie mögen wir wissen, wie viele hundert Sprachen vormals

mals in ganz — halb — und viertel Deutschland gesprochen? wie oft folglich schon die natürliche Grenze verrücket worden? Aber eine Grenze die in der That natürlich seyn soll, muß unverrückbar seyn; denn wenn der Verfasser meint, man könne Gottes Naturgang stören, so irrt er sehr.

Doch wenn die Sprache keine natürliche Grenze macht und Berge, Meere, Flüsse nur eine sehr unvollkommene; welche natürliche Grenze haben denn die Völker? — Sie haben gar keine.

Vom Elephanten kann man sagen: er lebt nur in heißen Ländern, und vom Rennthier: es gedeiht nur in Lappland; vom Brodtfruchtbaum kann man sagen: er wächst nur auf den Südsee-Inseln, und vom Weinstock: er gedeiht nur in gemäßigten Himmelsstrichen. Also Thiere und Pflanzen haben natürliche Grenzen, nicht so der Mensch; der zeichnet sich, vor Allem was die Schöpfung in sich faßt, eben dadurch aus, daß er in jeder Zone leben kann und daß, wenn am Abhang des Chimborasso nicht das kleinste Moos mehr keimt, ein Humbold doch noch höher hinauf steigen darf. Der Mensch lebt in allen Längen und Breiten, auf Bergspitzen und in morästigen Thälern, ja sogar unter der Erde in den Goldgruben von Potosi und in den Salzgruben von Wiliczka, und wo er lebt, da vermehrt er sich und wo er sich vermehrt, da greift er um sich, verdrängt die Nachbarn oder mischt sich mit den Nachbarn, trägt seine Sprache zu ihnen oder nimmt die ihrige an; wo bleibt denn die natür-

türliche Grenze? — mit eben dem Rechte könnte man von einem, mit Bohnen besäeten, Gartenbeete behaupten, die Bohnen machten die natürliche Grenze dieses Beetes. Der Gärtner aber lacht, gräbt es um und pflanzt Kohl hinein.

Einst mogte das Meer, und allenfalls auch die Wüste Sahara für eine natürliche Grenze gelten, aber seit die Schiffahrt erfunden worden und Caravanen im Gange sind, ists auch damit vorbei. Die Menschen ruhen nicht eher bis sie überall hinkommen, wo es etwas zu beherrschen giebt, denn — Helvetius wird doch wohl Recht behalten — Herrschsucht ist die eigentliche Erbsünde. Freilich ist Einer mehr damit behaftet als der Andere, und wehe! wenn diese, ohnehin unheilbare, Krankheit auf dem Thron krebsartig wird! dann erlebt man was wir leider erlebt haben; dann werden die Grenzen unter einander geworfen, wie die zerschnittenen Landcharten, mit welchen die Kinder spielen.

Dem Himmel sei Dank, daß der Fall doch selten ist, wo unter Allen der Herrschsüchtigste gerade auf einen Thron geworfen wird.

Was ist aber zu thun, wenn er einmal darauf sitzt? — Nichts anders auf der Welt, als ihn herunter zu stoßen, oder — wenn man das nicht kann — die Arme geduldig den Fesseln entgegen zu strecken. Einen Mittelweg giebt es hier nicht. Den Störefried besiegen — Einmal — zweimal — dreimal? umsonst! er wird zum viertenmal wiederkommen. Eher würde man einem Trunkenbold das Saufen

abge-

abgewöhnen, als einem Herrschsüchtigen die Eroberungswuth. Ich habe immer lächeln müssen und lächle noch, wenn man vom Frieden mit Napoleon spricht. Wer mit ihm einen sichern Frieden möglich wähnt, der mag ein sehr braver Mann seyn, aber ein Menschenkenner ist er nicht. Wo wäre die Bürgschaft für des Friedens Sicherheit? — Herrn Arndts natürliche Grenze? — die achtet er eben so wenig, als die von dem Herrn Professor gepriesenen deutschen Ritter sie achteten, welche die Ostseeküsten eroberten.

Sein Wort? — das kennen wir. Festungen? die sichern heutzutage keine Grenze, eben so wenig als Berge und Ströme.

Wenn man Eierkuchen backen will — sagte vor mehrern Jahren ein entschlossener Mann bei einer gräßlichen Gelegenheit — so muß man die Eier zerbrechen. Mit besserm Recht darf und muß jetzt jeder Deutsche das wiederhohlen. Auf welche Weise das Sprüchwort hier in Handlung gesetzt werden soll? das entscheide die Weisheit unserer Fürsten. Ob ein Paar Provinzen mehr oder weniger zu Deutschland gezählt werden sollen, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur in nachbarlicher Ruhe zusammen leben. Gewinnt aber die gewohnte Milde unserer Fürsten die Oberhand — wird der Giftbaum nicht mit der Wurzel ausgerissen — nun so werde ich zwar nicht, wie der Herr Professor Arndt droht, ein anderes Vaterland suchen, aber ich werde mir wenigstens keine Güter am Rhein kaufen.

Ein

Ein Phänomen.

Daß drei mächtige Fürsten zu Einem großen Zwecke sich verbunden haben, das ist nichts neues in der Geschichte; aber etwas ganz neues, unerhörtes ist es, daß drei mächtige verbundene Fürsten zugleich drei ehrliche Männer sind. Daher der Geist der Rechtlichkeit, der in ihrem Bunde weht und alle Völker unwiderstehlich anspricht. Das ist, so lange die geschichtliche Welt besteht, noch nicht da gewesen, und wird in tausenden von Jahren schwerlich wiederkommen. Man zeige mir in der Geschichte auch nur ein einziges Beispiel eines Bundes, der von drei Machthabern blos auf Rechtlichkeit gegründet und durch Rechtlichkeit geltend gemacht worden.

Denn man glaube doch ja nicht, die Waffen hätten hier das beste gethan. Das Eisen ist stark, aber es wäre doch nur ein unnützer Klumpen ohne das Feuer in dem es geschmiedet worden. Jene Waffen mußten von Menschen geführt und diese Menschen mußten gewonnen werden. Es kam nicht mehr darauf an, Rekruten auszuheben, Nationen mußten zu Felde ziehen; allein Nationen, die nicht mehr Barbaren sind, ziehen nicht zu Felde, wenn der Zweck des Krieges unrechtlich ist. Wir haben ja das Beispiel an den Franzosen, die vergebens zum Landsturm aufgeboten werden. Die Conscription haben sie sich gefallen lassen, weil sie dabei sich als des

Zweckes

Zweckes untheilhaftig ansahen; den Landsturm lassen sie sich nicht gefallen, weil sie mit ihrem Kaiser nicht einverstanden sind.

Meint man, in allen deutschen Ländern würden die Völker so herzu geströmt seyn und tausend Eltern aus allen Ständen ihre letzten oder einzigen Söhne gebracht haben, wenn nicht der Zweck des heiligen Krieges jedes unverdorbene Gemüth so laut angesprochen hätte?

Allein fürwahr, auch das ist noch nicht genug; die Völker mußten auch glauben und innig überzeugt seyn, daß dieser rechtliche Zweck nicht blos vorgespiegelt werde, daß es kein bloßer Fechtersteich der Politik sei, wie durch so viele dergleichen Napoleon uns bethört hat, ehe wir ihn kannten. Und was konnte diesen Glauben, diese Ueberzeugung den Völkern geben? — Einzig und allein die Kenntniß von den Charactern der drei verbundenen Fürsten; mit Einem Wort: man wußte, daß sie drei ehrliche Männer sind.

Ich glaube es ist Bredow, der irgendwo in einer seiner gehaltreichen historischen Schriften gesagt hat: es sei seltsam, doch durch Erfahrung erwiesen, daß, so oft Könige und Kaiser persönlich zusammen gekommen, fast immer ein Unheil daraus entstanden sei. Wenn die Bemerkung wahr ist — wie sie denn allerdings sich oft bewährt hat — so hat wenigstens diesesmal eine glänzende Ausnahme statt gefunden; denn ich halte mich überzeugt, daß gerade diese persönliche Zusammenkunft

und

und dieses persönliche Zusammenbleiben die Quelle unsers Heils geworden ist.

Minister — auch die besten — können ihr Ich vom Minister nie ganz scheiden, denn sie bleiben Menschen. Ich räume gern ein, daß sie vor allen Dingen ihren Fürsten und dem Vaterlande dienen wollen, aber sie wollen auch Ruhm erwerben, und wer mögte ihnen das verargen? — Doch das was eines Fürsten höchster Ruhm werden kann, ist selten der Ruhm eines Ministers, wenigstens nicht in seinen Augen. Durch diese göttliche Mäßigung, welche unsere Monarchen beweisen, erheben sie bei Mitwelt und Nachwelt sich über ihre Thronen empor! indessen dieselbe Mäßigung, wenn sie das Werk eines Ministers wäre, vielleicht mit Undank aufgenommen würde; denn jenen Machthabern traut man das wahre Motif — Großmuth — zu, den Minister aber würde man vielleicht kleinmüthig schelten. Auf jeden Fall ist ein Friedensschluß glänzender, in welchem viele Abtretungen ausbedungen werden; der Fürst kann dieses Glanzes entbehren, selten der Minister. Darum bleibt es mir klar, daß wir nur der persönlichen Zusammenkunft unsrer Monarchen die herrliche Rechtlichkeit verdanken, mit der wir sprechen hören und handeln sehen.

Das hatte freilich Napoleons allberechnendes Genie nicht berechnet, daß er in seinen gekrönten Feinden auf drei so ehrliche Männer stoßen würde, denn wenn die alte und neue Geschichte seine Lehrmeisterin war, so hatte sie

auf

auf diesen Fall ihn doch nicht vorbereiten können, weil sie nichts davon wußte. Er, der die Menschen überhaupt so tief verachtet und die Tugend für einen leeren Namen hält; wie konnte es ihm einfallen, daß er sie auf dem Throne, ja daß er sie auf drei Thronen finden würde! — Dieses Phänomen hat alle seine Berechnungen zu Schanden gemacht.

Aber wer bewundert nicht die Muttergüte der Vorsehung, die ein solches Phänomen gerade in dem Augenblicke erscheinen ließ, wo es allein Europa retten konnte? Denn gesetzt die verbündeten Mächte hätten einer gerechten Rache oder der Vergrößerungssucht Raum gegeben, wer von uns würde das Ende dieser Kriege erlebt haben? —

Da es nun aber, Gott sei Dank, nicht so ist, und da wir mit dem Himmel der reinsten Freude in unsern Blicken zu unsern Monarchen empor schauen dürfen, wie kann es noch Leute geben, die da fürchten und plaudern: "ja "wenn Napoleon überwunden, der Krieg mit "ihm geendigt seyn wird; dann erst wird die "Zwietracht ihr Unkraut unter den Waizen "streuen und aus der Schwierigkeit, die neue "Ordnung der Dinge zu vollenden, aus den "Ansprüchen, die jede der siegreichen Mächte "an der Mitwirkung behaupten wird, kann "leicht eine neue blutige Fehde entspringen."

Eitle Furcht! die edlen Fürsten, die einem Manne die Hände zum Frieden reichen konnten, der sie so oft, so tödtlich beleidigt hatte, die sollten unter sich den Frieden nicht erhalten? Die dem Feinde der Menschheit bewiesene

sene Mäßigung könnte die Menschen-Freunde verlassen? —

Ruhig! wir werden Frieden haben. Unsere Kinder, Enkel und Urenkel werden Frieden haben. Sie werden uns bedauern, daß wir lebten in einer so qualvollen Zeit; sie werden uns aber auch beneiden, daß wir lebten unter Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz!

Bittschrift der hamburgischen Esel, an Se. Excellenz den Herrn M. D.

Wir, die hamburgischen Esel — sonst so geduldig als irgend ein deutsches Vieh nur immer gewesen seyn mag — sehen uns dennoch gemüssigt, zu Bewahrung unsrer uralten Rechte, Ew. Excellenz mit Klagen und Bitten zu behelligen. Es ist nemlich ein Befehl des Herrn Maire Rüder zu unsern langen Ohren gekommen, Kraft dessen diejenigen Einwohner der guten Stadt Hamburg, welche auf gefrornen Gewässern gefunden werden, in die Wache wandern und daselbst verbleiben müssen, bis sie ausgegeben und eingenommen haben; ausgegeben nemlich eine Geldbuße von zwei Mark und eingenommen Stockprügel.

Bis hieher haben wir eine herzliche Freude über diesen Befehl gehabt, Erstens, weil die Bürger sonst immer uns Esel geprügelt haben, nun aber wiederum geprügelt werden, wenn gleich

gleich nicht von uns Eseln. Zweitens: weil die arretirten Militairs für dasselbe Verbrechen keine Prügel bekommen, sondern allein die Bürger, welches uns ergötzlich scheint, da es sonst umgekehrt war. Nun kommt aber der hinkende Bote (bei welcher Redensart wir Ew. Excellenz bitten, ja nicht an den Altonaer Merkur zu denken, der für uns kein Bote sondern verboten ist). Der Herr Maire hat einige Ausnahmen zu machen beliebt. Militair-Arbeiter, Aufeiser, Wasserträger und Wasserträgerinnen, diese vier Classen, aus lauter Menschen bestehend, haben ganz allein das Recht, sich auf dem Eise zu erlustiren; aber nicht einem einzigen vierbeinigen Geschöpfe ist dies schöne Privilegium zugestanden, nicht einmal uns Eseln, welches die himmelschreiendste Ungerechtigkeit ist.

Wir überlassen es den Hunden, Pferden u. s. w. ihre Nothdurft selbst vorzubringen und beschränken uns lediglich auf unsere langohrige Zunft, welche auch ohne Zweifel ihr Recht am bündigsten erweisen kann.

Es wird Ew. Excellenz nicht unbekannt seyn, daß ein altes deutsches Sprüchwort vorhanden ist, zu welchem wir Esel die Veranlassung gegeben haben, nemlich: wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis tanzen. Allerdings hat unser weit verbreitetes Geschlecht seit grauen Zeiten diese löbliche Sitte beobachtet und wir sind nicht gesonnen sie in Vergessenheit zu bringen. Ew. Excellenz werden vor allen Dingen fragen: ob wir denn auch die erforderlichen Eigenschaften besitzen?

das heißt, ob uns zu wohl ist? — Hierauf erwiedern wir in freudiger Demuth: ja, uns ist jetzt ganz cannibalisch wohl zu Muthe. Der Ursachen sind mancherlei. Erstens, das schöne Gras, welches jetzt so häufig in den hamburger Straßen wächst, daß wir immer Nahrung vollauf und nicht weit zu suchen haben. — Zweitens, die ansehnliche Verminderung der Säcke, die wir sonst nach der Mühle schleppen mußten. — Drittens, die noch ansehnlichere Verminderung der Menschen, die uns die Säcke aufluden, uns mit der Peitsche trieben, oder denen wir ausweichen mußten. — Viertens, das Vergnügen, weit öfter als vormals solchen Menschen zu begegnen, die uns nicht verachten, unsere Sitten löblich finden und das — grober Esel! — nicht als einen Vorwurf aussprechen, sondern als Anerkennung einer nachahmungswerthen Eigenschaft; wie denn Ew. Excellenz selbst in diesem Stücke uns musterhafte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. — Fünftens, die Genugthuung, die man uns für lange Verunglimpfungen zugesteht, indem man die anzügliche Redensart — dumme Esel! — nur noch auf Menschen anwendet, nemlich auf solche, die nicht glauben wollen, daß sie geschaffen sind, um den Franzosen zu dienen.

Kurz, wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die großen und kleinen Ursachen anführen wollten, die uns so wohl, und ein Tänzchen auf dem Eise zum Bedürfniß machen. Ew. Excellenz wissen selbst, welch ein angenehmes Vergnügen das ist, indem Sie ja

ein

ein Tänzchen auf dem Eise in Rußland mit gemacht haben, zu welchem die Kosacken aufspielen mußten; wir leben daher der freudigen Hoffnung, daß Sie uns diese alte Lust nicht verweigern werden. Zwar giebt es Ohrenbläser, die nicht ermangeln werden Ihnen zuzuflüstern, daß von dem, zu unsern Gunsten angeführten, Sprüchwort noch eine besondere Lesart existirt, nemlich: wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis und bricht das Bein; ja, daß man sich sogar erdreistet hat, gerade diese corrupte Lesart auf jenes rüssische Tänzchen anzuwenden, obgleich man damals die Beine nicht brach, sondern höchstens erfror.

Wir bitten Ew. Excellenz mit lautem Ya! solchen Verläumdungen Ihr kleines Ohr nicht zu leihen, inmaßen das unverfälschte Sprüchwort durch eine ununterbrochene Tradition aus der Arche Noah auf uns gekommen, wo unsere Ahnherren, ehe noch die Gewässer sich verlaufen hatten, beim ersten Frost auf der Spitze des Berges Ararat ein Tänzchen machten.

Gleichermaßen warnen wir Ew. Excellenz vor der Genehmigung des schändlichen Anschlages, den einige Bösewichter gegen unser Leben geschmiedet, sprechend: wenn unsre Halbbrüder, die Pferde, alle geschlachtet und verzehrt seyn würden, so müsse die Reihe an uns kommen; erlaube man uns aber das Plaisirchen auf dem Eise, so würden wir durch das Tanzen allzu mager werden. Solche blutdürstige Rathschläwerden Ew. Excellenz nicht anhören, so lange noch ein Bürger einen Bissen im Hause hat,

den er hergeben und selbst verhungern kann. Wir getrösten uns um so mehr einer gnädigen Gewährung unserer Bitte, da wir in der That so glücklich sind, einige Neigungen — wenn es nicht zu stolz klingt — mit Ew. Excellenz gemein zu haben. Sie hassen die Menschen; wir auch, denn sie sind unsere Peiniger, so wie Sie hinwiederum ihr Peiniger sind. Sie hassen besonders die Schriftsteller; wir auch, denn wir müssen unsere Haut hergeben, um Pergament daraus zu machen, dessen man sich zum Schreiben bedient. Sie hassen besonders die Satyriker; wir auch, denn wir lieben nichts stachliches außer unsern Disteln.

In Rücksicht dieser vielen, von Ihnen selbst geschätzten Eigenschaften, erwarten wir nunmehr Abhülfe unserer gerechten Beschwerde und gnädigen Befehl an den Herrn Maire Rüder, alle Esel dieser guten Stadt ungehindert auf dem Eise pass- und repassiren zu lassen; wogegen wir dankbarlich versprechen, unentgeldlich alle die Geldsäcke zu tragen, die es Ew. Excellenz belieben mögte, noch aus der hamburger Bank zu hohlen.

Mit gesenkten Ohren verharren wir in Demuth

Ew. Excellenz

dienstwillige

hamburger Esel.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 3.

Aufruf des Grafen Segür an die Einwohner des Departements der Aube.

„Frankreich wünscht den Frieden“ — (schon längst!) — „die Welt bedarf ihn“ — (schon längst!) — „der Kaiser will ihn“ (seit kurzem) „und ihr werdet ihn bald erhalten“ (vielleicht) „wenn ihr Euch als Franzosen zeigt.“ (Welche Franzosen meint der Herr Graf? die von 1780? oder 1790? oder 1800? oder 1810? denn mit ihrer Constitution haben sie nothgedrungen bisher in jedem Jahrzehend sich verwandelt; man könnte sagen: ihre Constitution häute sich wie die Schlangen. Wenn 1780 der Vater des Herrn Grafen Segür, der damals Minister zu Petersburg war, seine Landsleute ersucht hätte sich als Franzosen zu zeigen, so würde er freilich ganz andere Dinge von ihnen erwartet haben, als sein Herr Sohn 1813. Da nun sicher in jedem Jahrzehend die Anhänger der eben geltenden Verfassung behauptet haben würden, daß sie gerade nun als Franzosen sich zeigen, so folgt daraus, daß

wir

wir übrigen Europäer eigentlich nie wissen können woran wir sind; und in diesem ewigen Häuten liegt es auch eigentlich, daß wir so oft betrogen werden. Wir ehrliche Deutsche glauben immer, das sei nun die letzte Haut; wir schreiben die Grundsätze, die Versprechungen darauf, die man uns vorsagt, und — ehe wir es uns versehen, ist sie wieder abgeworfen, sammt Allem was darauf geschrieben stand. Es ist doch seltsam: wenn ein Privatmann den Andern so oft angeführt hätte, so würde man ihm nie wieder trauen und nie wieder ein Geschäft mit ihm machen; aber ein Volk — das hat nichts zu bedeuten. Doch weiter.)

„Der Kaiser schickt mich unter Euch, um Euch große Wahrheiten zu enthüllen.“ (Ei! lassen Sie doch hören!) „Se. Majestät kennt Eure Leiden, Eure Verluste.“ (Sind das die großen Wahrheiten?) — „Seine Plane für Euer Glück waren weitläuftig.“ — (Ja, das weiß Gott! denn er suchte das Glück der Franzosen in Egypten, in Moskau, in Lissabon und Gott weiß wo sonst noch! statt daß er es ganz in der Nähe, in Frankreich selbst, so leicht hätte finden können und — finden sollen.) — „Sie müssen aufgegeben werden.“ — (Müssen! hört ihr? denn wenn Se. Majestät nicht müßten, so würde es Ihnen auch noch nicht eingefallen seyn, daß Hochdieselben Eure Leiden und Eure Verluste kennen, schon längst gekannt haben.) — „Der Kaiser zieht das Glück der Welt einem theuer erkauften Ruhme vor.“ — (In dieser Phrase ist nichts wahr, als daß sein Ruhm theuer erkauft

kauft ist, sehr theuer! warum zog er denn nicht schon in Dresden das Glück der Welt seinem Ruhme vor? — blos weil er damals noch hoffen durfte, diesen Ruhm auf das Unglück der Welt zu gründen.) — „Er hat allen Vergrößerungen entsagt.“ — (Eine alternde Buhlschwester, die sich in eine Betschwester verwandelt, und dem lieben Gott verspricht, keine Eroberungen mehr zu machen.) — „Er ist alle ihm vom Feinde gemachten Friedensbedingungen eingegangen.“ — (Wenn das wahr wäre, so hätten wir ja Frieden. Audiatur et altera pars.) — „Ihr würdet den Frieden schon haben, wenn ihn die Feinde nicht aufhielten.“ — (Vermuthlich weil sie den glatten Worten nicht trauen, sondern Bürgschaft für die Handlungen begehren.) — „Sie wollen ihn noch nicht unterschreiben und beschuldigen den Kaiser der Anstände und unfriedlicher Absichten.“ — (Da haben wir ja den Grund! Freilich weiß Jedermann, wie unrecht man dem friedlichen Napoleon thut, wenn man ihn unfriedlicher Absichten beschuldigt.) — „Der Kaiser hat feierlich erklärt, dem Senat, dem gesetzgebenden Körper, der Welt“ — (ach! wie vieles hat er schon feierlich erklärt, wovon schon längst nicht ein Wort mehr wahr ist!) — „er gienge die Bedingungen der Verbündeten ein“ — (welche? etwa die, die im Juli 1813 ihm vorgelegt wurden?) — „und eben diese Verbündeten sind es, die den Friedensschluß verzögern“ — (weil sie einen sichern Frieden haben wollen; keinen Frieden der die Möglichkeit zurück läßt, daß Napoleon nach Jahr

und Tag einen neuen Raubzug beginnen könne; denn daß er es wollen wird, sobald er wieder kann, daran zweifelt doch wohl Niemand mehr?) — „die ein neutrales Gebiet verletzen“ — (der Herr Graf meint die Schweiz. Als ob ein Gebiet neutral wäre, welches vom Feinde eine Constitution sich vorschreiben läßt; seine Truppen in den Sold des Feindes giebt; mit Einem Worte, das den Feind — er nenne sich Protector oder Mediateur — für seinen Beherrscher anerkennt.) — „die in Frankreich dringen und die benachbarten Departements bedrohen.“ — (Ist Frankreich ein Asyl, wie die Treppe einer römischen Kirche, daß man den Verbrecher dahin nicht verfolgen darf?) — „Der Kaiser wird sich an die Spitze seiner Heere stellen“ — (Er hat diesmal nicht weit zu reisen und thäte besser im Singular zu sprechen.) — „und ihnen eine Schlacht liefern“ — (Dieser Entschluß wird den Verbündeten sehr willkommen seyn.) — „wenn sie noch länger Anstand nehmen, ihr Wort zu halten.“ — (Sie werden Wort halten und ihn schlagen.) — „Franzosen! nur ein Wort! der Feind ist in Frankreich eingedrungen“ — (weil der Friedensstörer von Europa sich zu Euch geflüchtet hat, und wenn Frankreich eine Kirche wäre, so dürfte man ihn herausholen.) — „Ihr wißt was Ehre und Vaterland Euch gebieten.“ — (Die Ehre gebietet, gegen kein Volk auf Raub auszuziehen, und das Vaterland gebietet, ihm endlich Ruhe zu gewähren.) — „Ihr werdet auf ihre Stimme hören.“ — (Das hoffen die Verbündeten auch.) — „Nehmt

eine

eine stolze Stellung an" — (es wäre nicht höflich, Freunde stolz zu empfangen) — „bis die Armeen Euch unterstützen." — (Schon wieder im Plurali?) — „Organisirt schnell Eure Nationalgarden." — (Vergeßt daß ich sie dann über lang oder kurz meinem Heere einverleibe.) — „Schon hat die Avantgarde eines unserer Corps sie zum Rückzuge gezwungen." — (Wen? die Nationalgarden?) — „Schon zittern sie beim Gedanken des Vorrückens unter Gefahren aller Art." — (Wie werden sie vollends zittern, wenn sie nach Paris kommen.) — „Sie wollen Euch weniger bekämpfen, als bethören und verführen." — (Weder dieses noch jenes, sie wollen mit den Franzosen gar nichts zu schaffen haben.) — „Ihre Absicht ist, eine Zeitlang auf Kosten unserer Grenzen zu leben." — (Ei nun, das würden sie nur von Ew. Majestät gelernt haben.) — „Sie wollen da plündern, wo ihre Vorspiegelungen Thoren gemacht und Arme entwaffnet haben werden." — (Es ist zu vermuthen, daß Napoleon viel darum gäbe, wenn die Verbündeten wirklich plünderten. Daß sie es nicht thun, ist sein bitterster Verdruß.) — „Wer könnte, wer wollte ihren Proklamationen trauen?" — (Jeder rechtliche Mann, das heißt: Jeder, der Napoleons Proklamationen nicht mehr traut.) — „Haben sie nicht den Schweizern, als sie ihr Gebiet verletzten, versprochen, sie als Freunde zu behandeln?" — (und haben sie nicht noch mehr gehalten, als sie versprachen? haben sie nicht der Schweiz ihre alte Freiheit wiedergegeben?) —

„und

„und haben sie nicht Basel mit starken Contributionen belegt?“ — (Vermuthlich meint der Herr Graf die Blumen, welche junge Mädchen dem Kaiser Alexander streuten, aber auch diese wurden freiwillig gestreut.) — „Bei ihrem Vorrücken müßten sie Euch Eurer Heerden, Eures Weins, Eures Getraides, Eurer Fabrikwaaren berauben, um selbst zu leben.“ — (Napoleon weiß, wie wenig er den Franzosen übrig gelassen hat.) — „Den ersten Tag würden sie baar bezahlen, den zweiten in Papiergeld“ — (aber doch immer bezahlen; das hielt Napoleon in Deutschland meistens für unnöthig) — „den dritten mit Beleidigungen und Gewaltsamkeiten.“ — (Die Münze der Franzosen am ersten, zweiten und dritten Tage.) — „Doch sie vermögen weder Euch zu schrekken, noch Euch zu betrügen.“ — (Sie wollen auch beides nicht.) — „Einwohner des Aube-Departements! Ihr habt nichts zu besorgen.“ — (Endlich einmal ein wahres Wort.) — „Die Ruhe herrscht unter Euch.“ — (Nun so lasse man sie ihnen; die Verbündeten werden sie nicht stören.) — „Ihr habt der Armee die nöthigen Arme, die erforderlichen Pferde gegeben,“ — (sie liegen alle bei Leipzig und Hanau,) — „der Kaiser fühlt die Größe dieser Opfer“ — (Napoleon fühlt!) — „sie sollen die letzten seyn.“ — (Wie oft ist das nun schon versprochen worden?) — „Die eingerichtete Nationalgarde hat blos zum Zweck, Euren Heerd zu vertheidigen“ — (So hieß es bei allen Nationalgarden, bis sie Marschordre bekamen.) — „und die Ordnung unter Euch

bei-

beizubehalten.“ — (Wozu? es ist ja oben gesagt, daß alles ruhig sei?) — „Bedenkt nur das Eine: da der Feind den Frieden noch hinausschiebt, so ist das einzige Mittel ihn schnell zu erhalten, eine stolze, kräftige Stellung.“ — (O Franzosen! bedenkt nur das Eine: da unter allen diesen hochtrabenden Worten auch nicht Eines ist, womit man Euch nicht schon hundertmal bethört hätte, so hört endlich auf, daran zu glauben, freut Euch der gerühmten Ruhe, bleibt ruhig und seht still zu, wie Euer Peiniger, von der Nemesis erreicht, nun endlich auch einmal auf der Folter liegt.) —

Bescheidene Fragen.

Warum schwebt doch hie und da über Schreibtischen und Buchläden noch immer eine ängstliche Wachsamkeit? — Man soll den Teufel noch immer nicht mit Hörnern malen. Freunde hat der Satan doch wohl nicht mehr? — und wenn er sie hätte, so sollte man ihnen, wie vormals den Juden, einen gelben Lappen anheften, damit man schon von ferne vor ihnen ausspucken könnte. Ein Lichtchen braucht man dem Teufel auch nicht mehr anzuzünden, seitdem alle seine Pechfackeln ausgelöscht worden. Woher denn jene Aengstlichkeit, die noch hie und da durch ein Veto alle Lippen wieder verschließt, die ein theuer erkauftes Recht sich aufzuthun doch endlich zu haben vermeinten? —

Es

Es schickt sich nicht, heißt es, der Teufel, wenn gleich ein Höllen-Fürst, bleibt doch immer ein Souverain. — Darauf mag ich gar nicht selbst antworten, sondern will lieber den alten Aventinus zu Hülfe rufen, der in seiner baierischen Chronik erzählt: Der erste König Tuisko habe verordnet, daß man zum Lohn der Tugend, und der Nachwelt zur Erweckung, Lieder dichten und öffentlich absingen solle. Hierauf sei der zweite König Laber gekommen und habe geboten: daß man gleichergestalt auch auf die Bösewichter Lieder machen und auf allen Straßen vor den Häusern singen solle, sobald Licht angezündet werde. Diese Lieder, sagt Aventinus, heißen noch Labrer, und fügt hinzu:

„ist nicht ein böser Nahm gewesen. Denn „darf Einer unrecht thun, ist billig, daß „er's leide, daß man's auch von ihm singe „und sage; schämt er sich, so besser' er sich. „Aber die Gewaltigen verboten mit der Zeit „solches, mochten's in die Länge nicht dulden, forchten es käme zuletzt (als dann geschahe) auch an sie."

Also schon unter dem König Laber, und sogar auf seinen Befehl, durfte man einen schlechten Menschen, im eigentlichsten Verstande recht nach Noten, durchhohlen und seine bösen Streiche öffentlich absingen, und warum ist diese löbliche Gewohnheit abgekommen? — die Gewaltigen forchten sich und verboten es.

Also nur Gewalt hat dem Menschen das natürliche Recht entrissen, denjenigen laut anzuklagen, der ihn unterdrückt. Aber wer mögte

in

in unsern Tagen die Gewalt auf solche Weise mißbrauchen? Ist uns denn nicht oft genug wiederhohlt worden, daß alle Opfer, die wir gebracht haben und noch bringen, zu Erlangung der Freiheit dienen? und ist es denn nicht ein Hauptstück der Freiheit, denken und sprechen und schreiben zu dürfen, was nicht gegen Gott, gegen König und Vaterland, gegen Rechtlichkeit und Sittsamkeit verstößt? nun so wird man ja auch wohl das Schwarze schwarz nennen dürfen? Nimmt der Teufel es übel, was kehren wir uns daran? wir rufen mit Aventinus ihm zu: schämt er sich, so beßre er sich!

Wenn die Unterthanen handeln sollen, so müssen sie auch reden dürfen. Wenn sie den Teufel hassen sollen, so muß man ihnen auch sagen dürfen, daß er hassenswürdig ist. Fordert man hingegen noch immer einen gewissen Respekt von ihnen vor dem schwarzen Souverain, so wissen sie am Ende sich gar nicht in die Sache zu finden und werden mißmuthig und denken: was haben wir denn davon, daß wir Alles mit Freuden opfern, wenn wir nicht einmal nach langen Leiden uns Luft machen dürfen? — Ist es in diesem Falle sogar verboten, das leider nur Allzuwahre zu schildern und auszustellen, wie wird es uns künftig ergehn, wenn wir etwa bei Gelegenheit über Unbill zu klagen hätten? — Einem alten treuen Bedienten erlaubt man ja wohl ein Wörtchen mitzusprechen, aber das treue Volk soll immer nur schweigen? — immer nur fechten? immer nur geben? und nie mitreden? — das

ist

ist eine sehr engherzige oder eine sehr zweideutige Politik. Wer sie anräth, mag sonst ein sehr braver und geschickter Mann seyn, aber in den jetzigen Volksgeist ist er nicht eingedrungen; ja er erregt sogar den schlimmen Verdacht gegen sich, daß er es nicht treu mit dem Volke meint. Wer den Teufel geschont wissen will, der ist ihm nicht ganz gram. — Als eine zweite Ursach der litterarisch-politischen Engbrüstigkeit wird angegeben: man solle den bösen Feind nicht reizen; man müsse alles vermeiden, was dem Frieden hinderlich werden könne.

Daß der böse Feind sehr reizbar ist, weiß ich freilich; daß aber der Friede nur vom Schwerdt und nicht von der Feder abhängt, weiß ich auch. Laßt ihm den Weihrauch bis zum Ersticken dampfen, das wird Euch keinen Frieden bringen, so lange er noch Macht genug besitzt um Blut zu schlürfen und Länder zu verschlucken; im Gegentheil, ist diese Macht gebrochen, so wird er zum Frieden sich bequemen und wenn ganz Europa mit dem alten König Laber an der Spitze Spottlieder auf ihn gesungen hätte.

Man wird gewöhnlich finden — und es ist in der That merkwürdig — daß gerade diejenigen, die gern alle Schriftstellerei aus der Welt verbannen mögten, sich doch stellen, oder auch schwach genug sind wirklich zu glauben, es habe damit gar wenig zu bedeuten und sei ein sehr untergeordnetes Handwerk. Solche Leute wird man nie überreden, daß in unsern Tagen die spitzige Feder das scharfe Schwerdt gewaltig

tig unterstützt hat. Um so auffallender ist es, daß, trotz der Vornehmigkeit, mit der sie auf Schriftstellerei herabblicken, sie doch wiederum vermeinen, es könne dadurch ein Friedensschluß gehemmt werden.

In Frankreich denkt man anders. Noch im vorigen Jahr 1813 ließ man zu Mainz, französisch und deutsch, ein dickes Libell drukken, eine sogenannte Beschreibung von Petersburg, in der man einen der liebenswürdigsten Monarchen, dessen Familie, Minister, Senat und Volk mit allen nur erdenklichen Schmähungen überhäuft, ohne zu glauben, daß der Friede dadurch gehindert werden könne. Ja, die jenaische Litteratur-Zeitung erwähnt dieses Libells sogar mit dem größten Wohlgefallen und füllt mehrere ihrer Blätter damit an, unter den Augen einer Fürstin, die zu der Familie der so hündisch Angebellten gehört und die mit jenem tief erniedrigten Volke das Vaterland theilt. Ein solches Buch darf öffentlich verkauft, öffentlich angepriesen werden. Niemand bekümmert sich darum. Hat doch der großherzige Souverain, der hier von der Lüge begeifert wird, blos Segen über Deutschland gebracht, jener Bösewicht hingegen, den nur die Wahrheit geisselt, Elend und Fluch. Nun ist ja die Anekdote bekannt, von dem alten Weibe, das vor dem Teufel ein Lichtchen anzündete und auf Befragen erwiederte: „der liebe Gott bedarf dessen nicht, denn er thut mir Gutes auch ohne Gebet und Lichtchen.“

Aber daß man den Herrn Doctor Ernst Müller, Verfasser jenes Libells, nicht verfolgt,

folgt, (obgleich er offenbar Einer von Kauri-stons Spionen in Petersburg war) und daß man der jenaischen Litteratur-Zeitung ihre Unanständigkeit nicht verwieß, daß ist nicht die einzige Inconsequenz, deren sich diejenigen schuldig machen, die noch immer gegen den bösen Feind nur zarte Schonung gebieten. Man lese doch die privilegirten Zeitungen, man lese so manche Staatsschrift sogar, und man wird finden, wie freigebig sie sind mit den Ausdrücken: Herrschsucht, Raubsucht, Treulosigkeit, Grausamkeit u. s. w. Also in der Hauptsache sind wir, Gott sei Dank, Alle einerlei Meinung; Niemand zweifelt an dem was gesagt werden dürfe, es scheint blos darauf anzukommen, wer es sagen dürfe. Ist das recht? haben wir nicht alle gelitten? ist die Wahrheit ein Zeitungs-Monopol? in der Regel wohl nicht; oder ein Vorrecht der Diplomatik? in der Regel am allerwenigsten.

Also auf das Was und Wer kommt es nicht an; aber vielleicht auf das Wie? — die Herren meinen, man müsse die Sache stets mit einem gewissen Ernst tractiren, mit einer gewissen Trockenheit und Würde, mit Einem Worte, sie können den Witz nicht leiden. Allerdings mag der Witz gar oft nicht an seiner rechten Stelle seyn, aber hier ist er es offenbar. Ich will es beweisen.

Welches ist der Zweck, wenn man dem bösen Feinde mit aller möglichen Gravität Treulosigkeit, Herrschsucht, Habgier u. s. w. vorwirft? — nicht wahr, er soll erfahren, wie

wie wir von ihm denken? er soll fühlen, daß wir ihn auch durch und durch kennen; daß wir beleidigt und erbittert sind; daß wir uns nicht mehr scheuen, ihm die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Nebenher soll aber auch das Volk erfahren, wie wir gesinnt sind und soll diese Gesinnungen theilen. Beide Zwecke werden erreicht werden, aber auf eine unvollkommene Weise, wenn der Witz nicht auch sein freies Spiel treiben darf. Der böse Feind verlacht die diplomatische Gravität und das Volk bleibt kühl dabei. Laßt hingegen den Witz herum flattern und seine Pfeile abschießen, so knirscht Jener und dieses lacht und nimmt Parthei. Ein witziger treffender Einfall bleibt im Gedächtniß hängen und der, den er trifft, vermag ihn nicht wieder abzuschütteln. Um die Volksstimmung zu unterhalten, ist der Witz unentbehrlich; denn man predige dem Volke tausendmal: dieser Mann ist ein Bösewicht! das wirket weniger, als wenn dieser Bösewicht ein einzigesmal lächerlich gemacht wird. Das wußte schon der alte König Laber und darum verordnete er die Spottgedichte. Das hat sich in neuern Zeiten auffallend durch die Biene bestätigt, deren Stachel Napoleon so tief fühlte, daß er alle seine Agenten in Bewegung setzte, um sie mit Gewalt in den Winterschlaf zu versenken. Die Biene ist eine Zeitlang in Deutschland der Funke gewesen, der unter dem großen Aschenhaufen verwahrt wurde. Nun will man das vergessen. Immerhin! die kleine Biene hat doch viel Gutes gewirkt. Jetzt ist sie in Rußland wieder erlaubt.

Ueber-

Ueberhaupt ist es klar, daß man in Rußland nichts halb will. Man glaubt dort, daß derjenige, der seine Ketten abstreift, gar nicht nöthig habe sie aufzuhängen, wie Columbus, um sich ihrer stets zu erinnern. Die Römer hatten unter andern dem Fieber einen Tempel geweiht, und diejenigen, die mit dem Fieber behaftet waren, mögen da recht andächtig gebetet haben; doch nirgend habe ich gelesen, daß, um dieses Tempels willen, den römischen Schriftstellern verboten worden sei, das Fieber so gehässig darzustellen, als ihnen beliebte. Wir haben auch das Fieber gehabt, ein hitziges, schleichendes, ansteckendes, vermaledeites Fieber. Jetzt sind wir, Gott sei Dank, gesund! ei so laßt uns auf das Fieber schimpfen und diejenigen bemitleiden, die noch kleine Rückfälle verspüren. Denn was bleibt uns anders übrig, als Mitleid, wenn wir uns, wie billig, enthalten wollen, etwa mit Aventinus zu vermuthen: sie forchten es käme zuletzt auch an sie.

Einfälle beim Lesen der Zeitungen.

Es ist ein, vielleicht von Wenigen bemerkter, etwas hämischer Streich, den die Nemesis dem Kaiser Napoleon spielt, daß nicht allein die Feinde ihm folgen, um höflich den Besuch in Paris zu erwiedern, den er in Moskau abgestattet; sondern daß er sogar selbst mit Mühe und Kosten seine Feinde aus fernen Landen in die Nähe von Paris getrieben und sie da so lange

lange ernähren muß, bis sie gegen ihn fechten können. Das ist zu Nancy mit den Spaniern geschehen, deren ein ganzes Bataillon sich für die gerechte Sache bewaffnet hat, und ohne Zweifel ihn nun kräftig erinnern wird, daß, trotz seiner kathegorischen Versicherung, seine Dynastie nicht bestimmt ist in Spanien zu herrschen.

Man hat ein Gesellschaftsspiel, es heißt: Schenken und logiren, wo der Zufall gleichsam herausgefordert wird, die allerbaroquesten Zusammensetzungen hervor zu bringen. Dies Spiel wird jetzt in Europa stark gespielt. Wie werden die Römer auf dem Corso zusammen laufen, wenn der Pabst, den sie von französischen Gensdarmen wegführen sahen, von Kosaken wieder zurück gebracht wird.

Die Art, wie das Journal de l'Empire die Einnahme von Genf erzählt, ist äußerst komisch. Es sagt: „Der commandirende Offizier „habe sich von der Bürgerschaft überreden „lassen, die Stadt zu verlassen" und gleich darauf: „die Bürgerschaft habe sich seit drei „Tagen zu Herren aufgeworfen und der Re„gierung bemächtigt." — Auf die nemliche Weise sind die Franzosen auch bei Leipzig überredet worden, nach Erfurt zu laufen.

Der Präfect des Leman, Baron Capelle, ist vom Kaiser suspendirt worden. Zum Glück hatte er ohnehin gerade keine Regierungsgeschäfte.

Ein

Ein Drittheil der Bevölkerung Frankreichs soll bewaffnet werden. Vermuthlich mit Jagdflinten, denn gleich darauf heißt es: die Artillerie habe Formen übersandt, um Kugeln für Jagdflinten zu gießen. Man sieht, daß die französischen Herren Artilleristen keine Jagdliebhaber sind, da sie sich einbilden, alle Jagdflinten führten Ein Kaliber. Die Herren Besitzer der Jagdflinten werden sich für diese Kugeln gehorsamst bedanken. Vermuthlich ist die ganze Kugelgießerei nur ein Jagdgeschichtchen, erzählt um der Nation begreiflich zu machen, auf welche Weise ein Drittheil derselben doch wohl bewaffnet werden könnte.

Der Senator Röderer hat im Namen der Straßburger geschworen. Er dachte wohl nicht an das alte Sprüchwort: il ne faut jurer de rien.

Es mag doch wohl wahr seyn, was die Zeitung noch als unbestätigt ankündigt, nemlich: daß Napoleon dem Senat erklärt habe, er werde als Sieger oder nie zurück kommen; denn warlich! wenn er besiegt wird und das Leben noch ertragen kann, so hat er seine Rolle im letzten Acte sehr schlecht gespielt und doch — es läßt sich erwarten — denn an Uebermuth grenzt immer Feigheit.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 4.

Naturam si furca expellas.

Es schien einen Augenblick, als ob die französische Prahlerei und der höhnende Uebermuth, mit dem sie ihre Feinde herabzuwürdigen pflegen, endlich etwas nachgelassen hätte; aber — naturam si furca expellas &c. Man kann doch nicht leugnen, daß diese furca jetzt von den verbündeten Mächten kraftvoll gehandhabt wird und doch — man lese das neueste drame larmoyant, welches Napoleon verfertigt hat, um es von den Offizieren der Nationalgarde aufführen zu lassen, am Tage seiner Abreise von Paris; man lese die unverschämte Sprache, die er seinen Acteurs in den Mund legt.

Die Macht des National-Stolzes wird sich gegen den Uebermuth des Ausländers rüsten! — Unter einer despotischen Regierung giebt es keinen National-Stolz, sondern nur einen Armee-Stolz, der allerdings mächtig genug ist, den aber die neuen Pariser Nationalgarden schwerlich

lich theilen. Auch unter einer gemäßigten Regierung besaßen die Franzosen nie National-Stolz, sondern nur National-Eitelkeit, und wenn sie nun vollends vom Uebermuth des Ausländers zu reden sich erdreisten! sie, die überall ein unerreichbares Ideal des Uebermuths aufgestellt haben! sie, die jetzt einzig und allein durch Napoleons Uebermuth in diesen Jammer gestürzt worden! den Moniteur der letzten Jahre wird man einst die Annalen des Uebermuths nennen.

Die Feinde sollen den Unverstand ihrer Unternehmungen und ihre getäuschte Hoffnungen kennen lernen. — Was den Unverstand betrift, so haben freilich die Franzosen 1812 sich alle Mühe gegeben, in der Kunst, unverständig zu seyn, gründlichen Unterricht zu ertheilen, es scheint aber doch, daß sie keine gelehrigen Schüler gefunden haben. — In der Kunst, sich verständig auszudrücken, sollten die Herren Offiziere der Nationalgarde noch Unterricht nehmen, damit sie künftig wüßten, daß eine Hoffnung nur dann getäuscht werden kann, wenn man sie wirklich schon gehabt hat, daß man aber eine solche nicht erst kennen lernen kann.

Sire, Sie haben Frankreich vor funfzehn Jahren gerettet, — Sie brachten es nemlich aus dem Regen in die Traufe, — Sie werden dasselbe auch jetzt retten. — O wenn Napoleon das wollte! er dürfte sich nur, statt des geraubten Degens

Frie-

Friedrichs des Zweiten, ein gewisses andres Stück aus dessen Erbschaft ausbitten.

Man wird den Feind aus dem Lande der alten Gallier vertreiben. — Das kann man nicht, und es wäre überdies sehr unnöthig, wenn man es auch könnte; denn von dem Lande der alten Gallier begehren die Verbündeten nichts.

Man wird die Integrität des Reichs in seinen natürlichen Grenzen aufrecht erhalten. — Hiezu werden die Verbündeten recht gern die Hand bieten. Aber — natürliche Grenzen! unseliges Wort, das nur dunkle Begriffe erzeugt! Das Menschengeschlecht hat keine natürliche Grenzen, man muß ihm künstliche setzen. Die französische Grenze darf künftig nur die seyn, die es ihnen unmöglich macht, ihre Nachbarn zu beunruhigen.

Frankreichs Losungs-Geschrei ist: Befreiung des Gebiets! — Wir wollen hoffen, daß man hier im Französischen das Wort territoire gebraucht habe; denn sollte etwa von domination die Rede seyn, so wären wir so weit als zuvor. Leider erstreckte sich das Gebiet der Franzosen bis an die Weichsel.

Vergebens, Sire, haben die Feinde die frevelhafte Hoffnung gehegt, die Nation zu theilen. — Wozu? — hat nicht Napoleon schon längst den ungetheilten Haß der Nation errungen? hat er nicht noch im vorigen Jahre diesen Haß aufs höchste entflammt, indem er die Gemeindegüter plünderte?

derte? — Er selbst ist Schuld, daß es den Feinden jetzt so leicht wird, die Nation zu gewinnen. Aufhebung der Conscription, des Tobaks-Monopols, der droits réunis, Zurückgabe der Gemeindegüter — und welcher Franzose würde nicht seinen Wohlthätern entgegen jauchzen?

Der Haß der Animosität, welchen dem Feinde die Furcht vor Ihrem Genie einflößt. — Eine sehr verbindliche Phrase, deren man sich in einem Augenblicke hätte enthalten sollen, in welchem die Feinde aus lauter Furcht bis vor die Barrieren von Paris gelaufen sind, wohin Napoleons Genie ihnen den Weg gebahnt hat.

Die Nationalgarden sind bereit, mit Leichnamen einen Wall um diesen Thron zu bilden — Zu bemerken ist, daß sie nicht versprechen diesen Wall im Nothfalle von ihren eigenen Leichnamen zu bilden, — auf welchen die freie Wahl der Nation Ew. Majestät und Ihre Dynastie versetzt hat — Die freie Wahl! man weiß, daß kaum ein Zwölftel der Nation der Polizei seine Unterschriften verkaufte; das ganze Volk schwieg, weil es die Lippen nicht öffnen durfte; aber so blind war Niemand, daß er die frevelhafteste aller Gaukeleien nicht durchschaut hätte. — an deren Dauer der Ruhm, das Wohl und die Ruhe Frankreichs geknüpft sind. — Der Ruhm? das ist leider nicht ganz unwahr, denn Raub bringt Ruhm. Das Wohl? die Ruhe? ach lieber Gott! die werden nicht eher

in

in Frankreich herrschen, bis die Verbündeten den von dem berauschten Napoleon so oft gemißbrauchten Spruch wiederholen: er hat zu regieren aufgehört.

Der einzige scheinbare Vorwurf, den die Nationalgarden den Verbündeten hätten machen können, wäre allenfalls der der Unhöflichkeit gewesen, da sie die Besuche, welche Napoleon 1806 in Berlin, 1809 in Wien und 1812 in Moskau abgestattet hat, erst 1814 in Paris erwiedern.

Gebet um langes Leben für Napoleon.

Neulich erinnerte Jemand, Napoleon habe dem sterbenden Düroc versprochen, der Vater seiner Tochter zu seyn und es werde ihm sehr weh thun, diese Pflicht nun nicht erfüllen zu können. — Lächerlich! Hat er nicht vier und zwanzig Millionen Franzosen versprochen, ihr Vater zu seyn? und hat es ihm jemals einen Augenblick weh gethan, daß er nur ihr Tyrann war? —

Mit seinen Worten nahm er es jederzeit eben so wenig genau als mit seinem Worte. Sagte er doch auch zu Düroc: es gäbe ein anderes Leben, dort würden sie sich wiederfinden. Für ihn ein anderes Leben! — Nennt er die Hölle ein Leben? — Im Grunde bedarf es jenseit des Grabes keiner Hölle mehr für ihn; er würde sie doch nie so schrecklich finden, als die, die er gewiß schon

jetzt

jetzt in seinem Busen trägt. Wir wünschen von Herzen mit dem sterbenden Düroc, daß er noch dreißig Jahre leben und immer diese Hölle mit sich herum tragen möge. Um den wankenden Glauben an Gottes Gerechtigkeit wieder zu befestigen, konnte fürwahr nichts Ermuthigenderes geschehen, als daß dieser Verbrecher, wie noch keiner auf Erden existirte, auch schon auf Erden so furchtbar gezüchtigt wird. Denn wäre er auf seinem Bette, im Schooße seines Raubes gestorben — nun ja, wir würden uns mit dem Gedanken getröstet haben: er leidet dort ewiglich! aber es würde doch bei allen die er gepeinigt, das heißt, bei allen seinen Zeitgenossen, ein unbefriedigtes Gefühl zurück geblieben seyn. Jetzt beten wir mit freudiger Inbrunst: schenke ihm Gott ein langes, langes Leben! und lauter Tage wie die seiner Reise von Wilna nach Dresden, und lauter Nächte, wie die letzte welche er auf dem Schloße zu Brienne zubrachte! Möge Düroc lieber noch ein Weilchen auf ihn warten! solche schöne Seelen finden sich noch immer zeitig genug wieder.

Der Bann.

Jedermann kennt das alte Sprüchwort: Es nimmt kein Hund ein Stück Brodt von ihm; doch weiß wohl nicht Jedermann, wie es entstanden ist, nemlich durch den Bannfluch. Da nun in unsern Tagen der Fall wieder ein-

getreten, daß ein Gebannter existirt, von dem kein Hund ein Stück Brodt mehr nimmt, so mag diese aufgewärmte Schüssel wohl an ihrem Platze stehen, zumal da hieraus erklärlich wird, warum Napoleon kein Freund von Hunden ist, seine Jagdhunde ausgenommen, die großentheils nicht mehr als zwei Beine haben.

Wenn vormals der Pabst einen Regenten in den Bann that, so war das schlimmer für ihn als der Aussatz für einen Juden. Niemand durfte mit ihm essen oder umgehen; die Unterthanen wurden vom Eide der Treue entbunden, aller Gottesdienst hörte auf und starb der Gebannte, so wurde er nicht in geweihte Erde begraben. Es wäre wohl sehr zu wünschen, daß die Kosaken den Pabst in Fontainebleau noch finden mögten, damit er Freiheit erhalte, den Franzosen zuzurufen: Ihr seid schon längst vom Eide der Treue entbunden.

Daß aber der Bann auch wunderthätige Kräfte habe, wollte in unsern gottlosen Zeiten Niemand mehr glauben. Im eilften Jahrhundert that ein Bischof von Bremen, Nameus Libertius, einen Seeräuber in den Bann, der sein Bisthum verwüstet hatte; und siehe, als dieser Held (denn große Räuber sind immer Helden) in Norwegen starb, konnte sein Leichnam in siebenzig Jahren nicht verwesen, bis Bischof Adelbert ihn vom Banne lossprach, worauf er sogleich in Staub zerfiel.

Die Griechen behaupteten, ein im Banne Verstorbener schwelle im Grabe auf wie eine Trommel und gäbe einen häßlichen, schwarzgelben Anblick. Was das Schwarzgelbe

betrifft, so braucht ein Gebannter nicht immer zu sterben, um diesen häßlichen Anblick zu geben; wir Alle haben ihn bei lebendigem Leibe gesehen. Aber daß ein Räuber, der die Trommel so oft mißbraucht hat, endlich selbst zur Trommel wird, ist eine herrliche Strafe, von der ich für mein Leben gern noch Zeuge seyn mögte.

Doch wieder auf das Sprüchwort zu kommen: ein Gebannter hatte nicht einmal das Vergnügen, daß ein Hund ein Stück Brodt von ihm nahm. Es wird davon ein merkwürdiges Beispiel in der brandenburgischen Geschichte erzählt. Im Jahr 1196 schenkten zwei Markgrafen von Brandenburg, Otto und Albrecht, dem Bischofe von Magdeburg die alte Mark, einen Theil der Mittel-Mark, das Land Scholene unter Rathenau gelegen und Alles was sie jenseit der Elbe besaßen. Niemand konnte begreifen, was es mit dieser voreiligen Schenkung für eine Bewandniß habe. Die ungläubigen Geschichtschreiber, die gewöhnlich alles natürlich erklären wollen, meinten es sei aus übertriebener Frömmigkeit geschehen, und beriefen sich auf die Schenkungs-Urkunde, in der allerdings gesagt wird, die Markgrafen hätten sich zum Heil ihrer Seele der schönen Länder entschlagen: (wie solches in Ludwigs Reliquien zu lesen ist.) Aber die geschriebene magdeburgische Schöppen-Chronik liefert einen Schlüssel zu der Begebenheit. — Nemlich, der Bischof hatte den Markgrafen Otto in den Bann gethan. Anfangs machte dieser Fürst sich eben nicht viel daraus; weil

er

er aber gehört hatte, daß von einem Gebannten kein Hund ein Stück Brodt nähme, so wollte er's doch versuchen und ließ zuvor alle seine Hunde eine Zeitlang hungern, wie Napoleon seine Soldaten hungern zu lassen pflegt; hernach warf er ihnen Brodt vor, aber sie wollten nicht fressen. Da erschrack der Markgraf, gieng in sich und schenkte.

Schon als Napoleon nach seinem Siege bei Leipzig, auf seinem Triumphzuge nach Erfurt, in eine Dorfschenke kam, wo er durch Brodt und Wein sich restaurirte, wollte des Schenkwirths Kettenhund kein Stück Brodt von ihm nehmen, sondern kroch, mit dem Schwanz zwischen den Beinen, in seine Hütte. Auf dem Schlosse zu Brienne, wo er in seiner Jugend die Hunde so oft gefüttert hatte, gieng es ihm eben nicht besser, und man behauptet nicht ohne Grund, dieser Bann lasse sich durch keine Schenkung lösen, weil er nichts zu verschenken habe, denn das Geraubte zurück geben, heißt nicht schenken. So mögen denn sogar die Hunde ihn fliehen, bis er zur Trommel wird.

Noch ist zu bemerken, daß in unsern Tagen die Hunde noch eine weit feinere Nase haben, denn sie nehmen auch von Davoust, Vandamme und ihres Gleichen kein Stück Brodt mehr, obgleich der Pabst sich nicht die Mühe gegeben hat, diese Herren in den Bann zu thun.

Altdeutsche Strafgesetze.

Man hat oft gefragt, was man doch mit Buonaparte machen sollte, wenn man ihn gefangen nähme. — Es gebührt mir keineswegs Vorschläge deshalb zu thun, obschon ich manchen auf dem Herzen hätte, der bei Vielen wohl Beifall finden mögte. Ich begnüge mich, blos einige alte Strafgesetze in Erinnerung zu bringen, wie man sie in Lehmann's baierischer Chronik aufgezeichnet findet. Da mußten zum Beispiel diejenigen, die den Landfrieden brachen, wenn sie Fürsten oder hohe Standespersonen waren, von einer Grafschaft zur Andern einen Hund auf dem Rücken tragen. Geringen Personen packte man statt des Hundes, einen Pflug oder einen Sessel auf.

Wie das ehrliche treue Hundegeschlecht dazu gekommen ist, einen Schimpf anzudeuten, das wird man in unsern Tagen, wo so manche Dame ihr Hündchen den ganzen Tag auf dem Arme trägt, schwerlich begreifen. Auch war es, wie man sieht, noch eine Art von Auszeichnung, die Hunde wurden doch besser geachtet, als Pflüge oder Sessel. Die Gelehrten sind der Meinung, Fürsten und Grafen hätten am liebsten Hunde getragen, weil sie, als große Jagdliebhaber, ohnehin meistens in guter Kameradschaft mit ihnen lebten.

Buonaparte ist auch ein rüstiger Jäger, und daß er den Landfrieden tausendmal gebrochen hat, daran wird doch wohl Niemand zweifeln.

Es

Es würde folglich ein erfreuliches Schauspiel seyn, ihn von Paris bis Moskau einen Hund tragen zu sehen. In Berlin könnte man ihm einen Rasttag vergönnen. Es giebt eine Caricatur, auf der er, einen Bock tragend, vorgestellt ist, mit der Unterschrift: Diesen Bock habe ich in Rußland geschossen. Hiezu könnte dann leichtlich ein Pendant geliefert werden.

Ein zweites Gesetz lautete folgendergestalt: Alle Mörder, oder Pflug beraubent oder Mühlen oder Kirchen oder Kirchhof, oder Verräther, oder Mordbrenner, oder die mordlich Botschaft zu ihrem Frummen erwerbent, die soll man Alle ratbrechen.

Es ist aber in diesem Gesetze nicht angezeigt, was man mit demjenigen anfangen soll, der alle diese Verbrechen in sich vereinigt. Rädern kann man ihn nur Einmal; das wäre doch offenbar zu wenig für einen Bösewicht, der achtmal gerädert zu werden verdient hat.

Vandalen.

So pflegen die Franzosen Zerstörer von Kunstwerken zu nennen.

Hiergegen ist zweierlei zu erinnern: Erstens, daß es in der ganzen Weltgeschichte kein einziges Volk und keine einzige Horde giebt, von welchen die Kunstwerke so treufleißig und schaumwüthig zerstört worden wären, als von den

den Franzosen selbst. Man lese nur den Rapport, den schon Gregoire im zweiten Jahr der unseligen Republik darüber abstattete. „Es ist ein Franzose, welcher erzählt: seine Landsleute haben die Bildsäulen der Könige und Großen zertrümmert; die herrlichsten Statüen zerschlagen oder verstümmelt; die kostbarsten Handschriften entwandt und verschleudert; reiche Münz-Sammlungen eingeschmolzen; Kabinette von geschnittenen Steinen zerstampft; mechanische Kunstwerke zerstückelt; Gemälde zerschnitten u. s. w. — bis endlich Napoleon erschien und alle Gattungen von Kunstwerken in Schutz nahm, um — sie zu rauben.

Meine zweite Erinnerung ist: daß gerade die Vandalen sich solcher Greuel am wenigsten schuldig gemacht haben, denn Genserich ahmte blos Buonaparte nach, oder diente ihm vielmehr zum Muster, als er zu Rom eine Menge Kunstwerke einpacken und nach Carthago einschiffen ließ. Leider gieng ein Schiff voll Statüen auf dem Meere unter; Buonaparte war vorsichtiger und ließ alles zu Wagen transportiren.

Wohl hatte Schlözer Recht auszurufen: „Die Welt- Barbaren- Cannibalen- und Bestialitäts-Geschichte liefert kein Factum, das „hierin alte Dinge mit neuen paralleliſirte und „zum Erstenmal hat Salomo unrecht mit seinem: nil novi sub soli.“

Wie kam es denn nun aber, daß die Franzosen ihren eigenen heillosen Zeitvertreib Vandalismus nannten? — ei nun, die Vandalen waren ein deutsches Volk und die

Fran-

Franzosen von jeher gewohnt, die Deutschen Barbaren zu nennen. Doch sind wir wohl nimmer von ihnen so geschändet worden, als ein Landsmann von uns, Cramer, ein Zögling Klopstocks, uns schändete, da er in Paris eine Uebersetzung von Klopstocks Herrmanns Schlacht herausgab und in der Einleitung diesen Herrmann, den Retter Deutschlands, den germanischen Buonaparte nannte!!! — Ja, es ist leider wahr, nie ist dem deutschen Volke von Franzosen so viel Schmach zugefügt worden, als von ihren eigenen, Buonaparte's Speichel leckenden und Speichel auffaugenden Schriftstellern! Jetzt haben sie freilich alle ihre Windfahnen umgedreht.

Allzuscharf macht schartig.

Im dritten Bande des Geistes der Zeit eröffnet Herr Professor Arndt uns Aussichten in die Zukunft pag. 297, die anfangs sehr erfreulich scheinen, am Ende aber doch sehr niederschlagend sind. Er sagt, "Bonaparte sei der Freiheit Europa's nicht mehr furchtbar; sein Ruhm, sein Glanz, sein Wahn wären zerronnen und kämen nie wieder; Gottes Hand läge schwer auf ihm u. s. w. Aber — nun kommt ein fatales Aber — mit Bonaparte's Fall sei der französische Uebermuth und Trotz noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrsucht des gaukelischen Volkes eingeschläfert, die Welt habe mehr durch die Franzosen gelitten als durch ihn. —

(Das

(Das ist eben so, als spräche man: ein Verwundeter habe mehr durch den Degen gelitten, als durch den Arm der den Degen führte.) — Sie würden auch nach ihm seyn, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig nicht das Geringste herausgeben wollen. Bonaparte werde fallen, aber thöricht sei die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Fall ruhig seyn werden u. s. w.

Ich kann mir nicht einbilden, der edle Verfasser habe einen Vertilgungskrieg gegen die Franzosen predigen wollen. Der wäre aber doch die nothwendige Folge, wenn die verbündeten Fürsten und alle deutsche Völker wirklich das glauben was Hr. A. behauptet; denn wenn die Franzosen, wie er versichert, immer das bleiben werden was sie sind; wenn es thöricht ist, zu hoffen, daß sie — „was sie nie waren — ein mäßiges und gerechtes Volk seyn werden" — so wäre es ja wohl sehr inconsequent, wenn man sie nicht Alle todt schlüge. Einen Tiger kann man zähmen, oder ihm allenfalls Klauen und Zähne ausbrechen; aber ein tigerartiges Volk müßte man vertilgen. Zum Glück ist es wohl nicht so arg. Der Verfasser kommt mir vor wie ein brennendes Steppenfeuer, das, einmal entzündet, schnell und unaufhaltsam sich fortwälzt, zwar die reissenden Thiere und das giftige Gewürm ergreift und tödtet, aber auch endlich den nahen Wald erfaßt und in Asche verwandelt.

Ich meine, das alte Sprüchlein: regis ad exemplum totus componitur orbis, gelte bei keiner

keiner Nation mehr als bei den Franzosen; man gebe ihnen nur einen rechtlichen König und — sie werden rechtlich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die deutschen Künstler in Rom hielten kürzlich ein Freudenmahl. Freude ist bekanntlich hoch verpönt überall wo die französische Geissel herrscht, diejenige Freude ausgenommen, die allerunterthänigst über französische Siege empfunden wird. Folglich wurden die lieben Gäste beim Kopf genommen und — weil besonders die Gebrüder Riepenhausen und ein gewisser Holzmeier sich ganz ungebührlich gefreut hatten, sollten sie durchaus nach Frankreich abgeführt werden. Nur durch die kräftige Verwendung des berühmten Canova und andrer angesehener Künstler wurde es noch abgewendet.

In Berlin sind vier allerliebste Carricaturen erschienen, die ersten deutschen Kunstwerke dieser Art, die Hogarths Geist athmen. Sie sind aber auch von Meisterhand, obgleich der Meister Gründe hat, sich nicht zu nennen. Nicht blos die Erfindung ist witzig, sondern die Köpfe sind alle so ausdrucksvoll, daß man über viele derselben lachen muß, wenn man sie auch schon zwanzigmal gesehen hat. Zum Beispiel le Grand Receveur und Grand tondeur de l'Empire; oder die beiden kleinen Figuren die

die auf dem Blatte, la joie de la grande nation, einander gegenüber stehen und sich so entsetzlich freuen; oder der Offizier der den Bären gezähmt hat; oder der Journalist, der eben sein officiel über sein Blatt schreibt u. s. w. Auf dem Blatte: le partage du monde, ist der Einfall ächt komisch, daß während der Welttheilung, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten emsig schreibt, und was? — das Verbum je prens, tu prens, il prend, nous prenons, vous prenez, ils prennent, indessen das Verbum rendre unter dem Tische liegt. — Mögte doch der verdienstvolle Veteran uns noch recht viele solche Spiele seines Witzes liefern.

Um den Muth der Deutschen zu erwecken, ist in unsern Tagen so vieles gedichtet worden, und nicht immer mit Glück. Niemand ist auf den Einfall gerathen, alte Lieder hervor zu suchen, welche oft die neuen ganz überflüßig gemacht haben würden. So giebt es unter andern eine alte Sammlung plattdeutscher Lieder von einem gewissen Prediger Vespasius, die 1571 gedruckt worden, von welchen ich hier nur eine Strophe ausheben will, um zu beweisen, daß eine Auswahl auf den gemeinen Mann gewiß kräftiger gewirkt haben würde, als so manches Prahl-Gedicht voll hochtrabender Ziererei:

Wack up du edle düdsche blodt,
Wor is dyn Sterck vnd hoge modt
In aller Werldt gepryset?
Dath is allein ein dapper Mann,
Deet mit der dath bewyset.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 5.

Napoleons letzte Rede im gesetzgebenden Corps.

Wem fällt nicht sogleich Cromwell ein, wie er im Parlamente sein Schwerdt auf den Tisch legt? —

Nur ein Zwölftel des gesetzgebenden Körpers soll Rebellen und schlechte Bürger (wie Er sie nennt) enthalten; aber wie käme es denn, daß die übrigen eilf Zwölftel sogenannter guter Bürger (das heißt bei ihm Sklaven) alle Mitglieder ihrer Commission gerade aus dem schlechten Zwölftel gewählt haben? — O Gaukler! du wußtest wohl, daß sie Alle gleich dachten, aber du wagtest es nicht, sie Alle zu beschuldigen; du hättest gern den zehnten Mann erschießen und die übrigen nach Cayenne transportiren lassen. Raynouard's Trauerspiel, die Tempelherren, werden untergehen, seine Rede nimmer! so lange noch ein Herz auf Erden bei der Erzählung von heldenmüthigem Patriotismus höher schlägt, so lange wird Raynouard's Name leben und glän-

glänzen. Er hat mehr gethan, als einer Batterie von Feuerschlünden entgegen treten, er hat den wachen Tyger beim Ohr gezupft. Vermuthlich hat die Klaue dieses Tygers ihn auch schon erwürgt, aber sein Vaterland wird ihn ewig ehren!

Wie? diese Männer wollten die Anarchie? was ist denn Anarchie? eine Abwesenheit aller Gesetze. In dieser Anarchie hat Frankreich bis jetzt geschmachtet, denn es gab dort kein anderes Gesetz, als Napoleons despotischen Willen. — Den edlen Lainé einer Correspondenz mit dem Prinzen Regenten zu beschuldigen und den Beweis in petto zu behalten, ist eine elende Gaukelei. Wenn Buonaparte wirklich etwas dergleichen von Lainé gewußt hätte, würde er ihm wohl einen Platz im gesetzgebenden Corps gegönnt haben? zu einer Zeit wo ihm so viel daran lag, alle Stimmen für sich zu haben? zu einer Zeit wo er Trost von dieser Versammlung erwartete? würde er nicht gleich gesagt haben: diesen stoßt aus, er ist ein Verräther?

Seit Cromwell hat die Geschichte kein Beispiel von einer solchen Unverschämtheit der Despotie aufzuweisen. Napoleon zerbricht die selbst gemachten lockern Formen, er zeigt sich in puris naturalibus, er droht den Gesetzgebern mit dem Schaffot!! — es liegt allerdings eine Größe in dieser nakten Unverschämtheit, eine ungeheure Größe! er scheint ein Riese, der vor ganz Europa seine Nothdurft verrichtet.

„Ihr

„Ihr seid nicht die Repräsentanten der Nation," sagt er, „sondern die Deputirten der Departements." — Und was sind denn die Departements, wenn sie Alle beisammen sind? machen sie nicht die Nation aus? Wo ist denn sonst die Nation? in den Thuillerien? in seinen hundert Kammerherren? oder in der alten und jungen Garde? —

„Ich habe Euch versammelt, nicht weil es mir an Muth fehlt." — Eine große Wahrheit! denn warlich! es gehört ein schrecklicher Muth dazu, so im Angesicht seines ganzen Volkes alle die übernommenen heiligen Pflichten abzustreifen und sich geradezu als Tyrann hinzustellen. Der Teufel selbst pflegt, der Sage nach, in einem gallonirten Rocke zu erscheinen; Napoleon hat auch diesen Rock ausgezogen. — „Ich allein bin der wahre Repräsentant des Volks!" — armes unglückliches Volk! — „und wer von Euch vermögte es wohl, diese Last auf sich zu nehmen?" — Mit Recht thut er diese Frage, denn wer könnte so viele Verbrechen auf seine Schultern laden?

„Der Thron ist nur ein Ding von Holz mit Sammt überzogen!" — Was wollte er damit sagen? nur der, der auf dem Throne sitzt, macht eigentlich den Thron? Nun ja, er hat dieses Ding von Holz mit Sammt überzogen schon längst in ein Blutgerüst verwandelt.

„In drei Monaten sollt ihr Frieden haben, oder ich will zu Grunde gehen." — Zu Grunde! zu Grunde! es giebt keine andere Möglichkeit Frieden zu erlangen.

„Ich

„Ich werde die Feinde aufsuchen und sie schlagen.“ — Er hat sie bei Brienne gefunden und nicht geschlagen. Die Nachricht von der nächsten Schlacht bei Paris wird uns auch die Nachricht seines Todes bringen.

„Dieser Augenblick ist nicht der rechte, um über die Verfassung des Reichs und den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt Klagen zu führen.“ — Und in welchem andern Augenblicke würden diese Klagen wohl haben laut werden dürfen?

„Der gesetzgebende Körper kommt noch nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrathe in Vergleichung.“ — Sehr wahr! dieser kriechende Senat, dieser feile Staatsrath dürfen sich mit solchen Männern nicht messen.

„Sollte Frankreich eine andere Constitution verlangen, die mir nicht recht wäre, so würde ich sagen: sucht Euch einen andern Souverain.“ — Nun so sage er es doch! denn Frankreich besteht aus Departements und diese haben verlangt. — Also die Constitution war nur für ihn! ihm allein muß sie recht seyn! o welche Stirn! o welche eiserne Stirn!

„Die Feinde sind gegen mich noch weit mehr als gegen Frankreich erbittert“ — gegen dich allein! — „soll ich mir darum erlauben das Reich zu zerstückeln?“ — Mit andern Worten: das Geraubte zurück zu geben? — „Opfre ich nicht meinen Stolz und meine Ansprüche auf um Frieden zu erhalten?“ — Ansprüche die ich selbst gemacht, und auf meinen Uebermuth gegründet habe, thörigte Ansprüche auf die Universal-Monarchie. — „Ja, ich mache Ansprüche, weil ich große Dinge für

Frank-

Frankreich gethan habe.“ — Wo sind diese großen Dinge? Raynouard hat sie in seiner Rede aufgezählt: Unsere Uebel sind auf den höchsten Grad gestiegen, der Handel ist vernichtet, der Feldbau stockt, unsere Industrie ist gelähmt, und es giebt keinen einzigen Franzosen, der nicht an seinem Vermögen oder an seiner Familie einen ausserordentlichen Verlust erlitten hätte u. s. w. Fürwahr große Dinge! — „Ich werde einst Eure Addresse drucken lassen, um Euch zu beschämen.“ — Sie ist gedruckt. Dein Schwerdt wird sie nie aus der Geschichte vertilgen. Beschämen würde sie — dich — wenn du beschämbar wärest.

„Selbst in dem Falle, wenn ich Unrecht haben sollte, steht es Euch nicht zu, mir darüber öffentlich Vorwürfe zu machen.“ — Nun, wem steht es denn zu? Niemanden, nicht wahr? einen andern Sinn haben diese Worte doch nicht. Denn wenn die Volksrepräsentanten nicht mehr reden dürfen, wer darf es denn?

„Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr als ich Frankreichs bedarf.“ — Mit diesem Kraftspruch schließt der schaamlose Held. Ja, Frankreich bedarf des untergehenden Buonaparte's allerdings, um immer ein großes Beispiel vor Augen zu haben, wohin die Eroberungswuth endlich führt!

Bemer-

Bemerkung.

Es ist doch artig, daß die flatterhafte Göttin Fortuna dem geschlagenen Buonaparte bei Leipzig in einer Flatter-Mine davon geflogen ist.

Der alte und neue Erb-Adel von Frankreich.

Was der Herr Baron Eggers darüber geschrieben, ist in Deutschland bekannt. Hingegen ist vor Kurzem in Petersburg eine Beantwortung seiner Schrift in französischer Sprache erschienen, die nicht bekannt und auch nicht bestimmt ist in den Buchhandel zu kommen. Sie führt den Titel: Reponse aux reflexions de M. le Baron d'Eggers sur la nouvelle noblesse héréditaire de France. Der Verfasser ist der Herr Chevalier de la Coudraye, ein französischer Ausgewanderter, 1789 Deputirter des Adels von Poitou, jetzt in Russisch-Kaiserlichen Seedienſten, ein schon alter und sehr geschätzter Mann. Einige Stellen dieser Schrift, die der Verfasser blos verschenkt, mögen als Proben des Ganzen dienen:

„Ja warlich! in einer Monarchie ist der Erb-Adel einer der mächtigsten Hebel der Regierung. Nur die sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts konnten diese Wahrheit

heit verkennen. Nur ein Zusammenfluß von Unerfahrenheit und Eigenliebe der Advokaten, Prokuröre und andrer Menschen ohne Eigenthum, die ein unwissender und treuloser Minister zu Gesetzgebern ihres Vaterlandes berief, konnten diesen Grundpfeiler von Frankreichs Größe erschüttern wollen. — Der Graf Melzi, der von seinem Vaterlande und von Europa so wenig Dank verdient, hat wenigstens eine große Wahrheit ausgesprochen, indem er behauptete, die Geschichte werde, trotz alles Entgegenstrebens, einen Adel heiligen. Montesquieu sagt sogar: keine Monarchie ohne Adel und kein Adel ohne Monarchie."

„In allen Ländern und zu allen Zeiten verdankte der Adel seinen Ursprung großen Thaten, die der Volksmasse nützlich waren; der Krieg liefert dazu am öftersten Gelegenheit, aber ohne Tugend ist der Krieg nur ein Schrekken der Völker. Attila war ein großer Krieger und doch nur ein Räuber, der sich selbst Gottes Geissel nannte. Wie urtheilen wir von den Eroberern von Mexico und Peru? Kaum kennt man die Namen der Anführer der Flibustier, obgleich sie Thaten verrichtet haben, welche die menschliche Kraft zu übersteigen schienen."

„Wenn man nun annimmt, ein Emporkömmling habe sich durch Gewalt und Ungerechtigkeit einer Krone bemächtigt, die Welt verwirrt, das Blut in Strömen vergossen, ohne den mindesten Nutzen für die Nation, blos um seinen Ursprung vergessen zu machen, oder liederliche Männer und berüchtigte Weiber auf andre Thronen zu setzen; wenn man an-

annimmt, derselbe Mensch vertheile Adels-Diplome an seine Mitschuldigen, Emporkömmlinge gleich ihm, die sich durch Raub bereichert, Gesetze, Ehre, Moral und Wohlstand mit Füßen getreten haben; welchen Glanz kann er diesem Adel verleihen? glaubt man, die Nachwelt werde solche Menschen ehren? wird die Geschichte nicht erzählen, wie diese Auszeichnungen erworben und gegeben, durch wie viel Jammer und Thränen sie dotirt worden?"

„Man hat oft gesagt: Könige können Herzoge und Prinzen schaffen, aber keine Edelleute. Der Adel muß durch die Zeit und durch das Volk sanctionirt werden, seine Existenz liegt in der öffentlichen Meinung und diese läßt sich nicht erzwingen. Was auch geschehen und welche Titel man auch erfinden möge, die Namen Caulincourt und Hulin werden stets an dem Verbrechen der Ermordung des Herzogs von Enghien kleben, so wie die Namen Santerre, Cambacérès, Sieyes u. s. w. an der Ermordung Ludwigs des 16ten, den Mitrailladen von Toulon und Lyon, den Noyaden von Nantes, den Grausamkeiten von Egypten und Syrien, dem Meuchelmorde Palms."

„Buonaparte hat selbst gefühlt, daß man rechtmäßige Vorurtheile so vieler Jahrhunderte nicht zerstören kann und daß, wenn sein jetziger Adel mit der jetzigen Ordnung der Dinge so ganz verschmolzen ist, er auch diesen gewaltsam usurpirten Zustand, der den Keim der Zerstörung in sich selbst trägt, nicht überleben wird. Man thue was man wolle, die Namen Montmorency, Biron, Condé, werden den Namen

men Junot, Drouet, M** nimmermehr Platz machen; das Betragen eines Masséna und Lannes werden Bayard's ritterliche Großmuth, Turenne's Uneigennützigkeit nicht verdunkeln; die Namen Sulli und Colbert überleben sicher die der Fouché und Gaudin."

„Herr v. Eggers sagt: Ein Name, den Napoleon der Auszeichnung würdig gehalten, wird nie untergehen. — Herr Baron! wenn Sie blos mit Schmeicheleien gegen Buonaparte um sich werfen wollen, so habe ich nichts zu erwiedern; fahren Sie fort, Sie sind auf dem besten Wege. Aber wenn Sie die Wahrheit suchen, so betrachten Sie doch die Menschen mit welchen er sich umgeben, die er belohnt hat, die er seine Freunde nennt; wenn anders ein solcher Mensch lieben kann. Mustern Sie seine Mitglieder der Ehrenlegion: Beutelschneider, Jacobiner, Septembrisirer, Mitglieder jenes Comitté der öffentlichen Wohlfahrt der ganz Frankreich in Schrecken setzte, Juden, Comödianten, Apostaten, sittenlose Menschen die verrufene Weiber heiratheten, der Religion spotteten und die öffentliche Meinung verachteten."

„Eggers behauptet, der neue Adel habe keine ausschließenden Rechte. Aber ein Adel ohne Privilegien ist ein Unding. Das Wort Adel selbst schließt schon den Begriff eines Vorrechts in sich. — Buonaparte hat Adeliche erschaffen aber keinen Adel. Ja, wenn die französischen Senateurs Roms ersten Patriziern glichen! und nicht vielmehr Jenen des gesunkenen Reiches, denen

denen es genug war, wenn der Kaiser ihnen sagen ließ, er wolle daß sie sterben sollten."

„Der alte französische Adel war weit entfernt ein ausschließendes Recht an die Staatsverwaltung zu behaupten; zu meiner Zeit allein gab es vier Marine-Minister, Moras, Berrier, Boyras und Sartine, die nicht von Adel waren, und selbst die schönen Stellen der Intendanten in den Provinzen, waren selten mit Adelichen besetzt. Aber der französische Adel war ursprünglich militairisch, und, wenn der Staat in Gefahr schwebte, so hatte er das Vorrecht, sich unter seinen baillis d'épée zu vereinigen, seinen Anführer zu ernennen, und unmittelbar auf den Feind los zu gehen. Ich habe ihn dieses Vorrechts sich bedienen sehen 1758, als die Engländer auf den französischen Küsten landeten und Rochefort und La Rochelle bedrohten. Damals vereinte sich der Adel von Poitou, Aunis und Saintonge zu St. Jean d'Angely und marschirte unter seinem eigenen Panier. So wird der Adel einer Monarchie nützlich und ist Null in despotischen Staaten wie in democratischen."

Bisweilen führt den Verfasser sein löblicher Eifer auch zu weit, z. E. wenn er sagt: „die Wissenschaften cultiviren, wenn es nicht blos zum Vergnügen geschieht, hat mir immer ein wahres Handwerk geschienen, oder wenigstens eine sehr niedere Beschäftigung (une assez plate occupation) zumal da man gesehen hat, wessen die Gelehrten von Profession fähig sind, besonders in der Staatsverwaltung."

„Die

„Die Revolution hat eine große Lehre gegeben, wenn man die Hingebung (le dévouement) fast des ganzen Corps der Marine betrachtet (welches aus lauter Edelleuten bestand) gegen den Abfall eines großen Theils des übrigen Militairs, in welchem auch Bürgerliche aufgenommen wurden.“ Der Verfasser leugnet, daß die Güter des alten französischen Adels frei von Abgaben gewesen wären und beweißt, daß sie nur dem Namen nach steuerfrei waren; sie leisteten hingegen Subsidien und Zwanzigtheile (vingtièmes). Er leugnet, daß es gut sei, den Adel zu dotiren, weil die Erfahrung beweise, daß der arme Edelmann stets am besten gedient habe. Er leugnet, daß der alte französische Adel zu zahlreich gewesen; er zählt nicht mehr als 80,000 Edelleute, es käme folglich, bei einer Bevölkerung von 24 Millionen, nicht mehr als Ein Edelmann auf 300 Bürgerliche.

Zuletzt geräth der Verfasser in gerechte Wuth über den an Buonaparte verschwendeten Beinahmen des Großen. „Sie sind also wiedergekehrt, die Zeiten des Verfalls von Rom, die man in der Geschichte mit Schrekken liest, und wo man nicht weiß, worüber man am meisten erstaunen soll, über die Grausamkeit des Chefs oder die Kriecherei der Gewürgten. Buonaparte groß! wo sind seine Ansprüche? welcher Mensch hat mehr Blut vergossen? mehr die Sittlichkeit beleidigt? öfter mit Religion und Moral sein Spiel getrieben? Seine unerhörten Kriegsthaten, sagt man? Aber alle seine Kriege waren ungerecht und

hatten

hatten einen strafbaren Zweck. Eben weil sein Glück im Kriege unerhört war, wird die Nachwelt die Ursach davon erforschen. Wer kann jetzt die Capitulation auslegen, die auf die Schlacht von Marengo folgte? die Campagne von Ulm? die Schlacht bei Jena? Welche Aehnlichkeit zwischen allen diesem und dem was 1792 in Champagne geschah? Warum so viele Zwietracht zwischen Souverains die ein so großes Interesse hatten sich zu vereinigen? — Die Nachwelt wird bemerken, daß jedesmal, wo Widerstand geschah, Buonaparte's Erfolge nicht unerhört waren. Sie wird sagen, daß er zu St. Jean d'Acre von Sidney Smith und einer Hand voll Engländer geschlagen wurde; daß er von seiner egyptischen Armee desertirte, und zwar indem er ihre Militair-Casse plünderte; daß er zu Marengo den Rückzug bereits befohlen hatte, und daß ein anderer General diese Schlacht gewann; daß er bei Eylau geschlagen wurde, und daß, wenn die Russen ihren Sieg nicht benutzten, das ein Fehler der Russen war, nicht aber ein Anspruch auf Größe für den Geschlagenen."

„Dieselbe Nachwelt, wenn sie seine Staatsverwaltung betrachtet, wird sagen: daß er Frankreich und dessen Bevölkerung auf das traurigste zerstörte; daß er es seines Handels, seiner Schiffahrt und Marine beraubte; daß er es in die Jahrhunderte der Barbarei zurück stürzen wollte; daß durch ihn St. Domingo verloren gieng, eine Colonie, die für Frankreich mehr werth war, als ganz Ostindien für England; daß er — da er den Maltheserorden heim-

heimlich vernichten wollte, um sich, dem Traktat mit England zuwider, der Insel Maltha zu bemächtigen — England zwang, diesen berühmten Hafen für sich zu behalten, der das mittelländische Meer beherrscht, den Zugang zu der Levante verschließt, und dadurch den Franzosen das Uebergewicht auf diesem Meere raubt, welches sie bis dahin besessen hatten; daß das nemliche mit dem Hafen Trinconomale auf Ceylon geschah, den die Holländer ruhig behalten haben würden und der, in den Händen der Engländer, diesen das Uebergewicht des Handels in Indien sichert, wenn es auch gelingen könnte, ihnen ihre asiatischen Besitzungen zu rauben; — daß für Frankreich nichts vortheilhafter war, als die Lage und Indolenz der Türken und daß seine Intriguen in diesem Lande vielleicht für immer Marseille und dessen Handel ruinirt haben; — daß Spanien und Portugall — indem sie ihre Neutralität erkauften oder Subsidien zahlten — ihm Hülfsquellen darboten, die seine Gewaltthätigkeiten nicht einmal zu erhalten gewußt haben; — daß er in Frankreich eine despotische Regierung an die Stelle einer monarchischen setzte; — daß, unter dem Titel eines Friedensstifters, er in ganz Europa eine unzuberechnende Reihe von Kriegen und Elend stiftete."

„Die Nachwelt wird sagen, daß Buonaparte selbst es war, der, in seiner blinden Wuth, England auf den Gipfel der Macht erhob, auf welchem wir es sehen; der ihm den Seehandel der ganzen Welt gab, indem er die Souveraine von Europa zwang, den Absichten

dessen

dessen zu dienen, der sie insultirte, arretirte, detronisirte und seine Vasallen aus ihnen machte; indem er sie zwang, einen eben so unpolitischen als ungerechten Krieg zu führen gegen das England, welches die Freistatt aller Unglücklichen und stets bereit war diesen nemlichen Fürsten gegen ihren Tyrannen Hülfe zu leisten; das keinen andern Feind hätte, als die Person allein des Weltzerrütters; das nur kämpfte um zu erhalten, wie Jener nur um zu zerstören; das fürwahr würdig ist in unsern Tagen den Titel der großen Nation zu führen. Die Nachwelt wird es mit Erstaunen bemerken, daß eine schwache Bevölkerung von zwölf Millionen, aber stark durch ihr Recht und durch ihre Liebe zu den Gesetzen, den zahllosen Banden Bonaparte's trotzte und seine Beschimpfungen eben so sehr verachtet als seine Schmeicheleien und die Rathschläge die er ihr in seinem Moniteur zu ertheilen beliebte, eine Verachtung, die ihn tiefer demüthigt, als die Unterwürfigkeit der übrigen Fürsten ihm schmeichelt. Die Nachwelt wird die Zeit des Usurpators von Frankreich mit der, noch wenig entfernten, vergleichen, wo mein Vaterland, vielleicht irrend, Amerika die Freiheit gab und siegreiche Flaggen wehen ließ. Sie wird auch nicht verschmähen an die Räubereien, Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen zu erinnern, die des Zerstörers Heere überall begingen, im Gegensatz der Mannszucht, Ordnung und Bezahlung der englischen Armeen. Sie wird sagen, daß nur Einmal, nach dem Tilsiter Frieden, England von der Bahn der

strengen Rechtlichkeit abwich und sich der eignen Waffen des Usurpators bediente; daß bei diesem unerwarteten Frieden der Korse im Freudentaumel ausrief: endlich sei die Blockade von England kein leerer Name mehr!"

„Manche Vorbereitungen und Dispositionen der Truppen, wie auch Traktaten, machen es wahrscheinlich, daß er im Norden, vielleicht in den norwegischen Häfen, eine Flotte von funfzig dänischen, russischen, holländischen und zu Anvers befindlichen Linienschiffen versammeln, eben so zu Brest funfzig französische, spanische und portugiesische Linienschiffe vereinigen, zugleich die Flotte von Boulogne bewaffnen wollte, um auf drei Punkten die Eroberung von England zu versuchen. Dieses drohende Project, es mag nun existirt haben oder nicht, konnte einem Volke von Seeleuten nicht entgehen, welches wohl weiß, daß Witterung und Jahreszeit alle Blokaden vereiteln. Die englische Regierung, die besonders damals durch die allgemeine Schwäche von Europa stutzig gemacht worden war, glaubte sich in der Nothwendigkeit den Plan zu vereiteln und das Prävenir zu spielen. Es bediente sich einer Gewaltthätigkeit, die weder in seiner Neigung noch in seinen Grundsätzen liegt, und die es, wieder gut zu machen, ohne Zweifel vor Ungeduld brennt."

„Es ist also nichts gewisser, als daß die gerecht richtende Nachwelt mit Unwillen das Urtheil des Baron Eggers verwerfen, und, wenn sie Monsieur Buonaparte jemals groß nennt, ihn sicher nicht unter die Großen von

der Gattung Carls, Franz des Ersten, Heinrich des Vierten und Ludwig des Vierzehnten zählen wird.“

(Gegen die Größe Carls und Ludwigs wäre wohl besonders viel einzuwenden, und zwar nach den eignen Grundsätzen des Herrn Chevalier de la Coudraye.)

Allzuscharf macht schartig.

(Beschluß.)

Auf die Frage: Was haben die großen Mächte jetzt zu thun? antwortet Herr Professor Arndt unter andern folgendes: „man nehme das ganze waffenfähige deutsche Volk und wälze seine ganze zerschmetternde Last auf den Feind.“ — (Da aber das ganze waffenfähige deutsche Volk doch wohl sechs Millionen Menschen beträgt, so hätte der Herr Verfasser zugleich anzeigen sollen, wie man diese sechs Millionen bewaffnen, und besonders wie man sie auf dem Marsche verpflegen könnte? ich fürchte, sie würden verhungern, ehe sie so weit kämen, ihre zerschmetternde Last auf den Feind zu wälzen.)

„Denen, welche Napoleon als den Helden der Menschheit angekündigt haben, schere man das Haar ab, wie man gemeinen Missethätern thut, lasse sie die Urfehde schwören und treibe sie über den Rhein.“ — (Da würde man warlich manchem ehrlichen, wackern Manne das Haar abscheren müssen. Es hat viele gegeben

geben — und ich selbst kenne einen sehr edlen Mann dieser Gattung — welche Napoleon als den Helden der Menschheit betrachtet, und darum doch nicht weniger redlich an ihrem Vaterlande gehangen und alle ihre Pflichten und mehr als ihre Pflicht erfüllt haben. Sollten sie einen Irrthum so schimpflich büßen? Wenn ein Deutscher zu dem mahomedanischen Glauben überträte, so würde man ihn bemitleiden, aber dennoch ihn nicht beschimpfen, wenn gleich Mahomed ihm ein großer Prophet wäre, und wir sollten strenger gegen den politischen Glauben seyn? — O nein! wer ohne niedriges Interesse, blos aus Ueberzeugung, Napoleon verehrt und seinem Vaterlande nicht geschadet hat, dem kann ich die Hand eben so aufrichtig darreichen, als ich sie einem wackern Juden reiche; den jage ich nicht über den Rhein.)

„Die Zeichen der Ehrenlegion und der eisernen Krone sollen abgeliefert und geschworen werden, sie nimmermehr zu tragen. Ja es wäre gut, wenn man zum Gedächtniß des Franzosen-Unheils und Franzosen-Hasses sie öffentlich verbrennte.“ — (Wenn Napoleon Kaiser von Frankreich bleibt, so wäre das auch wohl eine sehr unschickliche Maaßregel. Und selbst wenn er es nicht bleibt, so war er doch von allen Mächten anerkannt, als er diese Zeichen schenkte. Vernünftige Männer werden sie wohl von selbst ablegen, und thun sie es nicht, so muß man sie betrachten wie Leute die gefallen sind und von diesem Falle eine Narbe nachbehalten haben.)

„Die meisten der Jetztlebenden aus den sogenannten bessern Classen, so wie die meisten derer, welche nicht fern von dem 50sten Lebensjahre oder drüber hinaus sind, sehe ich am mildesten an als Verknöcherungen oder Versteinerungen, die für das Alte erkaltet sind und für das Neue nicht erwärmt werden können, und die das Zeitalter nicht tragen kann weil sie es nicht tragen können.“ — (Ich bin leider auch schon eine soche Verknöcherung, kann aber noch wohl für das Neue erwärmt werden, nur muß das Neue auch die Kraft zu erwärmen besitzen; wohl zu merken, erwärmen nicht verbrennen; die Lavaströme sind mir eben so zuwider als die Theaterblitze. Was meint der Verfasser, wenn nun wirklich alle Deutsche so entflammt wären als Er, und wenn nun wirklich alles geschehen wäre was er wünscht; was würde wohl dann aus dem jugendlichen Gefühl werden, dem er alles Große und Gute zutraut? meint er, dieser Strom würde nun ganz ruhig wieder in sein Bett schleichen, sobald er die von dem Herrn Professor vorgesteckte Grenze erreicht hätte? nein warlich! er würde dann in seinem jugendlichen Kraftgefühl alle Schranken niederreißen und vielleicht größere Verwüstungen anrichten, als die Franzosen-Sündfluth gethan hat. O wie würde man sich dann nach einigen Verknöcherungen sehnen! — Der Herr Verfasser glaubt sein absprechendes Urtheil dadurch zu mildern, daß er sagt, er spreche von sich selbst mit; aber es wird doch nicht Jedermann sich darin ergeben wollen, sich für verknöchert

knöchert zu halten, weil Er sich dafür hält, zumal da sein ganzes Buch beweißt, daß er sich nicht dafür hält.)

Am meisten hat mich der Schluß seines Werkes pag. 417 — ich darf wohl sagen — empört.

„Teutsches Volk! Zorn und Rache muß in dir athmen und glühen; du mußt den heiligen von Gott und Natur gebotenen Haß gegen deine (gewesenen) Unterdrücker walten lassen; der Name Franzos muß ein Abscheu werden in deinen Grenzen und ein Fluch der auf Kind und Kindeskind erbt. — Geschieden werde das Fremde und Eigne auf ewige Zeit! geschieden werde das französische und teutsche! nicht durch Berge, nicht durch Ströme, nicht durch chinesische und kaukasische Mauern, nein, durch die unübersteigliche Mauer, die ein brennender Haß zwischen beiden Völkern aufführt!“ — (Das heißt mit andern Worten: es sei ewiger Krieg zwischen Frankreich und Deutschland; denn ein brennender Haß ist eine sehr thätige Leidenschaft. Ein brennender Haß bleibt nicht in seinen Grenzen sitzen, um an seinen Nägeln zu kauen und den Feind blos anzugrinsen; er sucht vielmehr beständig Gelegenheit auszubrechen und dem Feinde recht fühlbar zu werden; sonst wäre der in der That ein Fluch, der auf Kinder und Kindes-Kinder erben würde, und solchen Haß hatte die Natur, hätte Gott geboten? das dünkt mich fürwahr eine Gotteslästerung, und ob ich gleich bekenne, daß das Gebot unsers Religionsstifters: liebet eure Feinde, mir allzu-

allzuerhaben für die Menschheit vorkommt, ich auch überzeugt bin, daß, außer Christus, noch nie ein Mensch auf der Welt gelebt hat, der seinen Feind wirklich geliebt hätte; so glaube ich doch, daß wir der Erfüllung jenes erhabenen Gebotes uns wenigstens in so weit nähern können und müssen, daß wir den brennenden Haß zu vertilgen streben. Großmuth gegen den Feind, ist eine schöne und auch eine erreichbare Tugend, die sogar ihren zeitlichen Lohn mit sich führt, denn sie besiegt den Feind öfter als die Waffen, — und wen soll ich so brennend hassen? eine Nation, die in diesen letzten Tagen so glänzend gezeigt hat, daß sie die durch ihre Armeen verübten Greuel nicht billigt; Männer wie Lainé und Raynouard soll ich hassen, und mit ihnen die ganze Nation, deren Repräsentanten sie sind! — Hat denn diese Nation ihrem Unterdrücker nicht eben so oft geflucht als wir? — Die französischen Armeen laßt uns hassen, so lange sie zu bloßen Werkzeugen in der Hand eines Tyrannen sich mißbrauchen lassen.) —

Ich gehöre gewiß zu denen, welche den Herrn Verfasser persönlich hochschätzen und selbst in seinem Uebersprudeln ihn liebenswürdig finden; aber was seine Schriften betrift — so viel Gutes sie gewirkt haben mögen, so lange der Kampf unentschieden war, so bin ich doch überzeugt, daß, so bald der Friede wieder hergestellt ist, sie nur Unheil stiften können, denn — allzuscharf macht schartig und — wenn keine Mine mehr springen soll, so muß man die brennende Lunte entfernen.

Was

Was haben die Franzosen an Napoleon vorzüglich geschätzt?

Die Antwort auf diese Frage schöpfe ich aus dem neusten Werke der Frau von Stael. Sie sagt: unter den Franzosen aller Stände fühle man das Bedürfniß zu schwatzen; das Reden sei in Frankreich nicht blos, wie anderwärts, ein Mittel einander Ideen, Gefühle oder Geschäfte mitzutheilen, sondern gleichsam ein Instrument, auf dem man gern spiele und — welches den Geist wecke, wie bei manchen Völkern die Musik oder starke Getränke. Volney erzählt, daß französische Colonisten in Amerika bisweilen alles stehen und liegen lassen, um, wie sie sagten, nach der Stadt zu gehen und ein wenig zu schwatzen. Wohl zu merken, diese Stadt, Neu-Orleans, war 600 Meilen von ihrer Wohnung entfernt.

Wenn also das Schwatzen ein so großes Bedürfniß für die Franzosen ist, so muß derjenige, der ihnen recht viel zu schwatzen giebt, nothwendig sehr hoch von ihnen geachtet werden. Daraus folgt also, daß Napoleon und die Franzosen in dieser Hinsicht sehr gut für einander paßten; diese wollten gern schwatzen und Jener wollte immer von sich schwatzen machen. Das Vergnügen, welches die Schwätzer darob empfanden, war freilich Schuld, daß sie sich auch von ihm beschwatzen ließen.

Gustav Adolph in Frankfurt.

Es ist nicht das Erstemal, daß Frankfurt das Glück

Glück gehabt hat, Monarchen in seinen Mauern zu sehen, die mit dem Glanz eines unbefleckten Ruhmes die liebenswürdigste Popularität verbanden. Caspar Kitsch, ein ehrlicher Frankfurter Bürger, hat in einer Chronik aufgezeichnet, wie Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege sich dort benommen.

Wir wollen von dieser ungeschmückten Erzählung nur Eine Seite ausheben und zweifeln nicht, daß, wenn sie in der Sprache unserer Zeit geschrieben und des Königs Name nicht genannt wäre, jeder Leser glauben würde, es sei die Rede von einem unserer trefflichen Fürsten.

„Den 22sten dito auf den Sonntag Abend hat der König ein Banckett gehalten, dabey viel Grafen und Herren sind gewesen, wie auch viel Frauenzimmer, haben nach der Mahlzeit allerlei ehrliche und christliche Kurzweil gespielt, darinn der König sich nicht höher hat geacht als die Grafen — daß ich solches mit grosser Verwunderung hab zugesehen.“

„Es ist auch nicht genugsam zu beschreiben, was der König für ein gewaltig heroisch Haupt ist. Die Königin ist auch ein sehr schön Weibsbilt, von Person zart, einer Mittelmassigen Leng, sehr freundtlich und redtsprachig, sie tragt hinten auf ihrem Haupt eine kleine Cron schön vergüldt mit lauter Deamanten versetzt. Dargegen tragt sich der König gar schlecht nach seinem Standt, als Sonntaglich hab' ich ihm einmal angesehen ein glatter Sammetkleidt schwarz auf die französisch Manier gemacht, aber Erbar mit schwar-

schwarzen Schnüren verbremt, u. s. w. Daß der König sonst ist gegangen wie ein Graff oder wol wie ein reicher Kaufmann, ohne Geschmeit, ganz keine güldene Kett oder Ring an den Händen getragen, so demüthigt er sich vor Gott." — —

„Weil sein Hoff-Prediger noch zu Menz ist gewessen, da ist Herr Doctor Henrich Tettelbach gerufen worden, und in dem Braunefelß dem König und der Königin müssen predigen — darnach hat der König ihm, weil er ein so gelehrter und trefflicher Prediger ist, eine sehr schöne grosse vergultene Ketten zur Verehrung präsentirt." —

„d. 7ten dito auf den Montag hat des Königs Oberster Leutenampt Hubalt 12 geworbne newe Fahnen Fuß volck vor des Königs Losament geführt — da ist der König herauß kommen, die Gassen auf und abgangen, die Königin hat in dem Fenster gelegen und sie besichtiget, wie es so ein dapfer und wol gemundirt Volck ist gewessen. Wie der König umb das Volck ist gangen, hat er einen Mußquetirer gesehen, der hat ein Laib Brodt an einen Lunten gebunden gehat, da hat der König gelacht und gesagt, du hast dich schon wol versorgt." —

„Nach Mittag um 3 Uhr ist der König sammt seiner Gemahl auf der Kutschen nach Höchst gefahren, daselbsten communicirt, von wegen des grossen Zulaufs hats hie nicht können geschehen." —

„d. 16ten ditto ist der König auf Creutznach gefahren, ehe er in das Schiff war gangen

gen hat er öffentlich gesagt, hie tritt Petrus zu seinem Jünger in das Schiff. So boßirliche Worden braucht er." —

„Den 3 Merz ist der König in einem Achen (Nachen) nach Menz gefahren, der Achen ist mit einer schönen Decken überzogen gewessen, wie der König herein ist getretten, hat er die Decke selbst wieder abgezogen und in das Wasser geworffen und gesagt er müsse sich auch umbsehen wo er wer." — —

Lauter kleine Begebenheiten; aber jeder Leser frage sich: erwecken sie nicht das Bild eines Mannes, zu dem man alsobald Vertrauen faßt? Diese Einfachheit, Anspruchlosigkeit, Frömmigkeit, Frölichkeit und Lust zu scherzen, während er für seinen grossen Zweck, Deutschlands Heil und Rettung, unaufhörlich thätig war, — nun denke man sich den ehrlichen Chronikenschreiber in unserer Zeit, Napoleons Aufenthalt zu Frankfurt beschreibend, o wie finster würde es lauten!

„ditto ist der Kayser verschlossen gewessen, den ganzen Tag und haben seine Garden das Losament umbgeben, daß keiner aus dem Volcke hat zu nahe kommen dürfen."

„ditto hat der Kayser sein Volck gemustert, hat gar gremlich drin geschaut, hernach die Erbaren Kaufleute befragt, bei welchem der meiste Reichthum zu finden were — hernach ein arm Mensch erschießen lassen, der da gemeynt, es sei doch ein bös Ding umb den Krieg u. s. w." —

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 6.

Nachtrag zu Napoleon's letzter Rede im gesetzgebenden Corps.

Der Preussische Correspondent hat sie nunmehr in der Original-Sprache geliefert und da findet sich, daß in der zuerst mitgetheilten Abschrift noch manche der kernhaftesten Redensarten fehlten. Vermuthlich ist sie von keinem Geschwindschreiber nachgeschrieben, sondern aus dem Gedächtniß der Zuhörer gesammelt worden, welches hier um so leichter geschehen konnte, da sie gleichsam aus lauter Xenien besteht.

„Da die Meuterer mir wenig Böses zufügen konnten, so haben sie gesucht in diesem Augenblicke mich im Angesicht von ganz Frankreich zu beschmieren (barbouiller)." — (Wenn Jemand klagt, daß er durch Wahrheit beschmiert werde, so gleicht er einer Eule, die über das Sonnenlicht klagt, weil sie blinzeln muß. — Aber ist's denn auch Wahrheit, all das Gräßliche und Gräuliche und fürwahr in später Nachwelt beschmierende, was die Commission des gesetzgebenden Körpers ihrem

ihrem huldreichen Souverain auf den Kopf Schuld giebt? — Ich meine es sei nicht zu zweifeln, eben weil das beschmieren nicht etwa hinter der Coulisse geschah, wie wenn ein alter römischer Mime sich das Gesicht mit Weinhefen beschmierte, sondern im Angesicht von ganz Frankreich, für dessen Repräsentanten das gesetzgebende Corps mit Recht sich hält; ganz Frankreich würde es Lügen strafen, wenn es seine Schilderung nicht aus dem Brunnen der Wahrheit geschöpft hätte. Wer durch das reine Wasser dieses klaren Brunnens beschmiert wird, habeat sibi.) —

„Aber ich bin durch vier Millionen Franzosen erwählt worden um den Thron zu besteigen.“ — (Gesetzt es habe mit den vier Millionen seine völlige Richtigkeit, so haben sie ihn doch nicht blos erwählt, um den Thron zu besteigen, sondern auch um darauf zu sitzen, das heißt, ihr ihm anvertrautes Vaterland zu beglücken, nicht aber alle Augenblick von diesem Thron herunter zu springen und den Kern der Bevölkerung bald über diese bald über jene Grenze zu schleppen, um andere Thronen umzustürzen, die mit minder zweideutigen Rechten besessen werden. Er frage doch seine vier Millionen, ob sie ihn auch jetzt noch wählen würden?) —

„Raynouard hat behauptet, eine Säule des Staats, der Marschall Massena, habe in einem Schlosse, wo er einquartiert war, Silberzeug gestohlen; das ist gelogen; er ist blos länger da geblieben als er sollte, aber der Eigenthümer ist entschädigt worden. Daß ein

Mar-

Marschall die allerbeste Wohnung habe, ist doch wohl das wenigste was man verlangen kann." — (Vorausgesetzt, daß Raynouard wirklich gesagt habe, was Napoleon ihm hier in den Mund legt — denn in unsern Zeitungen steht nichts davon — so muß man mit Schlözer ausrufen: Salomo hat Unrecht zu behaupten, es geschehe nichts Neues unter der Sonne; denn ein Feldherr, der von einem Volks-Repräsentanten öffentlich des Diebstahls beschuldigt und von einem Kaiser vertheidigt wird, das ist noch nicht da gewesen. Schade nur, daß in einem Prozesse, wo der Kläger, der Beklagte und dessen Advokat so merkwürdige Personen sind, gar kein Richter vorhanden ist; denn Napoleon's Nein gilt uns und der Nachwelt nicht mehr, als Raynouard's Ja — im vorliegenden Falle nicht einmal so viel — und folglich bleibt die Sache unentschieden. Aber eine saubere Wirthschaft muß doch in einem Lande herrschen, wo auch nur eine Veranlassung sich finden kann, einen Feldherrn, einen Reichs-Marschall zu beschuldigen, daß er Silberzeug gestohlen habe!) —

„Wenn Einer unter Euch die Adresse drukken läßt, so werde ich sie in den Moniteur setzen lassen mit Noten, die ich selbst machen werde." — (Wie diese Noten beschaffen seyn werden, das wissen wir schon vorher, denn Buonaparte hat uns schon oft gezeigt, daß seine Feder nicht mehr Gewissen hat als sein Schwerdt. Die Anklage, daß ganz Frankreich höchst unglücklich ist, wird er auf England

schie-

schieben u. s. w. Aber die künftigen Geschichtschreiber werden aus seinen Worten nur seinen Charakter, doch fürwahr nicht die Geschichte unserer Zeit zusammensetzen.) —

„Und wenn ich auch Unrecht hätte, so steht es Euch nicht zu, mir öffentlich Vorwürfe zu machen; wenn man schmutzige Wäsche waschen will, so ruft man nicht die ganze Welt herbei, um sie waschen zu sehen.“ — (Das naifste Bekenntniß, welches Buonaparte in seinem Leben abgelegt hat. Er vergleicht sich selbst mit schmutziger Wäsche und der Vergleich wäre passend genug, wenn er hinzugefügt hätte, daß es Wäsche von einem Pestkranken sei, die denen, die sie waschen wollen, den Tod bringen werde. Er giebt die Möglichkeit zu, daß er Unrecht habe und gewaschen werden müsse, er tadelt blos, daß man Jedermann dazu rufe. Allein was würde es ihm nützen, wenn man ihn auch jetzt ganz im Stillen wüsche? die große Wäscherin, die Geschichte, wäscht doch nie anders, als indem sie die ganze Welt herbei ruft, und daß diese ihn einst tüchtig waschen wird, darauf kann er mit Sicherheit zählen. — Welch ein edler Styl, der Styl dieses Kaisers! welch ein erhabener Geist muß es seyn, dem in diesem Augenblick das Bild der schwarzen Wäsche vorschwebte! — Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß, wenn meine Mutter eine große Wäsche veranstaltete, die alten Waschweiber sich schon Abends einfanden und die ganze Nacht durch waschen, wobei sie mit Kaffee bewirthet wurden. Zu solchen

Wasch-

Waschweibern will Napoleon die Repräsentanten seines Volks machen, sie sollen nur bei Nacht waschen; aber er kann sie ja nicht einmal mit Kaffee bewirthen? — Eine andere Frage dringt sich dem denkenden Leser noch unwiderstehlich auf: wenn man aus zweien Uebeln das kleinste wählen muß, entweder schmutzige Wäsche im Beisein der Nachbarn zu waschen, oder sie ganz ungewaschen zu lassen, welches ist das kleinste?) —

Kaiser Carl der Fünfte und Bartholomäus von Hallerstein.

Man weiß, daß Kaiser Carl der Fünfte einer der mächtigsten Monarchen war, die je Deutschland beherrschten, auch einer der stolzesten; aber sein Stolz war nicht Uebermuth; er glaubte nicht, wie Napoleon, daß dem Gewaltigen Alles erlaubt sei und daß er auf wohlhergebrachte Rechte nie Rücksicht zu nehmen brauche, wenn sie blutigen und habsüchtigen Launen entgegen stünden. Napoleon hat ganzen Völkern, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, Könige aufgedrungen, Carl der Fünfte wollte nicht einmal der Stadt Frankfurt einen Schultheiß aufdringen. Bartholomäus Haller von Hallerstein war ein alter treuer Diener seines Hauses, ein gelehrter, hochverdienter Mann; der Kaiser wünschte ihn

zu

zu belohnen; die Schultheißenstelle zu Frankfurt war erledigt. — Napoleon würde ohne Umstände befohlen haben, seinen Bacher, oder sonst einen solchen elenden Menschen, einzusetzen. — Carl hingegen schrieb 1549 an den Magistrat zu Frankfurt: da er an diesem Hallerstein Schicklichkeit, Erfahrnüß und Ehrbarkeit erkenne — auch in Betracht seiner treuen und fleißigen Dienste, „so ist demnach „Unser gnädiges Begehren an Euch, Ihr wol„let Uns zu besonderm Gefallen, ihn zu die„sem mal gutwillig annehmen. — Das soll „Euch an Euern Freiheiten in all Weg unab„brüchlich und unnachtheilig seyn und Ihr „thut Uns daran ein besonder angenemes gu„tes Gefallen und wollen solches mit allen „Gnaden erkennen.“ — Welch' eine Sprache im sechszehnten Jahrhundert gegen Buonaparte's rohen Studententon im neunzehnten! — Der Magistrat gewährte mit Vergnügen des Kaisers Wunsch, bedung sich aber doch nochmals ausdrücklich aus, daß in Zukunft kein Recht daraus gemacht werden solle, und der Kaiser antwortete, dankte und wiederhohlte, daß dieser einzelne Fall ihren Privilegien durchaus keinen Abbruch thun solle.

Wird die Nachwelt unter Buonaparte's Urkunden auch nur Eine finden, die ein solches Beispiel der Achtung für das Recht enthielte?

Napoleon's Galanterie gegen die Berliner.

Am 15ten December 1806 sagte Napoleon zu den Abgeordneten der Hanseestädte: „Konnte „ich die Berliner nicht als Sklaven verkaufen? „ich habe es nicht gethan. Aber, merken Sie „auf mein Wort: was nicht geschehen ist, „kann noch geschehen." — Ohne allen Zweifel würde er diese Drohung erfüllt haben, wenn ihm nur irgendwo ein Sklavenmarkt offen gestanden hätte. Aber in Europa hätte ihm Niemand diese Sklaven abgekauft, und sie nach den westindischen Inseln zu führen, das litten die fatalen Engländer nicht. Blos den Engländern haben folglich die Berliner es zu verdanken, daß sie jetzt kein Zuckerrohr bauen. — Ja, jene scheußlichen Worte sind wirklich über seine Lippen gegangen, und Er sollte Schonung verdienen? — Was ist es denn, womit man diese verdammte Schonung bemänteln will? Warum noch immer zittern vor einem Tyger, der uns nicht mehr zerreissen kann? Warum nicht laut sagen dürfen: ja er war ein Tyger! —

Ist es Aengstlichkeit, er werde wieder kommen? — Wer wäre so unbelesen in den Zeichen unserer Zeit? — Eben so wenig als der Strom des Tessino nach seinem hohen Sturz, nach seiner Auflösung in Staub, wieder auf die schroffe Höhe zurück kehren kann, von welcher er herabstürzte, eben so wenig wird auch Napoleon es jemals wieder dahin bringen, daß es nur von ihm abhinge, der

europäi-

europäische Sklavenhändler zu werden. Es sind ja nicht mehr Heere, gegen die er kämpfen müßte, sondern Völker. Das eben ist der große Gewinn, den die Welt aus seiner Raserei gezogen hat, daß die Völker, seit langer Zeit nur todte Massen, jetzt Form und Leben angenommen und mit ihren Fürsten sich verschmolzen haben. Die Macht der Fürsten war bis jetzt nur Strömen zu vergleichen, die in einem platten Lande sich ohne Zufluß fortwälzen; plötzlich erregte Napoleon ein Erdbeben, die Ufer dieser Ströme erhoben sich, und nun fällt kein Regentropfen, der nicht bis zum Strome sich hinabsaugte und ihn vergrößern hülfe. — Wer kümmerte sich vormals um Kriege? Die Zeitungsleser allenfalls. Die Soldaten führten Kriege, den Völkern blieb er fremd, denn was gewannen sie dabei, ob ihre Fürsten eine Provinz mehr oder weniger beherrschten? Der jetzige Kampf ist eigentlich kein Krieg, sondern eine Kraft-Vereinigung gegen ein verwüstendes Phänomen. Gleichwie die Holländer einst ihre Dämme erbauten, um den hereinbrechenden Meereswogen Grenzen zu setzen, so baut jetzt ganz Europa einen Damm gegen die Eroberungswuth. Es gab keinen einzigen Holländer, der nicht dabei interessirt war, die Dämme zu befestigen, und eben so giebt es jetzt keinen einzigen Europäer, dessen eigene Ruhe nicht erheischte, Napoleon's Herrschsucht Schranken zu setzen. Den Holländern ist's gelungen, das Meer zu bezähmen; ist Napoleon denn mächtiger als das Meer? — Hinweg also mit jener Aengstlichkeit! sie schadet

dem

dem Volksgeiste, denn sie streut Zweifel aus. Am wenigsten ziemt sie solchen Männern, die durch ihr Beispiel ermuthigen sollten.

Laßt uns den zweiten Grund der angemahnten Schonung vernehmen: der Friede wird unterhandelt, und folglich muß alles vermieden werden, was ihn hindern könnte. — Seltsam! fürwahr sehr seltsam! man schlägt sich während der Friedens-Unterhandlungen auf Leben und Tod; kein einziger Soldat hat seine Waffen niedergelegt, nur die Feder soll nicht mehr kämpfen, die Zunge soll nicht mehr verwunden. Muß man denn ewig daran erinnern, daß Feder und Zunge es waren, die in diesem Kriege den Arm bewaffnet haben? — Wer hat denn die Völker so in einen einzigen Feuerball zusammen gerollt? — das Wort! das lebendige Wort! — Nur ihren Armeen konnten die Fürsten Marsch zurufen, ihren Völkern nicht, wenn in diesen kein Geist auflebte, der ihrer Stimme horchte; und wer hat diesen Geist geweckt? das lebendige Wort! an den Federn ist das Schwerdt geschliffen worden. Man müßte in einer Höhle gelebt und nicht weiter gesehen haben, als die Nase reicht, um das leugnen zu wollen.

„Das leugnen wir auch nicht“ erwiedern die Schonungs-Prediger, „aber nun ist's ge„nug; man kann des Guten auch zu viel „thun.“ — Ach, wenn man nur des Schlechten nicht zu viel thäte! wenn nur nicht so ein Wust von Erbärmlichkeiten gedruckt würde, der am Ende von allem Lesen zurückschreckt, weil man durch zwanzig fade Witzeleien oder Saalbade-

badereien sich durcharbeiten muß, ehe man endlich einmal auf kräftige Worte stößt. Der letztern werden nie genug seyn, so lange der Kampf noch währt. Sie verbieten, hieße den Pulvermühlen verbieten zu mahlen, weil man vor der Hand mit Pulver hinlänglich versorgt sei. Erweckende Schriften sind frisches Pulver für den Geist, der das Seinige nach und nach eben so wohl verschießt als die Kanone.

Aber ein dritter Grund: Napoleon verunglimpfen, läuft gegen den Respect, den man gekrönten Häuptern schuldig ist. — Das ist immer nur eine versteckte Furcht. Einem Nero, einem Caligula ist man keinen Respect schuldig. Ich behaupte sogar, daß dem Respect vor guten Fürsten aller Werth dadurch benommen wird, wenn man ihn auch gegen Schlechte bezeigt. Wie kann denn unsern vortrefflichen Monarchen unser Respect wohlgefällig seyn, wenn sie sehen, daß sie vor einem Napoleon nichts voraus haben? ist denn der Respect eine bloße Ceremonie, wie das Blumenstreuen oder das Schlüsselentgegentragen, das jedem Sieger wiederfährt, der zum Thore hereinzieht? — Der Respect muß empfunden werden, sonst bedeutet er nichts mehr als das Augen-Zwinkern eines Schulknaben, wenn der Lehrer ihm eine Ohrfeige geben will. Wo lebt ein Mensch auf Erden, der gegen Napoleon wirklich Respect empfände? —

Doch ich vergesse mich. Leider giebt es noch viele, die den Berliner Sklavenhändler im Stillen bewundern! Aber das eben muß für jeden rechtlichen Mann eine Ursache mehr seyn,

so

so lange er noch eine Feder rühren kann, dem neuen Attila die Larve abzuziehen. Was sag' ich! er trägt ja nicht einmal eine Larve; er sucht ja eben seine Größe darin, das scheußliche Antlitz unverlarvt zu zeigen. Er macht sich nichts daraus, wenn man ihn Nero oder Caligula nennt. Das ist freilich ein schändlicher Character! aber auch der schändlichste imponirt Leuten die gar keinen haben. Mögte nur der liebe Gott solchen Leuten nicht Macht verleihen das Kräftige zu hindern!

Gedanken über Zeitungs-Artikel.

Es ist uns ein Zeitungsblatt aus dem Departement des deux Nêthes in die Hände gefallen, und, wenn man es gelesen, muß man gestehn, daß Napoleon von seinen Zeitungsschreibern gut bedient wird. Daß die Alliirten überall wo sie sich blicken lassen geschlagen werden, das versteht sich von selbst und es ist blos unbegreiflich, daß sie noch nicht bis auf den letzten Mann ausgerottet sind. Dann wird dem Volke versichert, daß man die Zahl der feindlichen Truppen gar nicht übertrieben habe, und das Mährchen hinzufügt: ein deutscher General, der Frankreich recht gut kenne, habe gefragt: „Ihr wollt Frankreich wegnehmen? habt Ihr eine Million Soldaten?“ und als man diese Frage verneinen mußte, habe er fortgefahren: „nun so wird es Euch nicht gelingen.“ — Dann wird erinnert, wie viele

Festun-

Festungen der Feind im Rücken habe — daß Frankreich dem alten Rom gleiche und im Unglück sich nur noch furchtbarer mache — daß Bayard und Roland bei der Annäherung des Feindes nie gefragt haben: wie viele sind ihrer? — Alle diese kleinen Kunstgriffe kann man einem feilen Zeitungsschreiber recht gern verstatten; aber, wenn er, wie dieser, die Unverschämtheit so weit treibt, seinen Lesern unter dem 28sten Januar aus Turnhout zu erzählen: daß es nicht möglich sei, sich eine Idee von den brutalen Gewaltthätigkeiten der Preussen und Kosacken zu machen; daß sie zerstörten blos aus Vergnügen am Zerstören; und wenn er am Ende gar ein Mährchen von den alten gemißhandelten Priestern hinzufügt, die er aber nicht nahmhaft machen kann — so hat er offenbar solche Bilder nur aus den Erzählungen der wenigen, aus Deutschland und Rußland zurückgekehrten, Franzosen geschöpft, denn auf diese paßt das Gemälde Zug für Zug. Es wäre zu wünschen, daß die Kosacken den Herrn Redacteur erwischten, und ihn mit ihren Kantschus erinnerten, daß man fein unter ein solches Gemälde ipse fecit schreiben müsse.

Es ist merkwürdig, daß Boissy d'Anglas in einer Proklamation an die Einwohner von La Rochelle, diese unter andern durch den Gedanken zu erschüttern sucht: „daß der Feind Franzosen gegen Franzosen bewaffne und dem Vaterlande durch die Hände seiner eignen Kinder den Untergang bereiten wolle.“ — Aber daß Napoleon hundermal Deutsche gegen Deutsche

sche bewaffnet hat, das soll uns nicht erbittern, das geschah zu unserm Heil.

Eben so merkwürdig ist der neuliche Tagesbefehl, in welchem die Generale davon unterrichtet werden, daß die einquartierten Franzosen die Einwohner dergestalt mißhandeln und quälen, daß sie gezwungen werden ihre eigenen Häuser zu verlassen. Man soll die Truppen erinnern, daß sie bei ihren Mitbürgern sind. — Das heißt mit andern Worten: wenn sie nicht bei ihren Mitbürgern wären, dürften sie thun was sie wollten. Freilich haben wir in Deutschland leider oft genug erfahren, daß das die Meinung des Weltbeglückers war.

Die Danziger Zeitungen vom vorigen Jahr sind jetzt auch sehr lustig zu lesen. Man muß bisweilen laut auflachen, wenn man sieht, mit welcher bleiernen Mühe Rapp gesucht hat, die Alliirten zu verspotten. Da heißt es unter andern: wir hätten den Rückzug nach Schlesien für eine Kriegslist ausgegeben — (wann? wo?) — wir hätten in Breslau einen Waffenstillstand begehrt, da es doch notorisch ist, daß Napoleon ihn angetragen. — Bernadotte habe Hamburg und Lübeck wieder geräumt, damit die Franzosen sechszig Millionen Contribution dort erheben könnten u. s. w.

Aus einer russischen Proklamation, die, Rapp's Versicherung zufolge, am 2ten Juni bei den Vorposten ausgestreut worden, heben wir folgende Stellen aus: „und warum sollten die tapfern Bewohner des Herzogthums

„War-

„Warschau, indem sie ihre Unabhängigkeit bei-
„behielten, nicht Rußland zugehören, wie Un-
„garn Oestreich zugehört?“

„Polen würde seine Sprache, seine Gesetze
„und Privilegien beibehalten. Der Kaiser
„Alexander wird Euch nicht nach entfernten
„Ländern marschiren lassen wie Napoleon; er
„will Euer Land nicht mit Rußland vereini-
„gen, denn sein Reich ist sehr ausgebreitet.
„Aber warum sollte das Herzogthum Warschau
„nicht nach dem Beispiel Ungarns ein unab-
„hängiges Land unter der Garantie Rußlands
„seyn?“

„Welcher Beweggrund könnte die braven
„Polen veranlassen, Frankreich länger zu die-
„nen, da Polen jetzt wieder unabhängig ge-
„worden ist?“

Wenn diese Proklamation ächt ist, so ist Polens künftiges Schicksal wohl nicht mehr zweifelhaft, und man muß hoffen, daß die Polen es verdienen werden. Wenn man einen Blick auf die Geschichte mancher Völker und besonders auf die neueste wirft, so sollte man fast vermuthen, daß eine milde Regierung ihnen lästig sei. Buonaparte hat sie Alle mit eiserner Ruthe beherrscht, und doch hingen manche an ihm wie jene Frau an ihrem Manne, weil sie alle Tage geprügelt wurde. Der Mann starb, sie verband sich mit einem sanften liebreichen Gatten und — war nicht glücklich. — Im Allgemeinen gesprochen: die Völker sind in Hinsicht des Bedürfnisses regiert zu werden, Kindern zu vergleichen; Völker-Regierung ist Kinder-Erziehung; der Mann, der an der

Spitze

Spitze einer Erziehungsanstalt einen Haufen Kinder trefflich erzieht, der wäre gewiß auch ein trefflicher Staatsmann. Aber was würde aus dem Haufen seiner Zöglinge werden, wenn er sie Alle über Einen Leisten schlüge? wenn er nicht den eigenthümlichen Character jedes der ihm anvertrauten Kinder studierte und hiernach Mittel und Maaßregeln wählte? — es giebt Kinder, die man mit freundlichen Blicken und Worten ziehen kann, es giebt Andere, welchen man durchaus Ernst, auch wohl gar den Stock zeigen muß. — Gerade so verhält sichs mit den Völkern und mich dünkt, es sei ein Nachtheil für die europäische Fürsten-Cultur, daß die Fürsten weniger fragen: wen sollen wir regieren? als: wie sollen wir regieren? Bei jener Frage nemlich setzen sie voraus: Menschen, und diese Menschen verwechseln sie mit der Menschheit, von der sie, Gott sei Dank, einen hohen Begriff haben; nach diesem Begriffe stellen sie sich ihre Unterthanen vor, welche oft noch nicht einmal die Stufen zum Throne der Menschheit erreicht haben, und erstaunen dann, wenn ihre reinsten, edelsten Absichten verkannt, verworfen oder boshaft gehindert werden. Sie sind wohlmeinende Erzieher, die mit roh aufgewachsenen Knaben gleich Cicero's Buch von den Pflichten lesen wollen.

Peter der Große griff es anders an. Seine Reisen, seine Kenntniß der Geschichte, hatten — wenn es nur auf das wie ankam — ihm Regierungsmuster genug gezeigt, allein der Instinct seines Genie's — wenn ich mich so ausdrücken darf — sagte ihm wen er regieren sollte und daß er das wie selbst erschaffen müsse. Carl, der sogenannte

Große,

Große, führte einen eben so ungerechten Krieg gegen die Sachsen, als Napoleon gegen die Spanier; das kann aber nicht geleugnet werden, daß, wenn er nun einmal sie unterjochen wollte, oder, wegen unauslöschlicher Erbitterung, sie unterjochen mußte, er kein wirksameres Mittel ergreifen konnte, als sie aus ihrem Vaterlande in ferne Provinzen zu versetzen. Es war sehr hart, aber diese Härte war nothwendig geworden, und nur in so fern er diese Nothwendigkeit veranlaßt hatte, war er strafbar. Wenn jemals ähnliche Fälle wiederkehren sollten, so würde ein Monarch, dessen Gewissen die Veranlassung nicht drückte, ohne alles Bedenken der Vollstrecker der Nothwendigkeit werden dürfen, ja vielleicht um des Heils seiner Staaten willen, werden müssen. Denn gleichwie es Knaben giebt, an denen, in der Kindheit verwahrlost, Hopfen und Malz verloren ist, und die der Erzieher durchaus von seinem Häuflein absondern und verbannen muß, wenn er Ruhe haben und vor Ansteckung bewahren will, so auch Völker. Kurz, das Studium der Regierungs-Kunst muß mit dem Studium des Characters der Völker beginnen, sonst steht man in Gefahr, von Blumen ein Band zu weben, um einen Tyger daran zu gängeln. —

Doch wieder auf die Danziger Zeitung zu kommen: Der General Rapp treibt die Unverschämtheit so weit, zu behaupten, der König von Preussen habe, in seiner Verordnung wegen des Landsturms, den Unterthanen Meuchelmord, Giftmischerei und die unerhörtesten Verbrechen zum Gesetz gemacht. Natürlich verdient dergleichen keine andere Antwort als die tiefste Verachtung. Allein da wir hören, daß Vandamme von Moskau den Weg nach Sibirien hat einschlagen müssen, so können wir nicht umhin, ihm einen Reisegefährten zu wünschen. —

Anmerkung. Die lobpreisende Recension des Müllerschen Pasquills auf Rußland, steht nicht in der Jenaischen sondern in der Hallischen Literatur-Zeitung, welches Versehen ich wieder gut zu machen eile. Uebrigens bleibt Alles anwendbar, was ich darüber gesagt habe.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 7.

Friede!

Mit welchem Entzücken würde ich dies Wort verkünden, (zumal da ich hinzufügen kann, daß hier von einem allgemeinen Frieden, einem dauernden Weltfrieden die Rede ist) wenn er von den verbündeten Mächten und nicht blos von dem Herrn Doctor Lips in Erlangen geschlossen worden wäre. Dieser wackere Mann hat in einer kleinen Schrift das große Problem gelöst, woran so mancher gute Kopf sich stumpf gedacht hat, nemlich, wie es anzufangen sei, den Krieg gänzlich aus der Welt zu verbannen. „Sollen wir immer „nur die Erde verschönern" fragt er „um sie „irgend einmal wieder verwüsten zu können? „die Künste nähren, um sie wieder vergessen „zu müssen? Geld sammeln, um es rarben zu „sehen? Kinder erziehen, um sie aufs Schlacht„feld zu schicken? — ist das deine Bestim„mung göttliches Grschlecht? müssen Mord „und Elend sich ewig wiederhohlen? dann „Fluch diesem Dasein! u. s. w."

Leider

Leider ists nun einmal so! der Krieg ist ein Stück aus unserer thierischen Natur. Es giebt keine Thiergattung auf der Welt, die nicht oft unter sich oder mit andern haderte, und der Mensch sollte keine Ausnahme machen. Im Gegentheil, gerade das, was über das Thier ihn erhebt, sein geistiges Vermögen, eröffnet ihm auch neue, den Thieren unbekannte Quellen des Krieges. Diese kämpfen nur um ihre körperlichen Bedürfnisse, der Mensch um Befriedigung der Herrschsucht, Rachsucht, des Stolzes, der Eitelkeit, der Habgier und wie die schönen Sächelchen alle heißen, die wir so glücklich sind vor den Thieren voraus zu haben. Eben deswegen thut uns der Herr Doctor Lips auch zu viel Ehre an, wenn er uns ein göttliches Geschlecht nennt; mit unserer Göttlichkeit ists nicht weit her, darum ist aber doch der Krieg nicht unsere Bestimmung, sondern nur eine von den vielen Krankheiten der Menschheit, von welchen sie von Zeit zu Zeit heimgesucht wird. Nun kann es wohl einzelne Staaten geben, so wie es einzelne Menschen giebt, die bis ins hohe Alter gesund bleiben, doch in der Regel müssen Alle bisweilen zum Doctor schicken, und dieser Doctor verordnet Aderlaß, den Krieg, ohne sich an seinen Collegen, den Hrn. Doctor Lips, zu kehren.

Hat dieser letztere auch wohl bedacht, wenn er den Krieg aus der Welt verbannen will, womit er den Anfang machen muß? — mit Verbannung der Leidenschaften; und wie viel Großes und Schönes nehmen diese

mit

mit sich hinweg! dann erst, wenn die Leidenschaften aus der Welt verschwunden wären, dürfte der Herr Doctor sagen: „Laßt uns „kriechen mit der Schnecke.“ — Also wird die Erde wohl ewiglich verschönert und wieder verwüstet werden. Wir verschönern sie aber nicht, um sie zu verwüsten, sondern wir verwüsten sie, weil sie verschönert ist.

Da jedoch zum Verschönern Zeit gehört, und in der That viel Zeit, so würde der Herr Doctor sich schon ein großes Verdienst erwerben, wenn er uns nur lehren könnte, die Kriegs-Pausen zu verlängern, denn in diese Pausen hat der liebe Gott das Bischen Menschenglück gelegt, weil bekanntlich verschönern ein weit größerer Genuß ist, als das Verschönerte besitzen.

Der Herr Doctor giebt zu, daß der Krieg eine Zeitlang unserem Geschlechte nothwendig sei — (er ist ihm gar nicht nothwendig, sondern nur eine nothwendige Folge unserer Leidenschaften) — „wie Stürme der physischen Natur um auszutoben“ — (der Gedanke, daß der Sturm nur um des Austobens willen da sei, war mir ganz neu) — „um die Rohheit des Thieres abzustreifen“ — (nein, sondern weil wir auch Thiere sind; nicht abstreifen, sondern verwandeln müßten wir uns) — „bis hinter der physischen Hülle endlich der Glanz unserer inneren moralischen Natur hervorbricht, und Recht und Cultur allgemeiner Wunsch und Bedürfniß werden.“ — Dazu bedürfen wir keiner Kriege. Dem Schwächern ist Recht und Cultur stets Wunsch und

Be-

Bedürfniß, vor wie nach dem Kriege; der Stärkere haßt das Recht zu jeder Zeit, weil es den Gebrauch seiner rohen Kräfte beschränkt. Der Rechtszustand, den der Herr Doctor eintreten läßt, und ihn eine Bestimmung, eine höhere Epoche der Menschheit nennt, ist nur ein Product der Erschöpfung, eine Pause. Die Menschheit gleicht jenem Kinde, welches, nachdem es Stundenlang entsetzlich geschrien, plötzlich still wurde. Gottlob! sagte der Vater, endlich hat der Balg doch ausgeschrien. Ne! ne! rief das Kind, ich verpuhste mich nur. — Man frage Napoleon, der sich jetzt auch bald verpuhsten wird, was Er für einen Rechtszustand hält? meine Universalherrschaft, wird er antworten, und mit ihm ein Jeder, der die Gewalt besitzt, eine solche Herrschaft zu gründen: denn Gewalt und Mißbrauch sind unzertrennliche Gefährten, und so lange man diese nicht trennen kann, so lange ist auch an keinen dauernden Weltfrieden zu denken.

Der Herr Doctor verfällt in einen großen Widerspruch, wenn er auf Einer Seite von einer immer fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit träumt, und auf der andern behauptet, ihr Lauf und Bestimmung sei gleich dem Gange der einzelnen Menschen; ihre Kindheit findet er in der Periode des Mittelalters; ihre Jünglings- oder Flegel-Jahre in der Periode der letzten drei Jahrhunderte, und ihr Mannes-Alter soll, geliebt' es Gott, jetzt eintreten. Allein er vergißt ganz und gar von dem Greisen-Alter zu sprechen; das muß doch auch endlich eintreten, und wie sieht

es

es dann mit der fortschreitenden Vervollkommnung aus? —

Krieg soll nur in die Flegel-Jahre der Menschheit gehören. Wir aber, in ihren männlichen Jahren, (daß Gott erbarme!) sollen uns zum Recht, als der Krone der Menschheit, erheben; es soll ein Völker-Rechts-Tribunal errichtet werden, „das „in dem Willen Aller eine unwiderstehliche „Execution seiner Aussprüche findet; und das „sei nun die Basis des künftigen „Friedens.“ — Mit wenigen Worten viel gesagt. Der Herr Doctor meint es herzlich gut, er hat nur einige Kleinigkeiten aus der Acht gelassen. Nemlich zuerst wird man einige hundert Jahre darum Krieg führen, ob ein Völker-Rechts-Tribunal existiren soll oder nicht. Dann wieder ein Krieg von einigen hundert Jahren, über die Frage: was Völker-Recht eigentlich sei? (Denn bekanntlich hegen Napoleon und seines Gleichen ganz andere Begriffe davon als der Herr Doctor). Gesetzt nun, beides sei festgesetzt und entschieden, so wird ein dritter endloser Krieg entstehen, um den Willen Aller zu vereinigen. Dieser allgemeine Wille wird immer nur durch den Stärksten unter ihnen erzwungen werden, allein der Stärkste wird bald dieser bald jener seyn, und so ist dann die Basis des künftigen Friedens ein Sandhaufen unter einer Marmorsäule. — Darin hat der Herr Doctor freilich ganz Recht, daß nur in dem Mangel eines Richters der Grund aller neuern (und ältern) Kriege lag und daß der Character aller bis-

bisherigen Geschichte Selbsthülfe war; möchte er auch nur darin Recht haben, daß der Character der Zukunft Rechtshülfe seyn müsse. Aber ich wage sogar zu behaupten, daß, wenn alle seine frommen Wünsche in Erfüllung gingen, und sein großer Völkerrath nun wirklich da säß und richtete, selbst dann das Recht nicht immer, vielleicht nur selten obwalten würde. Denn wo will er die Räthe hernehmen? Wenn ihm der liebe Gott nicht erlaubt, zu diesem Behuf die Conscription unter den Engeln einzuführen, so wird uns wenig geholfen seyn. Männer wie Aristides werden selten gebohren, noch seltener an ihren Platz gestellt. Man denke sich nur all das Triebwerk, welches in strittigen Fällen die verschiedenen Mächte in Bewegung setzen würden, um die Richter für sich zu gewinnen! — Unbestechlich — hat irgend ein Schriftsteller nicht grundlos behauptet — ist kein Mensch auf der Welt, wenn man nur erst abgelauscht hat, wodurch er zu bestechen ist.

Daß für die Entscheidungen dieses Tribunals keine Garantie sich denken lasse, ist, nach des Herrn Doctors Meinung ein bloßer Glaube, denn zu den Zeiten des Faustrechts habe man auch nicht an die Möglichkeit geglaubt, Privatrechte ohne Selbsthülfe zu sichern, und nun sei es doch geschehen. Ja, aber warum ist es geschehen? weil ein Stärkerer da war, dessen Vortheil es erheischte. Dieser Stärkere soll hier der Wille Aller seyn, dieser Wille Aller ist ein Unding und folglich auch das ganze Tribunal. Jeder Staat von Europa

soll

soll zu dem Völker-Rathe Abgesandte schikken — (nun die werden natürlich den Vortheil ihrer Committenten vor allen Dingen in Obacht nehmen) — das Präsidium soll alle Jahre wechseln — (wozu überhaupt ein Präsident? soll er großen Einfluß haben — wie man daraus schließen muß, daß er jährlich gewechselt werden soll — so wird jeder Präsident während seines Jahres eine Art von Universal-Monarch seyn.) — Die streitenden Partheien sollen sich unbedingt unterwerfen — (da sitzt der Knoten. Das werden sie wohl bleiben lassen, wenn sie die Stärkern sind.) — Den Widerspenstigen soll man durch die gesammte National-Militair-Macht von Europa bändigen — (weiß der Herr Doctor wie es herging, wenn vormals die Reichs-Truppen zu einem Reichs-Kriege aufgeboten wurden? gerade so würde es wieder gehen. Gesetzt seine National-Militair-Macht käme wirklich zusammen, und der Widerspenstige wehrte sich dennoch, was hätten wir dann? Krieg! und folglich ist immer auch Krieg, den er doch verbannen will, sein letztes Mittel den Rechtszustand aufrecht zu halten.) — Um diese geträumte Friedens-Basis noch fester zu begründen, verlangt der Herr Doctor, sämmtlichen Völkern ihre natürliche Grenzen anzuweisen, die er, gleich Arndt, in der Sprache findet. Diesem nach wird Frankreich sehr beschnitten, Rußland hingegen soll sich so weit ausbreiten dürfen, als seine Mundarten gehen, also auch über Polen. — (Nein, damit wären wir in diesem Falle nicht zufrieden; wir müssen auch

Böh-

Böhmen und alle die Staaten haben, in welchen noch slavische Mundart herrscht; das gäbe denn gleich einen neuen Krieg.) —

Genug! — Der Herr Doctor macht auf dem Titelblatte den erhabenen Herrschern Europa's ein Geschenk mit seiner Schrift. — Dem Könige von Persien durfte man bekanntlich ohne Geschenke nicht nahen. Ein armer Mann, der ihn gern sprechen wollte und doch gar nichts zu geben hatte, schöpfte Wasser in die hohle Hand und präsentirte es dem Monarchen.

Was wird Napoleon thun, wenn er die letzte Schlacht verliert?

Daß er seinem Character getreu bleiben werde, darf man voraussetzen, denn das Lob muß man ihm lassen, daß er nie einen Augenblick inconsequent gehandelt hat. Also — in dieser Voraussetzung prophezeihe ich, er werde die Ueberreste seiner Truppen zusammenraffen, sich in Paris werfen, jede Straße, jedes Haus vertheidigen, den Siegern nichts als einen Steinhaufen überlassen und sich unter die Trümmer von Paris begraben, wenn nicht etwa früher die Pariser ihn aus der Welt schaffen. Ich weiß wohl, daß ich hier gewissermaßen eine Art von Lob ausspreche, indem ich ihm den Heroismus einer boshaften Verzweiflung

zweiflung zutraue, allein Kraft habe ich ihm auch nie absprechen wollen, Kraft, deren Nahrung Herrschsucht und Verachtung der Menschheit ist. Noch habe ich in keiner meiner Vermuthungen über ihn mich geirrt, (weil sie mir Alle von der Menschenkenntniß aufgedrungen worden); ich habe es vorher gesagt, daß er keinen Frieden machen würde; der Augenblick ist ohne Zweifel nahe, wo meine jetzige Prophezeihung erprobt werden wird.

Geschrieben am 25sten März.

Eingesandt, und von dem Herausgeber abgekürzt.

Es lassen sich Stimmen im Volke vernehmen, welche Unzufriedenheit über die Beinahmen äussern, welche man Napoleon giebt, z. B. eines Corsen, eines Tyrannen u. s. w. zumal wenn es von solchen Männern geschehe, deren Monarchen ihn als ihren Bruder anerkannt. Werden solche Stimmen blos aus Zärtlichkeit für Napoleon laut, so ist dagegen gar nichts einzuwenden; denn es giebt ja auch Leute, die gern Spinnen essen; wer wollte über den Geschmack streiten. Ist aber vom Recht die Rede, so dient zur Antwort: Der Krieg ist kein Rechts- sondern ein Noth-Zustand, und keiner hat zum Kriege ein Recht, weil keiner die Pflicht hat, sich schla-

schlagen zu lassen. Krieg ist Aufkündigung aller vorhergegangenen Anerkennungen und Vertragsverhältnisse, die kommen sämmtlich in das Depositum des künftigen Friedens.

Aber, sagt man, der Anstand muß bei Ehren bleiben. — Hierauf erwiedert der Einsender: Im Kriege giebt es gar kein Urtheil über den Feind, sondern nur ein Thun gegen ihn. Die Urtheilskraft der Partheien verliert sich in dem starken Willen. Der Krieg ist keine Kunst, sondern eine Noth. Man schlägt sich nicht, um zu schlagen, wie die Teufel in der Hölle thun, sondern um Frieden zu haben. Ist der Krieg eine Kunst, so spielen ihn nur die Künstler — die Armeen, und das Volk kann in seinen Urtheilen den Feind küssen, den die Armee schlägt. Ist aber der Krieg ein Mittel zum Frieden, so wird das Urtheil im Volke zu einer Kanone und seine Worte werden zu Bajonetstichen. Folglich sind, was wir gegen Napoleon sprechen und schreiben, nicht Urtheile sondern Waffen und der Sprecher und Schreiber nicht Zuschauer des Krieges, sondern Landwehrmänner im Dienst, die aus der Ferne schießen, daß die Welt es höre. Jedes Thier hat eine bestimmte Waffe, der Mensch allein kann aus Allem, auch aus seiner Seele, eine Waffe schmieden. Uebrigens sind die ehernen Kanonen noch weit gröber, als Zunge oder Pinsel, und ist es denn artiger, auf Napoleon zu schießen, als ihn auf dem Weltmarkte zur Schau zu stellen?

Gedan-

Gedanken beim Lesen der Zeitungen.

Als neulich der Hauptmann der Räuberhöhle, die vormals Hamburg genannt wurde, die letzten Wein-Vorräthe requirirte, und die Eigenthümer um Schonung baten, erklärte er: „Wein und Brodt müssen meine Soldaten haben“ — (Man hätte ihm antworten können, was jener Prinz einem Landstreicher antwortete, welcher vorgab, er müsse doch leben: je n'en vois pas la nécessité.) — „Ich muß für sie, wie für meine Kinder sorgen.“ — (Hier legt der Herr Marschall das sehr naife Bekenntniß ab, auf welche Weise er künftig für seine Kinder zu sorgen gesonnen ist, nemlich durch Plündern. In Deutschland haben wir andere Begriffe von der Pflicht eines Vaters für seine Kinder zu sorgen; wer unter diesem Vorwande stehlen wollte, der käme übel an.) — „Ich werde aus Hamburg ein zweites Troja machen, wenn gleich der Homer mir fehlen wird, meine Thaten zu besingen.“ — (Wir zweifeln keinen Augenblick, daß er vor Begierde brennt, Hamburg in Flammen auflodern zu sehen, denn Blut und Flammen sind seine Erquickung; wenn er aber zweifelt, daß man seine Thaten besingen werde, so irrt er sehr. Die Deutschen sind dankbar. Homere giebt es freilich nicht unter ihnen, aber sie thun was sie vermögen. Schon ist ein Werkchen erschienen, betitelt: Davoust, des

Teu-

Teufels Leibdiener, welches ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt und er darf, wenn er einmal zur Unterwelt hinabsinkt, den Herostrat kühn versichern, daß auch er seinen Namen verewigt habe.) —

In dem aufgefangenen Briefe von Cambacérés an Napoleon steht unter andern: „Einige Artikel, die der Polizei-Minister in kleine „Journale einrücken lassen, und einige Nachrichten, die im Moniteur stehen; haben die „öffentliche Meinung besser gestimmt.“ — Abermals ein Beweis, mit welchem Vortheil die Franzosen sich ihrer Flugblätter bedienen. Da müssen die Redacteurs, auf Befehl der Minister, sogar Lügen einrücken, indessen in Deutschland oft die Wahrheit verboten wird.

Im vorigen Sommer spotteten die Franzosen wohl viel über die patriotischen Mädchen, die vor Begierde glühten, persönlich mit zu fechten und ich glaube wir spotteten selber mit, was nicht recht war; denn schon sind einzelne Fälle bekannt geworden, wo ein tapferes Mädchen mit gekämpft und dem Vaterlande ihr Leben geopfert hat; (zum Beispiel eine Prochaska aus Potsdam, wo ich nicht irre.) Damals bemerkte ich, wenigstens in Berlin, daß die Hauptursach, warum man so geringschätzig von dieser Bewaffnung sprach, in der irrigen Meinung lag, die man von jenen Frauenzimmern hegte, welche sich zuerst erboten ins Feld zu ziehen; man glaubte nemlich, es wären blos Dirnen von zweideutigem Rufe. Warum man gerade

nur

nur solchen einen dem Tode trotzenden Patriotismus zutraute? das weiß ich nicht und mögte fast behaupten, daß den unbescholtenen Damen dadurch kein Compliment gemacht wurde. Wenn aber der sittsame Anstand eines Mädchens zu der Vermuthung berechtigt, daß sie zu den Bessern ihres Geschlechts gehöre, so muß ich solches auch von denen behaupten, die damals zuerst den heroischen Entschluß faßten, die Nähnadel mit dem Schwerdt zu vertauschen.

Doch dem sei wie ihm wolle, kurz, wir lachten und die Franzosen lachten auch. Jetzt hingegen fordert das Journal de Paris das weibliche Geschlecht sehr ernstlich auf, in den Kampf zu eilen. Jedes Frauenzimmer soll sich rühmen können, wenigstens Einen Feind getödtet zu haben; List und Gewalt soll anzuwenden erlaubt seyn, weil man die Franzosen zu Sklaven machen wolle. (Daß doch die Franzosen keinen Mittelweg kennen, zwischen zu Sklaven machen oder selbst Sklaven werden! immer scheint ihnen Eines von beiden ihre Bestimmung zu seyn.) — Aber nun kommt eine merkwürdige Stelle: „Des Feindes Todesstunde muß schlagen, sei's um Mittag oder Mitternacht.“ — Was soll das heißen? — es kann nicht anders gedeutet werden, als auf Meuchelmord. Die Weiber sollen, mitten unter ihren Gunstbezeugungen, den Sorglosen einen Dolch in die Brust stoßen. Denn schwerlich hat der Verfasser dieses Artikels den bewaffneten Weibern anrathen wollen, einen nächtlichen Angriff auf den Feind zu machen; folglich bleibt keine andere Auslegung

gung übrig. — Es zeigt sich doch auch hier wiederum eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen Deutschen und Franzosen. Die deutschen Mädchen erhuben sich unaufgefordert und hatten ihren ersten Kampf gegen den Spott zu bestehen, der freilich bei den meisten die Heldenglut ersticken mußte. Die französischen Mädchen bleiben unter gleichen Umständen still sitzen und werden sehr ernstlich aufgefordert zum — Meuchelmord. Sonst ist der Spott die glückliche Waffe der Franzosen, der Ernst die der Deutschen. Wie kommt es denn, daß beide Völker nur bei dieser Gelegenheit die Waffen gegen einander ausgetauscht haben? Beide verstanden sie nicht zu führen; in beiden Händen arten sie aus: der Spott der Deutschen wurde Hohn, der Ernst der Franzosen — Ermahnung zum Meuchelmord.

Es ist ein einfältiges altes Sprüchlein: Unrecht Gut gedeiht nicht, und Napoleon mag sich oft darüber lustig gemacht haben, denn es schien ihm sehr wohl zu gedeihen. Wenn man sich erinnert, was er vor 5 oder 6 Jahren zu den Deputirten seiner Handelskammer sagte: „Es sind über Tausend Millionen „Brandschatzung vom Auslande nach Frankreich „gekommen“ und wenn man nun doch liest, wie es mit seiner Bank aussieht und wie er täglich tiefer in Armuth versinkt, so freut man sich, daß das alte, so trotzig verhöhnte Sprüchlein herrlich wieder zu Ehren gekommen ist.

Zu den hamburger Deputirten sagte er: er wolle nicht eher ruhen, bis er die ganze Handelswelt in das vierte Jahrhundert zurückversetzt habe, um sie dann in diejenige Form zu gießen, die Er ihr bestimme. Damals bekannte er also ausdrücklich, daß er die alte Barbarei wieder einführen wolle; denn man versetzt die Handelswelt nicht in das vierte Jahrhundert, ohne zugleich alles übrige mit hinein zu versetzen; eben so wenig als man die veredelten Fruchtbäume eines Gartens abhauen und wilde Schößlinge erziehen kann, ohne zu bewirken, daß der Eigenthümer des Gartens wieder Holzäpfel speisen muß. Er mochte wohl in den Gesichtern der Herren Deputirten eine gewisse innere Empörung lesen, denn er fügte hinzu: „man wird mich einen Nero, einen „Caligula nennen, aber daraus mache ich „mir nichts.“ — Nun freilich, wer sich daraus nichts macht, der ist allerdings in seiner Art ein großer Mann? —

Kleinigkeiten.

Es giebt ein altes naifes Sprüchlein, welches Jedermann zum Wahlspruch erkiesen sollte:

Ich leb', weiß nit, wie lang,
Ich sterb', und weiß nit wann,
Ich fahr', weiß nit wohin,
Mich wundert daß ich lustig bin.

Ein Geizhals, ein Ehrüchtiger, ein Wollüstling, ein Eroberer u. s. w. darf nur statt des Wört-

Wörtleins lustig, diejenige Leidenschaft hinsetzen, die ihn beherrscht, so werden die alten Reime die sinnigste Warnung für ihn enthalten.

Theophilus Raymundus erzählt von Ludovico Medina, daß seine Zunge im Grabe unverwest geblieben, weil er nie gelogen habe. Nun wissen wir also, welches Glied Napoleons im Grabe zuerst verwesen wird.

Im Grunde sind doch die Geschichtschreiber Schuld, wenn Männer wie Napoleon auftreten. Wären gekrönte Räuber nie gerühmt, ihre Unthaten nie Großthaten genannt worden, so würde der Funke in der Brust des ehrsüchtigen Jünglings wohl zur leuchtenden Fackel aber nicht zum verzehrenden Brande werden. Mögte doch jeder Schriftsteller, den die Lob-Wuth ergreift, lieber ein Lob des Rettigs schreiben, wie Marcio Grácus, oder des Knoblauchs, wie Pythagoras, oder der Rübe, wie Diocles, oder des Kohls, wie Cato, oder der Brennnessel, wie Pharius; oder mögte er die Natur der Fliegen erforschen und die Floh-Sprünge sechszig Jahre lang abmessen, wie Aristomachus; alles das würde freilich wenig nützen, aber doch nicht einen so ungeheuern Schaden stiften, als wenn ein Erzspeichellecker in Leipzig eine neue Himmels-Charte stechen und ein Napoleons-Gestirn darauf setzen läßt.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 8.

Vorläufiges Verhör des Justizrath Crome.

Noch ist nicht einmal ein Jahr verstrichen, und schon gewährt es eine seltsame, tragikomische Empfindung, die Ansichten, Urtheile und Prophezeihungen zu lesen, die der Justizrath Crome (der aber nicht mehr zu der Justiz, sondern unter die Justiz gehört) in seinem schwarzen Büchlein: Deutschland's Crise und Rettung, genannt, im Juni 1813 drucken ließ. Da der rächende Arm der Gerechtigkeit den Vaterlands-Verräther noch nicht erreicht hat, so wollen wir vorläufig ein kleines Verhör mit ihm anstellen und ihn, nach Befinden, wenigstens in effigie, dahin hängen wo die Raben ihn erwarten. Seine Antworten sind wörtlich aus seiner Schrift gezogen.

Inquisit trete hervor. — Wie heißen die Männer, die, zum Regieren gebohren, Werkzeuge der Vorsehung waren, um den Deutschen die Bahn vorzuzeichnen auf der sie wandeln sollen?

Crome.

Crome. Carl der Große. — Gustav Adolph. — Napoleon.

Frage: Wie kommt Christus zwischen die beiden Schächer?

Crome. Gustav Adolph legte durch seinen Sieg bei Lützen, den Grund zur deutschen Freiheit und Cultur.

Frage: Und doch vergleichst du ihn mit Napoleon?

Crome. Weil Napoleon am zweiten Mai in eben diesen Gefilden entschieden hat, ob künftig russisch-asiatische oder deutsch-fränkische Cultur in unserm Vaterlande herrschen solle.

Frage: Warum denn deutsch-fränkisch? warum denn nicht deutsch allein?

(Inquisit stockt.)

Frage: Und wie steht's denn mit der deutschen Freiheit die Gustav Adolph gründete?

Crome. Wohl dem Volke dessen Schicksal in die Hände eines großen und weisen Mannes gelegt ist.

Frage: Ist Napoleon ein Solcher?

Crome. Es ist nicht daran zu zweifeln, denn ich, der Justizrath Crome in Giessen, habe solches drucken lassen.

Frage: Welche Folgen wird es haben, wenn die Russen bis an den Rhein, oder bis nach Frankreich und Spanien vordringen?

Crome. Die Folgen sind nicht zu berechnen für Deutschlands politische Verfassung und nordische Cultur, für Leben und Freiheit, Vermögen und häusliches Glück seiner Bewohner.

Frage:

Frage: Da nun die Russen wirklich so weit vorgedrungen sind, zeigen sich etwa diese Folgen bereits?

Crome. Nein, noch nicht. Aber da, wo Rache geübt und jede Leidenschaft befriedigt wird, da müssen Tausende unglücklich werden, da muß die Cultur zurückgehen u. s. w.

Frage: Ueben denn die Russen Rache? und befriedigen sie jede Leidenschaft?

Crome. Nein noch nicht, aber —

(Inquisit stockt.)

Frage: Was haben die Verbündeten gethan, indem sie die Völker zur Freiheit riefen?

Crome. Sie haben die Gesetze mit Füßen getreten und Alles zerrissen, was die bürgerliche Gesellschaft zusammen hält.

Frage: Was that denn Napoleon, als er die Ungarn öffentlich aufrief, sich einen andern König zu wählen?

(Inquisit erröthet ein wenig.)

Frage: Was wird in Deutschland geschehen, wenn die Russen siegen?

Crome. Ein allgemeiner Revolutionskrieg wird in Deutschland ausbrechen, der um so länger dauern wird, da der Parteien und Interessen so viele sind.

Frage: Da nun die Russen gesiegt haben, ist dieser Revolutionskrieg ausgebrochen?

Crome. Nein noch nicht.

Frage: Giebt es viele Parteien und Interessen?

Crome. Bis jetzt scheint es leider nur eine einzige zu geben.

Frage:

Frage: Wofür hätten wir uns geschlagen, wenn es nicht so wäre?

Crome. Für das politische Interesse auswärtiger Mächte, das uns fremd ist.

Frage: Wofür schlugen wir uns im Jahr 1812?

(Inquisit stockt.)

Frage: Was wiederfuhr den Franzosen in Rußland?

Crome. Der Feind konnte ihnen nie mit Erfolg die Spitze bieten, aber Hunger und Kälte entkräfteten sie.

Frage: Warum denn nicht auch die Russen?

Crome. Die aßen und wärmten sich.

Frage; Warum jagten die Franzosen sie nicht fort und setzten sich an ihrer Stelle zu Tische? da doch der Feind ihnen nie widerstehen konnte?

Crome. Sie setzten ihren Marsch fort.

Frage: Warum blieben sie denn nicht da und bedienten sich ihrer Bequemlichkeit?

Crome. Sie bahnten sich einen Weg mit dem Degen in der Faust, bis an die Weichsel.

Frage: Und wo blieb Napoleon?

Crome. Der begab sich nach Paris, wo seine Gegenwart äußerst nothwendig war.

Frage: War das Schicksal seiner Armee auch in die Hände eines großen und weisen Mannes gelegt?

(Inquisit stockt.)

Frage: Was wurde nun ausgebrütet?

Crome. Thörigte Pläne. Man wollte z. E. Norwegen an Schweden geben.

Frage:

Frage: Ist es denn geschehen?

Crome (mit niedergeschlagenen Augen). Ja, es ist geschehen.

Frage: Wozu wurde Hamburg verleitet?

Crome. Zu Schritten, deren Folgen nur durch die menschenfreundliche Gesinnung Napoleons bestimmt werden können.

Frage: Wie hat diese menschenfreundliche Gesinnung sich bis jetzt geäußert?

Crome (stammelnd). Hamburg ist verbrannt und geplündert und seine Einwohner sind zum Thore hinaus gejagt worden.

Frage: Was vergaß man bei jenen thörigten Planen?

Crome. Napoleon's Genie; die Ressourcen die er zu erschaffen weiß; die Anhänglichkeit der Nation, die ihm Ruhe und Wohlfahrt verdankt.

Frage: Was sagt von dieser Ruhe und Wohlfahrt Raynouard, der Repräsentant des französischen Volks?

Crome. Er hat mein Buch nicht gelesen.

Frage: Was that Napoleon in drei Monaten?

Crome. Mehr als eine ganze lange Reihe von Regierungs-Jahren mancher Könige und Kaiser je aufzuweisen hat.

Frage: Wie verschaffte er sich das nöthige Geld?

Crome. Ohne alle neue Auflagen, blos durch den Verkauf der bisherigen überflüssigen und schlecht benutzten Gemeindegüter.

Frage:

Frage: War das eine gute Finanz-Operation?

Crome. Sie verdiente vielleicht auch in andern Staaten bei gehöriger Sicherheit für die Gemeinden und deren Creditoren nachgeahmt zu werden.

Frage: Leistete Napoleon diese Sicherheit?

Crome. Freilich, er ließ sie Alle in sein großes Schuldbuch schreiben.

Frage: Und Alle freuten sich dieser neuen Wohlfahrt?

Crome. Er war so gnädig, ihnen Spaziergänge und Viehweiden zu lassen.

Frage: Wie benutzten denn die coalisirten Mächte diesen Zeitpunkt?

Crome. Sie benutzten ihn gottlob gar nicht. Wenigstens haben wir in Gieſſen nichts davon erfahren.

Frage: Was wirkten denn ihre Proklamationen?

Crome. Gar nichts, außer bei Fanatikern, Schwachköpfen, Mißvergnügten und Taugenichtsen.

Frage: Und die übrigen Deutschen?

Crome. Die blieben legal, vorsichtig, ordnungsliebend und ruhig überlegend. Auch hat Napoleon selbst sie gelobt.

Frage: Was hat die deutsche Nation davon?

Crome. Es gereicht ihr zum ewigen Ruhme, wenigstens in Gieſſen.

Frage: Wie betrachten die Völker die Constitutionen des französischen Kaiserreichs?

Crome. Sie sind ihnen angenehm geworden.

Frage:

Frage: Wodurch?

Crome. Dadurch, daß sie liberal und auf Menschenwürde berechnet sind.

(Inquisit erröthet.)

Frage: Sind die deutschen Mißvergnügten gute Soldaten?

Crome. Noch weit schlechtere als die tapfern Landwehrmänner.

Frage: Diese sind also schlechte Soldaten?

Crome. So sagt man in Giessen.

Frage: Was haben die Kosaken gethan?

Crome. Sie haben einen schuldlosen Richter im Halberstädtschen zu Tode geknutet.

Frage: Ist das gewiß?

Crome. Man sagt es in Giessen.

Frage: Worinn irrten manche einsichtsvolle Männer?

Crome. Darinn, daß sie glaubten, die Kosacken würden sich jenseits des Rheins behaupten können.

Frage: Warum irrten sie darin?

Crome. Weil dem Kaiser Napoleon, der nie nachgab, dennoch endlich nachgegeben werden muß.

Frage: Was wäre denn geschehen, wenn die Russen vorgedrungen wären?

Crome. Unser Vaterland wäre der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges geworden.

Frage: Wo stehen sie jetzt?

Crome (stammelnd). In Frankreich.

Frage: Bei welcher Gelegenheit würde es Deutschland am schlimmsten ergangen seyn?

Crome. Bei russischen Retiraden.

Frage:

Frage: Haben die Russen schon retirirt?

Crome (kleinlaut). Nein noch nicht.

Frage: Wie erging es denn Deutschland bei der französischen Retirade?

(Inquisit stockt.)

Frage: Wie kann allein der Krieg beendigt werden?

Crome. Dadurch, daß Frankreich den brittischen Leoparden bändigt.

Frage: Und wenn er auf andere Weise geendigt würde?

Crome. So würde Europa in fortdauernder, englischer Sklaverei bleiben, Deutschland ausgesogen, alle aufblühende Industrie erstickt werden.

Frage: Ist der Krieg seinem Ende nahe?

Crome. Ja, und würde schon längst aufgehört haben, wenn ganz Europa das Continental-System ununterbrochen befolgt hätte.

Frage: Wofür dankt jeder deutsche Biedermann der Vorsehung?

Crome. Dafür, daß sie Napoleon aus Egypten zurückführte, und bei Lützen noch einmal Deutschland rettete.

Frage: Bei wem müssen wir halten?

Crome. Bei unsern Fürsten und Souverains.

Frage: Und gegen wen fechten diese jetzt?

Crome (mit niedergeschlagenen Augen). Gegen Napoleon.

Frage: Welchen Zweck suchen die nordischen Mächte zu erreichen?

Crome. Deutschland selbstständig zu machen.

Frage:

Frage: Kann er erreicht werden?

Crome. Ich zweifle gar sehr daran, und er könnte auch in der Dauer nicht bestehen.

Frage: Warum nicht?

Crome. Weil Deutschland kein ungetheiltes Reich ist; es bedarf eines Stütz-Punkts und eines Schutzes von Aussen her, und welcher könnte das anders seyn, als der große Stifter des rheinischen Bundes?

Frage: Aber Rußland?

Crome. Am allerwenigsten. Es schont weder seine Nachbarn noch seine Anhänger.

Frage: Hat Frankreich diese geschont?

(Inquisit stockt.)

Frage: Was würde denn mit Deutschland geschehen seyn, wenn die nordischen Mächte den Meister gespielt hätten?

Crome. Vielleicht wäre es getheilt worden; aber nicht ohne langen, heftigen Krieg, der alle wehrhafte Männer aufgerieben hätte, ehe Deutschland fremden Gewalthabern zu Theil geworden wäre.

Frage: Warum litten denn die wehrhaften Männer, daß es Frankreich zu Theil wurde?

Crome (nach einer Pause). Wohl dem Volke, dessen Schicksal in die Hände eines großen weisen Mannes gelegt ist.

Frage: Wen wollen wir segnen?

Crome. Napoleon den Großen, der Deutschland und Europa durch einen dauernden, allgemeinen Frieden beglücken wird.

Frage: Wie lange hoffen wir schon darauf?

Crome (kleinlaut). Seit zwanzig Jahren.

Frage:

Frage: Wer wird die verschiedenen Interessen ausgleichen?

Crome. Das allumfassende Genie des Friedensstifters von Leoben und Udine, von Lüneville, Amiens u. s. w.

Frage: Wodurch?

Crome (ganz leise). Durch eine Universal-Monarchie.

Frage: Was ist pflichtwidrig und unwürdig des deutschen Mannes?

Crome. Jedes öffentliche Raisonnement gegen die Partei welche unsere Fürsten ergreifen.

Frage: Wann eher ist dein Buch gedruckt?

Crome. Im Juni 1813.

Frage: Kanntest du damals schon die Partei, welche unsere Fürsten ergreifen würden?

Crome. Ich wollte ihnen von Gieffen aus dieselbe vorzeichnen.

Frage: Und was sagst du nun, am Ende des März 1814?

(Inquist stockt.)

Warum scheint uns Napoleon im Unglück größer als im Glück?

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß überhaupt das Glück dem Menschen schwerer zu ertragen wird, als das Unglück; denn dieses erweckt Kräfte, jenes schläfert sie ein; das Unglück ist scharf sehend, das Glück blind; das Unglück regt den Trieb der Selbsterhaltung mächtig auf, das Glück nur den Hang

zu

zu genießen; jener Trieb schafft Wunder, denn sein Zweck ist eine Einheit; dieser Hang äfft ihn nach wie die egyptischen Zauberer dem Moses, doch nie ist er so kraftvoll, weil er nicht nach Einem trachtet. Im Glücke legt der Mensch großen Werth auf Kleinigkeiten, die er im Unglück verachtet; hingegen wird er im Glück die Menschen verachten, im Unglück sie wieder schätzen lernen; denn Leiden haben eine so reinigende Kraft, daß sie sogar bis auf die Umgebungen des Leidenden sich erstreckt. Der Glückliche wandelt in einer verpesteten Atmosphäre und sieht nur verlarvte Gesichter; der Unglückliche athmet reine Luft, die Menschen um ihn her nehmen die Larven ab und erblickt er gleich nunmehr nicht lauter schöne Gesichter, so doch lauter wahre. Zum Erstenmale erscheint ihm die Freundschaft. Wer nie unglücklich war, kennt die Menschen nicht, auch sich selbst nicht. Es ist fürwahr ein großes Glück, Einmal recht unglücklich zu seyn, denn es öffnet sich eine neue Welt nach Aussen und im Innern. Das Unglück ist gleichsam der magnetische Schlaf, in welchem man eigne und fremde Krankheiten erkennt und Mittel dagegen verordnet. Die Seele hat ihre Nerven wie der Körper, aber das Glück ist ein Nervenbetäubender Blumenduft, das Unglück ein kaltes, erquickendes Bad.

Freilich müssen die verschiedenen Charactere der Menschen die heilsamen Wirkungen des Unglücks tausendfach modificiren, bald sie schwächen, bald verstärken; bisweilen, doch selten, sie ganz vernichten. Im Ganzen wird

doch

doch immer eine mächtig erhöhte Reizbarkeit der Seele statt finden, welche die positiven Eigenschaften des Menschen erhöht und die negativen unwirksam macht. Der Muthige wird ein Held; der Furchtsame glaubt muthig geworden zu seyn, weil er die Furcht nicht mehr verspürt. Der Fromme wird ein Schwärmer, der Ungläubige verstummt. Alles Thätige regt sich lebhafter, alles Einschläfernde verdunstet.

Diese allgemeinen Erfahrungssätze auf Napoleon anzuwenden ist leicht, weil er den offensten Character besitzt, den jemals ein Sterblicher zur Schau trug. Er ist ein furchtbares Alleinwesen, er hat seines Gleichen nicht. Das weiß er und ist stolz darauf. Er will auch seines Gleichen nicht haben, denn zu lieben oder geliebt zu werden, ist ein Bedürfniß welches er nicht kennt. Er hat sich, wie Simon Stilites, auf eine Säule gestellt, er läßt sich alle Theile des Leibes küssen und empfindet nichts dabei. Fände er jemals einen Menschen seines Gleichen, so würde er ihn um so heftiger hassen, je ähnlicher dieser Mensch ihm wäre. Ihm ist nur wohl, wenn er allein steht. Selbst der Thron hat nur Reiz für ihn, weil er allein darauf sitzt, und Universal-Monarch wünscht er nur zu werden, um Alleinherrscher zu seyn. Bei ihm ist alles auf Alleinheit berechnet. Jener große Philosoph, der sich nur ein kleines Plätzchen ausser unserm Erdball wünschte, um ihn dann mit einem Finger zu bewegen, hat den Ort angedeutet, an welchem Napoleon am liebsten ste-

hen

hen mögte, denn da stünde er ganz allein und würde doch den Erdball bewegen. Die Menschen betrachtet er, wie derjenige seine Kanarienvögel betrachtet, der sie allerlei Künste gelehrt hat, die er für Geld sehen läßt. Diese Vöglein müssen Grenadiermützen tragen, exerciren, Kanonen losbrennen, Karren schieben, Wasser schleppen u. s. w., wobei er stets in dem Bewußtseyn sich gefällt, daß er ein höheres Wesen ist, und daß sie alles das nur durch ihn und für ihn thun. Selbst ihren Waldgesang gestattet er ihnen nicht, sie müssen Stückchen pfeifen, die er ihnen vorgepfiffen hat. Sie müssen sich ihm auf die Hand oder auf die Achsel setzen, aber er weiß recht gut, daß sie das nicht aus Liebe oder Vertrauen zu ihm thun, sondern weil sie Futter oder Schläge bekommen. Und wenn er auch machen könnte, daß sie ihn wirklich liebten, so würde er es nicht wollen, denn Liebe setzt Gleichheit voraus, durch die er sich erniedrigt fühlen würde.

Lebten wir noch im Heidenthum, Napoleon würde längst erklärt haben, daß er ein Gott sei, eben so wohl als Alexander der sogenannte Große oder Heliogabal der Unsinnige. Und hat er es in der That nicht schon oft erklärt? hat er nicht mit mehr Zuversicht prophezeiht, als der delphische Apoll, der seine Weissagungen doch wenigstens in Räthsel hüllte? hat er sich nicht oft die Lästerung erlaubt: Gott wirke durch ihn? — Man mögte ihn deshalb mit Mahomet vergleichen, aber unrichtig, denn Mahomet wußte daß er betrog und wollte

auch

auch nur betrügen, Napoleon hingegen hält sich in allem Ernst für ein höheres Wesen; er ist eine schreckliche Geissel der Menschheit, aber ein Betrüger ist er nicht. Man hält ihn bisweilen dafür, weil er so oft Dinge sagt, spricht oder verspricht, die er weder denkt noch glaubt noch halten will; aber man versetze sich nur in seinen Standpunkt: seine anscheinenden Betrügereien sind blos ein Herablassen seines göttlichen Wesens zu unserer menschlichen Fassungskraft; gleich wie Christus den Himmel ein Reich nannte, um den Begriffen seiner ungebildeten Jünger etwas Bildliches zu geben. Napoleon ist überzeugt, daß das Menschengeschlecht am glücklichsten seyn würde, wenn es von einem Gotte regiert würde, und er ist eben so überzeugt, daß er ein Gott ist. Dadurch allein wird auch seine Schaamlosigkeit erklärlich, denn ein Gott kann sich nicht schämen vor seinen Creaturen die ihn nicht begreifen. So erklärt sich ferner seine unbedenkliche Wahl der grausamsten Mittel, wenn sie nur zum Zwecke führen, seine Hinrichtungen, seine Vergiftungen u. s. w., Alles das sind in seinen Augen nur Blitze oder Stürme, deren sich ein Gott bedient, und die, wenn sie gleich den Sterblichen die Heerden erschlagen oder die Saat verwüsten, doch sehr wohlthätige Folgen haben.

In diesem Glauben ist Napoleon seit zehn Jahren durch die besten Köpfe von Frankreich (und leider auch anderer Nationen) so unaufhörlich bestärkt worden, und das Glück hat für ihn so manche Wunder gethan, daß er in

der

der That mehr als ein Mensch seyn müßte, wenn er sich nicht für einen Gott hielte. Uns kam er im Glück sehr klein vor, weil wir einen menschlichen Maasstab an ihn legten. Sein Bewußtseyn der Einzigkeit nannten wir Uebermuth; sein Schleudern der Blitze schalten wir Grausamkeit, und sein Herablassen zu unserm Fassungsvermögen schien uns Betrug. Nun, im Unglück, kommt er uns größer vor, wir bewundern seinen trotzigen Heldenmuth, weil wir abermals ihn beurtheilen, als wäre er nur ein Mensch und halte sich selbst für nichts weiter. Darum erklären wir uns seine Beharrlichkeit aus den gewöhnlichen Wirkungen des Unglücks auf einen Character wie der Seinige: erhöhte Reizbarkeit und durch diese vermehrte Thätigkeit, ja Uebersspannung aller seiner intellectuellen Kräfte; da wird aus dem Muthe Trotz, aus der Festigkeit Starrsinn, aus der kalten Grausamkeit heiße Wuth. Man kann ihn vernichten, aber nicht besiegen, man kann ihn zermalmen, aber nicht rühren; er kann den nagendsten Verdruß empfinden, aber keine Reue. Alles das schließen wir aus den Prämissen und er kommt uns zwar verabscheuungswürdig, aber doch groß vor, in so fern wir alles dasjenige groß nennen, was einen seltenen Grad von Menschenkraft andeutet; indessen er selbst nicht größer und nicht kleiner ist als zuvor, sondern immer ganz einfach im Bewußtseyn seiner Göttlichkeit handelt. Daß Jupiter die Titanen besiegen werde, ist ihm gewiß. „In drei Monaten" sagte er vor vier Monaten „sollt ihr Frie-

„den

„den haben, oder ich will untergehen.“ Die Franzosen haben noch keinen Frieden und er ist auch noch nicht untergegangen, aber um Monate oder Wochen dürfen wir ihn nicht schikaniren; er wird Wort halten — nicht den Franzosen, sondern sich selbst. Er wird untergehen, aber nicht allein, sondern Paris mit ihm, denn es ziemt einem Gotte, daß eine solche Stadt ihre Trümmer über seiner sterblichen Hülle aufthürme. Da aber die meisten unserer Leser sich nicht in diesen erhabenen Standpunkt versetzen, sondern fortfahren werden, ihn als einen Menschen zu betrachten, so müsse wenigstens die Ansicht, die ich von seinem eignen festen Glauben ihnen gegeben habe, allen Groll gegen ihn vertilgen, und sie blos zum Mitleid gegen einen Mann stimmen, der eine der schönsten Wirkungen des Unglücks, Selbsterkenntniß, nicht zu empfinden vermag; der keinen wahren Freund hat und keinen haben will. — Aber wehe uns! wenn die Altäre dieses Gottes wieder aufgerichtet werden! dann wird er, gleich dem Vitzliputzli der Mexikaner, die blutigen Opfer bei Tausenden heischen.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 9.

Das Nibelungen-Lied.

In Rücksicht auf ihren Zweck haben diese Blätter sich mit jenem jetzt so berühmten Gedicht auf keine andere Weise zu befassen, als in politischer Hinsicht; und selbst in dieser würden sie davon schweigen, wenn nicht Herr Friedrich Schlegel und mehrere Andere darauf bestünden, es in den Schulen einzuführen. Das ist fürwahr zu arg und heißt mit andern Worten: man soll der lieben Schuljugend Napoleons Grundsätze predigen. Man lese nur einmal das Nibelungen-Lied mit Rücksicht auf diesen Gegenstand, und man wird staunen! Siegfried, der Held, der so sehr gepriesen wird, der in der jugendlichen Einbildungskraft der Schüler ein Musterbild für ihr ganzes Leben hinterlassen soll; wie handelt er? — Ich will mich der Zeunerschen modernen Verdeutschung bedienen.

„Er heimsuchte viele Reiche durch seinen kräftigen Muth — ja er suchte nichts als Kämpfe“ (das that Napoleon auch.) Er sprach:

sprach: „was ich nicht freundlich erbitte, das „mag mit Gewalt erwerben meine Hand; „ich getraue mir ihnen abzuzwingen beides „Leut und Land.“ (Es ist als ob man Napoleon reden hörte.)

Die Nibelungen bewahrten einen Schatz im hohlen Berge, den hatten sie herausgetragen, um ihn zu theilen. Siegfried kam ohne alle Begleitung des Weges daher geritten; als ihn die Nibelungen sahen, baten sie ihn, er möge den Schatz unter sie vertheilen. Er versprach es und sie gaben ihm dafür ein herrliches Schwerdt. Nun theilte er aber den Schatz nicht, sondern schlug mit dem geschenkten Schwerdte die Könige der Nibelungen todt und behielt den Schatz für sich. — Wenn diese That den Schülern als ruhmwürdig dargestellt wird, so mögte ich doch wissen, welche That Napoleons nicht gleiche Ansprüche zu machen berechtigt wäre? — Siegfried kömmt zu den Burgunden; sie haben ihn nie beleidigt; sie empfangen ihn mit der höflichsten Gastfreiheit; er aber hat nichts eiligeres zu thun, als ihnen zu sagen: „Ich ruhe nicht, „es mag nun Jemand lieb oder leid seyn, ich „will von Euch erzwingen, was ihr immer „haben mögt; Land und Burgen sollen mir „unterthan werden.“ (Der leibhaftige Napoleon! Wenn es wahr ist, daß Carl der sogenannte Große dieses Lied der Vergessenheit entrissen hat, so wundert mich das gar nicht, denn ihm, der eben so eine Geissel der Menschheit war, als Napoleon, mußte daran liegen, daß solche Thaten und Grundsätze dem Volke

als

als bewundernswerth aufgestellt würden; wenn aber in unsern Tagen Schriftsteller sich so weit vergessen, das Lesen derselben der Jugend als ein Bildungsmittel zu empfehlen, so weiß man nicht, was man davon denken soll. Oder will man daß der Lehrer jedesmal die Schüler vor solchen Schändlichkeiten warne? und daß damit genug gethan sei? — Aber wer giebt das Gift, blos weil er das Gegengift in Bereitschaft hält? In diesem Falle wäre es auch viel zu unwirksam, um des Giftes schnelle Wirkungen zu hemmen. Man weiß, welchen starken Eindruck romantische, aufferordentliche Thaten auf junge Gemüther hervor bringen; man erinnere sich der Knaben, welche, nachdem sie Schillers Räuber gelesen, in allem Ernst auszogen um eine Räuberbande zu bilden. Nun vollends in unserer Zeit! wo so viele, kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge zu den Waffen müssen gerufen werden! Man denke sich einen Solchen, der mit dem Nibelungen-Lied im Kopfe, sich in Feindes Landen irgendwo seiner überlegenen Stärke bewußt ist, was wird schneller ihn zu handeln bestimmen? seine Einbildungskraft oder die Warnung seines Lehrers? fürwahr er wird blos an den Ruhm denken, den Siegfried sich erworben, er wird sein Schwerdt durch die Luft pfeifen lassen und sprechen: „es mag nun Jemand lieb oder leid seyn, ich will von Euch erzwingen was ihr haben mögt.“)

Selbst Fürstensöhnen würde es gefährlich und verderblich seyn, wenn sie das Nibelungen-Lied unter diejenigen Schriften aufnähmen,

men, aus welchen sie Nahrung für ihre fürstlichen Gemüther schöpfen sollen. Denn was finden sie da an Königen gepriesen? nichts als die Tapferkeit, die doch fürwahr nur eine untergeordnete Fürstentugend, und nur zu oft der einzige Schmuck des Kronen-Räubers ist. Welchen Begriff müssen sie von dem Wesen und Pflichten des Königthums sich bilden, wenn sie lesen, wie man dem Könige von Burgund seine Glückseligkeit folgendergestalt vorrechnet: „Ihr könnt vor Euren Feinden sicher seyn, „könnt mit guten Kleidern Euren Leib zieren, „den besten Wein trinken und weibliche Wei„ber minnen, dazu giebt man Euch die besten „Speisen die je ein König genoß.“ Man merke wohl: durch diese Vorstellung will man ihn von einer vorhabenden weiten gefährlichen Reise abhalten. Niemand sagt zu ihm: wollt Ihr Euer Volk verwaist hinterlassen? wer wird unterdessen Gerechtigkeit im Lande pflegen? u. s. w. Von solchen Kleinigkeiten ist im ganzen Nibelungen-Liede nicht ein einziges mal die Rede, da herrscht nur überall die gemeinste, gröbste Sinnlichkeit. Und solch ein Buch sollte in Schulen eingeführt werden? Pfui! — Auf den Jahrmärkten mag Herr Friedrich Schlegel es verkaufen, sammt dem gehörnten Siegfried und der schönen Magellona, aber unsere Erziehungsanstalten müsse es nicht verunreinigen.

Vielleicht glauben diejenigen, die das alberne Mährchen nicht gelesen haben, es müsse wohl in jeder andern Hinsicht mit so großen Schönheiten begabt seyn, daß alle Auswüchse darüber vergessen werden müßten; sie meinen,

es

es sei doch unmöglich, daß eine Menge vernünftiger Männer, und sogar viele liebenswürdige Frauen, so entzückt davon seyn könnten, wenn es nicht großen poetischen Werth hätte. Man erlaube mir daher mit kurzen Worten das Ding etwas näher zu beleuchten. Ich schwimme freilich gegen den Strom, und werde diesen nicht aufhalten, aber untergehen werde ich auch nicht.

Siegfried war ein Königskind aus den Niederlanden, schön und stark, mehr wird nie von ihm gerühmt. Zwar heißt es, man habe ihn mit Fleiß erzogen, wie es seinem Adel geziemte und er habe aus eigner Anlage gute Sitten angenommen, aber das ganze Lied beweißt daß man darunter blos die Leibes-Stärke verstand. Eine der ersten Proben seiner herrlichen Anlagen war die schon berührte Theilung des Nibelungen-Schatzes. Dann zog er nach Burgund, weil er gehört hatte, daß da, unter dem Schutz von drei Brüdern, eine sehr schöne Prinzessin, Namens Chriemhild, hause, die wollte er heimführen. Sein erstes Compliment an die Brüder habe ich bereits angeführt. Der König Gunther spricht zu ihm: „Wie hab' ich das verdienet, daß ich meines Vaters Erbe durch Uebermacht verlieren sollte?" — Aber Siegfried antwortet: „Ich will davon nicht abstehen. Dein Land und mein Land wollen wir gegen einander setzen, wer von uns beiden über den Andern siegen mag, dem soll alles dienen, Leute und Land." Saubere Begriffe von Herrscher-Pflichten.

Nach-

Nachdem es endlich mit Mühe gelungen, ihm diesen fürstlichen Studentenstreich auszureden, so bleibt er da, und führt einen Krieg der Burgunder gegen die Dänen und Sachsen mit 1000 Mann gegen 40,000, bekämpft in Person beide feindliche Könige und führt sie gefangen heim. Da wird ein glänzendes Fest veranstaltet, bei welchem er Chriemhilden zum erstenmale sieht und spricht, und beider Herzen sich entzünden.

Fern über der See wohnte eine Königin, Brunhild, die übermäßig schön und dabei sehr stark war. Sie schoß den Speer, sie warf den Stein und that einen gewaltigen Sprung darnach. Wer ihr Gemahl werden wollte, der mußte in diesen drei Kunststücken sie besiegen, sonst schlug sie ihm den Kopf ab, und diesen kleinen Zeitvertreib hatte sie sich schon oft gemacht. König Gunther, Chriemhildens Bruder, entschloß sich diesen weiblichen Dragoner zu heirathen, und Siegfried versprach ihm beizustehen, wenn er ihm nachher Chriemhilden zum Weibe geben wollte. Das gelobte Gunther. Siegfried verließ sich auf seinen Hehlhut, das war eine Kappe, die er früher einem Zwerge abgekämpft hatte; wer sie trug war unsichtbar und bekam die Stärke von zwölf Männern, seine eigne ungerechnet. Nun zogen sie hin. An Brunhildens Hofe gab sich Siegfried nur für Gunthers Dienstmann aus. Brunhild bereitete sich zum Kampfe. Man brachte ihr einen Schild, der drei Spannen dick war, vier Kämmerer hatten daran zu tragen. Dann

einen

einen Speer von viertehalb Eisenmassen, den abermals drei ihrer Mannen kaum zu schleppen vermochten. Dann einen runden Stein, den zwölf Männer kaum fortwälzten. Man kann denken, daß dem Könige von Burgund nicht wohl bei der Sache zu Muthe wurde, und Hagen, Einer seiner Verwandten und stärksten Ritter, meinte ganz ehrlich: „die sollte des Teufels Braut seyn.“ — Der Kampf begann. Siegfried setzte seine Hehlkappe auf und sagte leise zu Gunthern, er wolle das Werk bestehen, Gunther solle nur die Gebehrden dazu machen, ähnlich dem Spiele, welches uns noch jetzt belustigt, wo der Eine deklamirt und der Andere, hinter ihm versteckt, die Hände dazu bewegt. Brunhild schoß den Speer auf den Unsichtbaren, daß ihm das Blut aus dem Munde brach, er vergalt es ihr aber durch einen Gegenschuß, der sie umwarf. Sie sprang aber wieder auf, bedankte sich für den Schuß, warf den Stein zwölf Klafter weit und that auch einen Sprung darnach von zwölf Klaftern, der, besonders für ein schönes Mädchen, eben nicht zierlich mag ausgesehen haben. Siegfried aber warf den Stein noch weiter und sprang auch noch weiter darnach, wobei er sogar den König Gunther trug, damit es aussehen sollte, als habe dieser den Sprung gethan. Da ergab sich Brunhild. Siegfried zog schnell heim, um tausend Nibelungen zu holen, machte sich aber den Spaß, sich diesen nicht gleich zu erkennen zu geben, damit er noch erst das Vergnügen haben könnte, einen Riesen und einen Zwerg

zu bekämpfen. Dann führte er seine tausend Nibelungen in Brunhildens Land und nun zogen alle mit der handfesten Braut nach Burgund, wo die Doppel-Hochzeit gefeiert wurde, obschon Brunhild sich nicht wenig wunderte, und sogar darüber weinte, daß der König seine Schwester einem vermeinten Dienstmanne gab.

Nun wird die Hochzeitnacht beschrieben, doch von dem Helden des Liedes blos gesagt: „Siegfrieds Kurzweile war vorzüglich gut.“ Dem armen Gunther aber ging es erbärmlich, denn als er seine Frau minnen wollte, band sie ihm mit einer starken Borte Füße und Hände zusammen, „trug ihn zu einem Nagel „und hängte ihn an die Wand, weil er sie „im Schlafe störte.“ Da brachte der junge Ehemann, als er so wie ein Sack an der Wand hing, freilich eine sehr unangenehme Nacht zu, und am andern Tage war seine Laune nicht die beste. Er klagte sein Leid dem Helden Siegfried, der wieder zu helfen versprach, am Abend seine Nehlkappe aufsetzte und Chriemhilden unter den Händen verschwand. Nun begann in Gunthers Schlafgemach ein Spiel, „das ihm zugleich lieb und „leid war.“ Es ist schon schlimm genug, wenn der Mann einen dritten bei seiner Frau weiß, den er sehen kann, aber vollends einen Unsichtbaren! — — Da blieb ihm nichts anders übrig, als zu horchen mit allen seinen Ohren und er war so gütig sich zu überzeugen, „daß heimliche Dinge nicht „geschahen.“ Nur zerdrückte Siegfried ihr

weißes

weißes Hemd, wurde aber von ihr gar unsanft geworfen und gequetscht. Einen Händedruck gab sie ihm unter andern, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang. Endlich bezwang er sie doch, zog ihr einen Ring vom Finger, nahm ihren Gürtel (beides, wie das Lied selbst gesteht, aus Uebermuth) und gieng wieder zu seiner eignen Frau, der er seine Beute verehrte, und ihr auch in der Folge das Vergnügen machte, ihr die ganze Scene mitzutheilen. Brunhild wurde ein wenig bleich und verlor durch die Minne ihre große Kraft, so daß sie nun nicht stärker war als ein anderes Weib.

Nach der Hochzeit führte Siegfried seine schöne Frau heim, wo ihm sein Vater die Herrschaft übergab und Chriemhilde einen Sohn gebahr. Zehn Jahre nachher meinte Brunhild, es gezieme sich doch wohl, daß Siegfried, ihr Dienstmann, einmal wieder einen Besuch in Burgund abstatte und sie überredete ihren Mann, Boten hinzusenden, die ihn einluden. Siegfried und Chriemhilde folgten dieser Einladung und wurden herrlich empfangen. Als aber beide Königinnen einst den Ritterspielen zusahen, meinte Chriemhild, sie besitze einen Mann, dem alle diese Reiche unterthan seyn sollten, denn er sei wie der Mond unter Sternen. Das nahm Frau Brunhild übel und behauptete, ihr Mann sei doch noch mehr werth. Als jene darüber spöttelte, warf diese ihr vor, Siegfried sei doch nur ein Dienstmann. Das brachte Chriemhilden in Feuer, und sie versicherte

der Frau Schwägerin, sie solle noch heute sehen, daß sie vor ihr her zur Kirche gehen wolle. Sie hielt Wort und nun brach die Glut in lichte Flammen aus. Brunhild nannte Chriemhilden ein Dienstweib und diese antwortete: „Dich verkebse ich, denn es „war nicht mein Bruder, der dir das Mädchenthum abgewann, sondern Siegfried, dein „Dienstmann, den du minnen ließest.“ Zum Beweise zeigte sie ihr Ring und Gürtel. Man kann denken, welch' ein Lärm entstand und obgleich Siegfried Brunhildens Unschuld bezeugte, und seine Frau, zur Strafe für ihre Schwatzhaftigkeit, tüchtig durchbläute, so war doch das gute Vernehmen für immer gestört, und Hagen schürte den Brand, entwarf auch einen Mord-Anschlag gegen Siegfried, der im Getümmel einer Schlacht das Leben verlieren sollte, wozu der saubere König Gunther seine Einwilligung gab. Es wurde eine Fehde vorgespiegelt, zu der man ausziehen sollte. Da ängstete sich Chrimhilde, man weiß nicht warum? daß ihr Mann umkommen mögte und vertraute Hagen, er sei zwar unverwundbar, weil er sich einst in Drachenblut gebadet, aber bei diesem Baden habe ihm ein Lindenblatt zwischen den Schultern geklebt, diese Stelle sei folglich nicht von dem Drachenblut benetzt worden. Hagen bat sie, an dieser Stelle ein Kreuz auf Siegfrieds Gewand zu nähen, damit er ihn beschützen könne, und sie war so einfältig dies zu thun. Aus der Fehde wurde nun zwar nichts, aber man veranstaltete eine Jagd im Wasenwalde, wo

Sieg-

Siegfried einen Löwen (!!) erschoß, einen Halbwolf mit der Hand todt schlug, einen Büffel, einen Elendhirsch, vier starke Urochsen und einen grimmen Brandhirsch erlegte, und zuletzt einen wilden Bären fing und ihn an seinen Sattel hing. Als er aber sich bückte, um aus einem Brunnen zu trinken, stieß ihm Hagen den Speer durch das Kreuz, daß er im Herzen stecken blieb. Mit dem Speer im Herzen lief er zwar Hagen nach, ereilte ihn auch und schlug ihn derb mit dem Schilde, dann aber sank er entkräftet nieder, hielt noch eine lange Rede mit dem Speer im Herzen und verschied.

Chriemhildens Jammer war groß, als man ihr den Leichnam vor die Kammerthür trug. An seiner Bahre erkannte sie Hagen für den Mörder, weil bei dessen Annäherung die Wunden wieder bluteten. Sie bezog eine einsame Wohnung, weinte und betete. Nach einigen Jahren überredete man sie, den Nibelungen-Schatz holen zu lassen, den einst ihr Mann so rechtlich erworben hatte. Es war so viel Gold und Edelstein, daß, „wenn man auch „die ganze Welt davon besoldet hätte, er sich „doch nicht um Einer Mark werth vermindert „haben würde.“ Man füllte Kammern und Thürme damit, und Chriemhilde spendete so reichlich, daß der neidische Hagen es nicht länger ansehen konnte; er nahm den Schatz und versenkte ihn in den Rhein.

Dreizehn Jahre war Chriemhild Wittwe, zehn Jahre vermählt gewesen; wenn sie also auch damals erst funfzehn Jahre zählte, so

mußte

mußte sie doch nun schon fast vierzig seyn. Demohngeachtet ward, wegen ihrer großen Schönheit, der heidnische König Etzel aus Ungerland um sie. Anfangs sperrte sie sich lange, als aber Etzels Gesandte ihr versprach, Alles zu rächen, was ihr Leides geschehen, da ergab sie sich darin, zog nach Ungarn, gebahr dem Könige Etzel einen Sohn und lebte dreizehn Jahre, ohne ihrer Rache zu gedenken. Nun aber fiel es ihr wieder ein, man weiß nicht warum? und sie ließ die Burgunder zu einem Besuche einladen. Hagen hatte zwar viel einzuwenden, allein er zog doch mit, obgleich noch unterweges ihm Donau-Nixen sein Schicksal prophezeihten. Sie wurden herrlich aufgenommen und bewirthet. Chriemhild fragte Hagen, ob er ihren Schatz ihr mitbringe? „Ich bringe Euch den Teufel!“ antwortet er sehr höflich. Sie schmiedet neue Mord-Anschläge gegen Hagen, zwei derselben mißlingen. Endlich überredet sie ihren Schwager Blödelin, der mit tausend Mannen in die Herberge ging, wo die Knechte zu Tische saßen, Händel vom Zaune brach, und mit Hülfe von noch zweitausend Hunen, sie Alle umbrachte, neuntausend an der Zahl. Nur Dankwart, Hagens Bruder, kam davon, und sprang, nachdem er Blödelin den Kopf abgeschlagen, in den Speisesaal, wo die Herren saßen, und eben Chriemhildens Kind herumgetragen wurde. Als Hagen erfuhr, was vorgefallen, schlug er alsobald dem Kinde den Kopf ab, daß er in der Mutter Schooß flog. Nun entstand ein allgemeines Blutbad, aus

dem der König und die Königin sich kaum erretteten. Die Burgunder machten Alles nieder. Ganze Heere zogen gegen sie aus, keiner kam zurück. Chriemhilde ließ Feuer an den Saal legen, die drinnen wurden fast gebraten, und aus Durst soffen sie das Blut der Erschlagenen, und versicherten, es sei ihnen selten ein besserer Wein geschenket worden; sie löschten auch die Brände im Blut und kurz, selbst das Feuer konnte sie nicht bezwingen. Da jedoch immer frische Mannschaft anrückte, Einer nach dem Andern fiel und Niemand mehr übrig war, als Gunter und Hagen, so gelang es endlich dem Könige Dietrich von Bern diese beiden zu überwältigen und in Chriemhildens Kerker zu werfen.

Man sollte glauben, nun werde sie den verhaßten Hagen schnell ihrer Rache geopfert haben? aber nein, Gold war ihr doch noch lieber, und sie bot ihm die Freiheit, wenn er ihr den Schatz ausliefern wolle. Er gab vor, er habe geschworen, den Schatz Niemand zu zeigen, so lange noch Einer von ihren Brüdern lebe. Da ließ sie ihrem Bruder den Kopf abschlagen, und trug ihn selbst bei den Haaren zu Hagen, der sie auslachte, und versicherte, der Schatz solle ihr ewig verhohlen bleiben. Da brach ihr Zorn aus und sie schlug ihm selbst den Kopf ab, wurde aber für diese Heldenthat von einem gewissen Hilbebrand erschlagen, worüber der jämmerliche König Etzel weinte. —

Von 16 Bogen, auf welchen das ganze Nibelungen-Lied gedruckt ist, füllen die letzten

lang-

langweiligen Mord-Scenen nicht weniger als vier, also der vierte Theil des Ganzen ist ein bloßes todtschlagen und immer fast mit denselben Worten erzählt. Nun bitte ich jeden vernünftigen, unbefangenen Menschen, mir anzuzeigen, wo in dieser Geschichte etwas für Geist und Herz enthalten ist? selbst die Phantasie, die beides oft ersetzt, hat keinen Reichthum entfaltet. Solche Mährchen hätte Wieland im Schlafe geschrieben. — Und ist das Ding etwa in der Ausführung mit großen poetischen Schönheiten ausgeschmückt worden? — mit keiner einzigen. Da sucht man vergebens erhabene Gedanken, Charactere oder Bilder. Wenn der Dichter etwas als groß und herrlich beschreiben will, so bedient er sich hundertmal derselben Wendung: Ei dergleichen sah man noch nie!

Vor allen Dingen dreht sich alles um die Kleider. Was für schöne Kleider! Wie viel schöne Kleider! Wie sie gemacht gewesen? Woraus sie bestanden? Das füllt abermals wenigstens ein Achtel des ganzen Buches und man lernt daraus, daß schöne Kleider das wünschenswertheste auf Gottes weitem Erdboden sind.

Der, mit großem Wohlgefallen ausgemalte Auftritt in der Hochzeitkammer ist obscön, und ich würde mich um so mehr wundern, daß sogar die Damen sich so warm für das Nibelungen-Lied interessiren, wenn man nicht wüßte, daß Damen keiner Mode widerstehen können. Immerhin! aber die Schüler, die lasse man damit zufrieden, denn, ausser

einigen

einigen alten, kräftigen Ausdrücken, Degen, Recken u. s. w. können sie nichts daraus lernen, als wie man brav zuschlägt, und wie man sowohl Recht als Ruhm erwirbt, wenn man nur brav zuschlagen kann.

Wenn Jemand dieses mein Urtheil über das Nibelungen-Lied sich zu widerlegen getraut und es nicht zu weitläuftig thun will, so stehen diese Blätter ihm offen. Ich wäre in der That begierig zu hören, was sich gründliches dagegen sagen ließe.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß ich dem Nibelungen-Liede denjenigen Werth absprechen wolle, den es durch seine Alterthümlichkeit empfängt. Es erregt eine Empfindung in mir, derjenigen gleich, die mich in Italien ergriff, als ich die ersten Ruinen altrömischer Baukunst erblickte, wenn es gleich nur einige unförmliche Steinhaufen waren. Wenn mir aber Jemand den Verfasser des Nibelungen-Liedes als einen Homer aufdringen will, so ist das eben so viel, als verlangte er von mir, ich hätte einen unförmlichen Steinhaufen an der Landstraße dem Coliseum in Rom gleich achten sollen.

Napoleons Rache.

Napoleon ist schon oft so gnädig gewesen, ausgezeichneten Männern seine Sklavenketten an-

anzubieten, aber wehe ihnen, wenn sie sie verschmähten! Kann seine Rache ihre Person nicht erreichen, so wird durch das Gefühl dieser Ohnmacht seine Wuth nur gesteigert, und mit Falkenblicken späht er umher, ob er nicht dennoch an irgend einem Orte, wohin sein langer Polypen-Arm reicht, ihnen wehe thun könne. Welche satanische Freude, wenn er einen solchen verwundbaren Fleck gefunden hat! Bekanntlich glaubt er ein Recht zu haben, nicht allein alle Franzosen, sondern auch alle diejenigen, die in Einem der von ihm geraubten Länder gebohren sind, zu seinem Dienst zu zwingen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß man nur dem angebohrnen oder selbst gewählten Herrn verpflichtet ist und daß eines Eroberers Schwerdt diese Bande wohl zerhauen, nicht aber neue an sich knüpfen kann. Man erinnert sich noch des Beispiels des tapfern Generals Winzingerode, dessen Güter er confisciren ließ und der sich später auf seine Citation gestellt hat, nur freilich nicht so wie Er es wollte, sondern mit gewaffneter, siegreicher Hand. Ob nun gleich der Despot hiedurch vor ganz Europa zum Gespött geworden, so hat ihn dies doch nicht abgeschreckt, mit dem Marquis Paulucci, General-Gouverneur von Liefland und Curland, auf eine noch empörendere Weise zu verfahren. Anfangs that er Alles, um diesen, aus Modena gebürtigen, eben so liebenswürdigen als verdienstvollen Mann, in seine Sklaverei zu locken, als aber Alles vergebens war, ließ er ihn am 10ten November 1812 citiren, und,

da er nicht erschien, seine Güter sequestriren. Durch dieses Zwangsmittel hoffte er noch immer, die starke Seele des Mannes zu beugen; glänzende Anerbietungen wurden wiederhohlt, aber gleich seinen Drohungen, verachtet. — Was war nun zu thun? Dem Halsstarrigen selbst beizukommen, unmöglich; aber er hatte ja noch eine alte siebenzigjährige Mutter in Modena, die ihren Sohn auf das zärtlichste liebte und von ihm eben so zärtlich wieder geliebt wurde; das war eine verwundbare Stelle, dahin mußte gezielt werden. Am 10ten September 1813 sprachen die feilen Creaturen, die Napoleon seine Richter zu nennen beliebt, zu Modena ein Urtheil in contumaciam über den Marquis Paulucci.

„Man verdammte ihn zum Tode und zur „Confiscation seiner Güter, weil er schul„dig befunden worden, als General der „Truppen des russischen Kaisers die Waf„fen getragen zu haben, gegen seinen „Souverain und gegen sein Vaterland. „Bei Trompetenschall und Trommelschlag „sollte dieses Urtheil binnen 24 Stunden „öffentlich verkündet und angeheftet wer„den, nicht allein an den dazu gewöhn„lich bestimmten Orten, sondern auch an „der Thür der Wohnung des Verurtheil„ten. Ferner sollte auf dem öffentlichen „Richtplatze am Morgen des 14ten „Septembers eine Säule errichtet und an „dieselbe durch Henkers Hand eine In„schrift mit großen Buchstaben geschlagen „werden, enthaltend den Namen, Stand

„und Wohnung des verurtheilten Pau-
„lucci, dessen Signalement, dessen Ver-
„brechen und Strafe, sammt dem Datum
„der Sentenz.“

Bis hieher war die ganze Procedur nur eine lächerliche Gaukelei und das wußte Napoleon auch recht gut; darum wandte er seinen Dolch nunmehr gegen die alte Mutter. Die Einwohner aller Classen hätten nicht allein laut ihren Unwillen über eine eben so ungerechte als barbarische Execution geäussert, sondern sie hatten auch das Einzige gethan, was in ihrer Macht stand, um die einzig-möglichen üblen Folgen abzuwenden, sie hätten nemlich die ganze Schändlichkeit der alten, würdigen Frau verhehlt und verschwiegen, welches um so leichter möglich war, da sie, in ihren Jahren, sich wenig um das bekümmerte, was auffer ihrem Pallaste vorging. Aber dann hätte ja Napoleon den süßesten Genuß eingebüßt. Es mußte daher ein feierlicher Zug nach ihrem Pallaste sich in Bewegung setzen; die Trommeln und Trompeten mußten so laut wirbeln und schmettern, und die Hammer, welche das Urtheil an ihr Thor nagelten, so dröhnend drauf losschlagen, daß sie es nothwendig hören und folglich auch fragen mußte: was es gäbe? — Mit hämischer Bereitwilligkeit wurde es ihr erklärt, Schmerz und Unwille warfen sie auf ein schweres Krankenlager und die Folge desselben war — der Verlust ihres Gesichts. — Welche unerhörte Barbarei! Welche raffinirte Grausamkeit!

Gewissenhaftigkeit.

Diese rühmliche Eigenschaft ist eine Zierde in jedem Stande und muß hochgeachtet werden, selbst da wo sie zu weit getrieben wird. Denn hat nicht jeder Mensch sein eigenes Gewissen wie seinen eigenen Regenbogen? Die Augen des Geistes sind denen des Körpers zu vergleichen. Es giebt nur Einen Regenbogen in den Wolken und nur Ein Recht in der moralischen Welt. Aber es giebt nicht zwei Menschen, die von Jenem ein ganz gleiches Bild empfingen, oder von Diesem ganz gleiche Begriffe hätten.

Ein Beispiel seltener Gewissenhaftigkeit haben in unsern Tagen manche Bürger von Bremen aufgestellt, da sie, trotz der patriotischen Freude über die Wiedergeburt ihrer freien Hanseſtadt, dennoch einen zarten Zweifel hegten, ob es nicht als eine Sünde zu betrachten sei, wenn man den Unterthanen-Eid verletze, welchen Napoleon erzwungen. Der Senat sah sich genöthigt, diesem Skrupel durch folgende Erklärung zu begegnen: „Die Vorschriften des „Christenthums legen uns keinen Gehorsam ge„gen eine Obrigkeit auf, die keine Gewalt „mehr über uns hat; die Bande sind ge„löst, die der Sieger uns aufdrang, warum „sollten wir nicht mit Dank und Freude die „Hand des Retters ergreifen!“ — Ohne Zweifel hat der Senat gute Ursachen gehabt, keinen andern Grund anzuführen, sonst, dünkt mich, wäre

wäre es schon hinreichend gewesen zu sagen: ein erzwungenes Gelübde ist nichtig.

Es gab einmal einen gewissenhaften Reisenden, den die Straßenräuber ausplünderten. Als sie, nach ihrer Meinung, ihm Alles abgenommen hatten, fragten sie ihn, ob er noch etwas bei sich habe? er antwortete nein, und sie gingen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er in einer verborgenen Tasche noch eine Hand voll Gold besitze, welches die Plünderer nicht gefunden hatten, sein Nein war folglich eine Lüge, die sein Gewissen drückte. Er rief die Räuber zurück, bat um Vergebung, daß er sie hintergangen und lieferte zu ihrem Erstaunen das Verheimlichte aus. Wem sollte diese Gewissenhaftigkeit nicht ein Lächeln entlocken? Doch war sie wohl nicht weiter getrieben, als die der achtbaren Bremer, die sich noch immer an Napoleon gefesselt glaubten, weil er sie einst gezwungen ihm zu huldigen. Wer damals diese Huldigung ihm versagt hätte, wäre der nicht todtgeschossen worden?

Mich dünkt sogar, der Beruhigungsgrund, welchen der Syndicus anführt, könne grübelnde Gemüther noch mehr verwirren. Es steht in der Bibel: Du sollst der Obrigkeit gehorchen die Gewalt über dich hat, nicht aber: du sollst der Obrigkeit nicht gehorchen, die keine Gewalt mehr über dich hat. Ein solches ungeheures Recht hat Christus nie der Gewalt einräumen wollen. Es kann Fälle geben — und leider hat es deren in unsern Tagen viele gegeben — wo die rechtmäßige Gewalt durch eine unrechtmäßige verdrängt wird;

wird; sind dadurch meine Pflichten gegen Jene aufgehoben? — Als die Franzosen in Moskau waren, konnten da die Einwohner von Moskau sagen: wir brauchen unserm Kaiser nicht mehr zu gehorchen, weil er in diesem Augenblicke keine Gewalt über uns hat? und hätten sie es sagen können, selbst wenn Napoleon einen Eid ihnen abgepreßt hätte? — Die Bremer haben sich einige Jahre hindurch in derselben Lage befunden; ihr Kaiser ist ihre alte Verfassung, der sie nicht freiwillig entsagten, der sie folglich treu bleiben mußten, wenn sie auch während dieser Zeit keine Gewalt über sie hatte.

Jener biblische Spruch ist ohnehin Einer von denen, die von dem Eroberer am leichtesten gemißbraucht werden können, denn er darf zu dem unterjochten Volke nur sprechen: Seht, ich habe Gewalt über Euch, und folglich müßt Ihr mir gehorchen, wenn Ihr gute Christen seid. Aber noch weit mehr räumt man ihm ein, wenn man zugiebt, daß er mit Recht sagen könne: Ihr seid ungehorsam gegen einen Spruch der Bibel, wenn Ihr Eurem vorigen Fürsten gehorcht, der jetzt keine Gewalt über Euch hat. — Nach meiner Ansicht predigt jener Spruch weiter nichts als: Tragt was ihr nicht ändern könnt, gehorcht weil ihr müßt. Jede andere Auslegung würde nur die heillosen Grundsätze eines Eroberers sanctioniren.

Indessen wäre sehr zu wünschen — nachdem das Beispiel einiger Bremer bewiesen hat, welche fast kränkliche Zartheit des Gewissens

wissens noch unter den Deutschen sich findet — daß irgend ein aufgeklärter Theolog, der sanfte, ungeheuchelte Frömmigkeit mit klarer Vernunft und eindringlicher Ueberredungsgabe verbindet, kurz, ein Mann wie unser Krause, über jenen Spruch eine Volksschrift herausgeben mögte, die, über die Rechte der Gewalt, nach rein christlichen Grundsätzen die Begriffe läuterte.

Denkmäler des Uebermuths.

Die Franzosen haben neuerlich wieder die Thaten des gekrönten Korsen in einer Reihe von großen Prunkgemälden zu verewigen gesucht. Girodet hat ihn dargestellt, wie er die Schlüssel von Wien empfängt — Vernet, wie er am Morgen nach der Schlacht bei Austerlitz den Marschällen seine Befehle ertheilt — Berthon, wie er zu Berlin den Deputirten des französischen Senats Audienz giebt, und ihnen die in der Schlacht bei Jena genommenen Fahnen nebst dem Degen Friedrichs des Großen übergiebt — Ponce Camus, wie er die Gruft Friedrichs des Großen besucht — Gautherot, wie er vor Regensburg verwundet worden — Gros, wie er die Armee vor der Schlacht bei den Pyramiden anredet — Derselbe, die Einnahme von Madrid — Berthon, wie er die Königin von Preussen

Preussen zu Tilsit empfängt (!) — David, wie die Armee auf dem Marsfelde ihm den Eid der Treue schwört und Adler erhält — Gerard, die Schlacht von Austerlitz und den Empfang des persischen Gesandten zu Finkenstein — Meynier, wie er nach der Schlacht von Eßlingen auf die Insel Lobau zurückkehrt (nemlich geschlagen.) — Auf den Paradestücken sind die Neben-Personen, Marschälle u. s. w. müßige Figuranten in gestickten Kleidern, mit Bändern und Sternen überladen, und mit sehr langweiligen Gesichtern. In den Schlachtgemälden herrscht ein erzwungenes Feuer, eine wilde Mannigfaltigkeit, ein übertriebener Ausdruck, der ein Hauptfehler in der neuern französischen Schule seyn soll. Besonders wirft man dem Gemälde des berühmten David vor, daß eine fehlerhaftere, verworrenere und unedlere Anordnung nicht gedacht werden könne. —

Da es den, ihre Kunst entweihenden Malern doch wohl endlich an Stoff fehlen mögte, so wollen wir ihnen noch einige der malerischsten Scenen aus Napoleons Leben zur künftigen Bearbeitung vorschlagen: Herr Girodet mag seinen Helden darstellen, wie er bei Leipzig unter dem Galgen sitzt — Vernet, wie er die bei Hanau genommenen Fahnen an die Kaiserin schickt — Ponce Camus, wie er zwischen den Särgen von Lannes und Düroc steht — Gautherot, wie er sich noch niemals so wohl befunden hat — Gros, wie er die Verwundeten in Egypten umbringen läßt — Derselbe, die Einnahme von Paris —

Ver-

Berthon, wie er von Josephinen sich scheiden läßt, — David, den Brand von Moskau u. s. w.

Es wäre zu wünschen, daß die Alliirten, nachdem sie Paris genommen, alle jene Denkmäler des Uebermuthes nach Moskau schicken mögten, wo man im Kreml eine recht artige Gallerie daraus formiren könnte, zur Ergötzlichkeit der Einwohner und der Fremden auf ewige Zeiten.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 10.

Der Utrechter Friede.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre, als der spanische Erbfolgekrieg den Utrechter Frieden herbeiführte. Damals, wie jetzt, war es Einer der Hauptzwecke der verbündeten Mächte, den Uebermuth des Beherrschers von Frankreich, Ludwig des 14ten, zu dämpfen; worin sich aber die Geschichte unserer Tage von der Geschichte jener Zeit wesentlich unterscheidet, ist der Umstand, daß die siegreichen Alliirten selbst übermüthig wurden und dadurch die herrlichsten Früchte ihrer Siege, die sie bereits in den Händen hatten, wieder aufgeben mußten; ein warnendes Beispiel, welches künftig in ähnlichen Fällen vorleuchten möge, denn jetzt bedarf es dessen nicht, da unsre Monarchen nach den glänzendsten Siegen immer dieselbe Mäßigung beweisen. „Wo Recht und Sittlichkeit die Maaßregeln der Unterhandlungen leiten, da — „aber freilich auch nur da — ist eine feste „und dauernde Begründung des Friedens und

„wahrer

„wahrer gesellschaftlicher Staatsverhältnisse zu „gedenken.“ (Voß Geist der merkwürdigsten Friedensschlüsse.)

Die Schilderung, welche vor hundert Jahren ein östreichsches Memoire von Frankreichs bedenklicher Uebermacht entwarf, (Lamberti Tom. III.) hätte man in unsern Tagen nur abschreiben dürfen. Frankreich, hieß es, habe für sich allein eine entscheidende Ueberlegenheit über Oestreich; durch seine Lage und Grenzen sei es fast gegen jeden Angriff gesichert; es werde durch eine doppelte Reihe furchtbarer Festungen geschützt, auch habe es fast in allen benachbarten Ländern festen Fuß gefaßt. (Was die Festungen betrift, so hat Napoleon uns seitdem zu seinem eigenen Verderben gelehrt, daß man, an der Spitze von hinreichenden Menschen-Massen, sich nicht daran zu kehren braucht.)

Die Regierungs-Verfassung (meint das Memoire weiter) sei von der Art, daß keine Erschütterung, kein Umsturz zu befürchten sei. (Wie sehr hat es sich da geirrt!) Krieg und Handel wären Frankreichs einzige Erwerbmittel; auf Eroberungen sei die ganze Staatsverwaltung gerichtet; der König disponire nach Belieben über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen; er könne jeden Augenblick, wenn es ihm einfalle, Krieg anfangen und seine Politik erfordere sogar Krieg zu führen, um die Truppen auswärts zu beschäftigen, (Napoleon würde hinzusetzen: auch zu füttern) sie abzudanken sei gefährlich, weil es innern Krieg herbeiführen könne. Frankreich könne allein eben so viel

Trup-

Truppen stellen, als Oestreich und dessen Alliirte zusammen genommen; an Einkünften beziehe der Staat über die Hälfte mehr als Oestreich und durch die Willkühr der Regierungs-Verfassung sei es leicht, immer neue Quellen zu eröffnen. — Alles das war vor Kurzem noch eben so wahr, und leider noch wahrer als vor hundert Jahren. Und was bewirkte damals Frankreichs Demüthigung? Die Einigkeit der Verbündeten. Frankreichs Bestreben war auch damals, wie immer, den großen Bund aufzulösen, indem es einzelne Mitglieder abwendig zu machen suchte. Man wandte sich zu erst an den Herzog von Savoyen, dann an den Pabst, doch beides vergebens. Nun wurde versucht, Holland zu kirren, man machte glänzende Anerbietungen, aber an der Festigkeit des Groß-Pensionairs Heinsius scheiterten alle die hinterlistigen Entwürfe. Auch Marlborough, der große englische Feldherr, den man bestechen wollte, strafte seinen Ruf des Eigennutzes lügen. Er selbst, Prinz Eugen und Heinsius entwarfen die Präliminair-Friedens-Artikel, welche zu genehmigen zwar Ludwig der 14te lange zögerte, aber endlich doch, mit Ausnahme eines Einzigen, seine Zustimmung gab. Man erinnere sich, wie stolz und herrisch dieser Ludwig stets gehandelt hatte, und erstaune über die Bedingungen, welchen er sich unterwerfen mußte.

Sein Enkel, Philipp der 5te, saß bereits auf dem spanischen Thron, und seinem Urenkel hatten die Spanier schon gehuldigt; Philipp sollte von diesem Thron herabsteigen, sollte die

ganze

ganze spanische Monarchie, nebst Neapel, Sizilien und Indien, an Oestreich überlassen; Ludwig selbst sollte seinen Enkel binnen zwei Monaten dazu bewegen und, wenn er sich dessen weigere, mit den Verbündeten gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen; — Ludwig sollte sogleich alle seine Truppen aus Spanien und Sizilien zurückziehen; — er sollte dem Handel nach dem spanischen Indien entsagen; — er sollte Strasburg und Kehl abtreten und das Elsaß nur mit den Einschränkungen besitzen, die der westphälische Friede bestimmte; — er sollte Dünkirchen schleifen, den Hafen nie wieder herstellen und, was er auf Terre neuve besaß, an England abtreten; — er sollte den Holländern eine Menge Grenz-Festungen als Schutzwände (Barriéren) einräumen, den König von Preussen als König anerkennen und ihm Neufchatel und Valengin zusichern; — dem Herzog von Savoien alles Eroberte zurückgeben und noch obendrein einen Theil von Montferrat, Alessandria, Valenza u. s. w. — endlich sollte er auch noch in den Niederlanden eine Menge Festungen als Sicherungsplätze einräumen, bis die spanische Monarchie wirklich an Oestreich abgeliefert sei. Und Alles gestand Ludwig zu, nur den letzten Artikel nicht, den er standhaft zu erfüllen verweigerte — und siehe da, der Uebermuth der Sieger verscherzte Alles, indem er auch dies Eine noch erzwingen wollte. Es hieß, man müsse die Lage der Sachen benutzen, um die königliche Macht in Frankreich so zu beschränken, daß sie keine Kriege aus bloßer Eroberungssucht mehr an-

anfangen, keine willkührliche Auflagen machen könne u. s. w. Das deutsche Reich war noch nicht einmal zufrieden mit jenen harten Bedingungen; es zog die alten Friedensschlüsse von Münster, von den Pyrenäen, von Nimwegen und Ryßwick aus dem Staube hervor und begehrte, daß Alles zurückgegeben werden müsse was durch diese dem Reiche entrissen worden, das ganze Elsaß, der Sundgau, die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, Lothringen, die Franche Comté u. s. w. —

Ludwig temporisirte, unterhandelte, verhezte und bediente sich der schlauesten, geschmeidigsten Männer, um seinen Angelegenheiten eine günstigere Wendung zu geben. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, das Sprüchwort bewährte sich auch hier. Nichts in der Welt steht still, Alles steigt oder fällt, geht vorwärts oder rückwärts; der ist der klügste Mann, der den Augenblick der Sonnenwende des Glücks nicht abwartet, sondern den nächstvorhergehenden rasch ergreift. Eugen und Marlborough und Heinsius besaßen diese Klugheit nicht; sie vergaßen, daß in den Scharmützeln der Politik wie in Feldschlachten, oft und plötzlich unvorhergesehene Zufälle eintreten, die auch der Hand des Stärkern den wohlberechnetesten Sieg entwinden.

Die Parthei der Torys im englischen Parlament erhielt nach und nach ein Uebergewicht über die der Wighs. Marlborough sah kein anderes Mittel um sich und seine Parthei zu behaupten, als die Fortsetzung des Krieges. Die Ruhe von Europa und der Glanz des

schon

schon bewilligten Friedens kamen nicht in Betrachtung, wenn es galt seinen Einfluß zu retten, darum legte er allen Bestrebungen Frankreichs um einen billigen Frieden, Hindernisse in den Weg. Vergebens! Die Torys siegten und Kaiser Joseph der Erste starb. Schnell und schlau benutzte Frankreich die veränderten Verhältnisse, erregte bei den Seemächten Besorgnisse vor Oestreichs Uebermacht, wenn die ganze spanische Monarchie ihm zu Theil würde; lockte sie durch vortheilhafte Anerbietungen, machte sie wirklich kühl gegen ihre Verbündeten. Kurz, England trat mit Frankreich in besondere Unterhandlungen. Es half nichts, daß der Prinz Eugen selbst nach London reiste, wo man zwar den Helden hoch ehrte, aber ihn mit leeren Worten abspeiste. England und Frankreich hatten schon Alles untereinander abgemacht, was auf dem Congreß zu Utrecht verhandelt und beschlossen werden sollte. Der Zweck des ganzen blutigen Krieges, die Erwerbung der spanischen Gesammt-Monarchie, wurde völlig aus den Augen verlohren. Und was blieb nun am Ende noch übrig von allen jenen so hoch gespannten und dennoch bereits geschehenen Bewilligungen? — Ludwigs Enkel behielt Spanien und Indien, der Kaiser mußte sich begnügen mit den spanischen Niederlanden und dem ruhigen Besitz von Neapel, Mailand und Sardinien. Frankreich gab Breisach, Freiburg und Kehl zurück; von Strasburg u. s. w. war nicht mehr die Rede. Der Kaiser trat dagegen Landau ab und mußte die geächteten Churfürsten von Cölln und Baiern

wieder

wieder einsetzen. Frankreich erkannte die hannöverische Churwürde an, welches ganz überflüßig und eigentlich ein Schimpf für das deutsche Reich war; denn was hatte Frankreich darin zu reden, wenn Deutschland einen neuen Churfürsten machen wollte? — Das ungefähr war der Inhalt des Rastadter Friedesschlusses, der, trotz alles Sträubens von Seiten Oestreichs, eine nothgedrungene Folge des Utrechter war. In diesem gelobte Frankreich, daß die spanische Krone nie mit der französischen verbunden werden solle. (Dennoch hat Napoleon, der sich so oft auf den Utrechter Frieden beruft, mehr als einmal gedroht, Spanien mit Frankreich zu vereinigen.) Ludwig versprach ferner, die hannöverische Erbfolge in England anzuerkennen, (eine Sache, die ihn abermals nichts anging,) Hafen und Festung von Dünkirchen zu zerstören, aber nur gegen eine Entschädigung; die Hudsonsbai, Neuschottland, Terreneuve und einige Inseln an England, Neufchatel und das Oberquartier von Geldern an Preussen abzutreten und dessen Königswürde anzuerkennen, wogegen aber Preussen auf das Fürstenthum Oranien Verzicht leistete. Savoien erhielt Alles Verlohrne wieder und Sizilien als ein Königreich oben drein. Der Churfürst von Baiern sollte König von Sardinien seyn u. s. w.

Die unglücklichen Catalonier, die damals (so wie jetzt alle Spanier) die Bewunderung und Theilnahme von ganz Europa erregt hatten, wurden aufgeopfert und blos eine Amnestie für sie ausbedungen; ihre Privilegien gin-

gen

gen verlohren. Eben so gleichgültig würden eine Menge Ansprüche kleinerer Fürsten ad acta gelegt, weil sie sich blos auf Recht und nicht auf Macht gründeten. — Die Ansprüche des Kaisers auf Spanien (der Zweck des Krieges) überging man gänzlich mit Stillschweigen. Der Kaiser gab sein Recht nicht auf und Frankreich drang nicht auf die Anerkennung Philipp des Fünften; mit Spanien wurde eigentlich kein Friede abgeschlossen, folglich lauter neuer Zunder, der bereit war jeden Funken aufzunehmen.

Nun vergleiche man die Resultate dieses Friedens mit den Präliminair-Artikeln, welche Ludwig der 14te bereits zugestanden hatte. — Welch' ein Unterschied! — Hätte man damals den eigenen Uebermuth gezügelt, und in Ansehung des 37sten Artikels, der Ludwig dem 14ten allzuhart vorkam, nachgegeben, so würde nicht allein damals weniger unnützes Blut vergossen worden seyn, sondern ganz Europa hätte eine andere, wahrscheinlich seiner Ruhe vortheilhaftere Gestalt gewonnen. Vielleicht wäre die französische Revolution, die Mutter der Napoleonischen Greuel, nie erfolgt, wenigstens hätte Deutschland, im Besitz von Strasburg und Kehl, eine andere Rolle spielen können, und Oestreich, auch von Spanien aus drohend, würde die französische Eroberungssucht leichter gezügelt haben. Muß folglich nicht jeder rechtliche Mann wünschen, so oft er Gesandte zu einem Friedens-Congreß abreisen sieht, sie mögten an jedem Morgen, ehe sie zu den Conferenzen sich begeben, die

Ge-

Geschichte jener Friedens-Unterhandlungen lesen und beherzigen? — Man muß den Bogen spannen, aber nicht so daß die Darmsaiten reißen.

Ein altes Buch von unveraltetem Inhalte.

Vor 111 Jahren wurde in Berlin ein Buch gedruckt, betitelt: Treuherziger Unterricht vor christliche Kriegsleute, wie sie sich der wahren Gottseligkeit und rechtschaffenen Tapferkeit gemäß verhalten sollen, aus dem Englischen übersetzt. Der König ließ es für seine Armee 5000 mal drucken. Der Verfasser beweist zuerst die Rechtmäßigkeit des Soldatenstandes, weil Johannes der Täufer von den Kriegsknechten nicht begehre ihren Dienst zu verlassen, sondern nur Niemanden Gewalt und Unrecht zu thun und sich mit ihrem Sold zu begnügen. Dann kommt er auf die Nothwendigkeit dieses Standes und drückt sich mit einer naifen Schonung folgendergestalt darüber aus: „Es gebe gewisse Potentaten, deren Tugend noch nicht so hoch gestiegen sei, daß ihre Nachbarn darin genugsame Sicherheit finden sollten.“ Er meint wohl Ludwig den 14ten. Hätte er vollends Buonaparte gekannt, der im eigentlichsten Verstande nichts weiter als ein Potentat, das heißt ein Machthaber, war! — Dann

setzt der Verfasser einige Grundwahrheiten fest, die Erste: daß Gottes Segen jedes Heer begleiten müsse. Wenn gleich Manche sehr weltlich davon sprächen, und sich blos eine gute Zahl von Bataillonen und Schwadronen wünschten, so strafe doch Gott solch Vertrauen auf fleischlichen Arm als unvernünftigen Hochmuth und Vermessenheit. (Er hat es gethan!) Wollte Jemand einwenden, daß ruchlose Völker durch Verachtung der Gefahr oft Schlachten gewinnen, so erwiedert der Verfasser: Wenn Gott auf beide Theile zürne, so mache er sie einander wechselsweise zur Peitsche. — Seine zweite Grundwahrheit ist: Nicht Glück oder Verhängniß erhalte oder tödte in den Schlachten, sondern Gott allein habe Leben und Tod in seiner Hand. (Den Glauben an die Prädestination mögten wir doch jedem Krieger empfehlen.) Dann folgen Warnungen vor Flüchen, Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Duelliren und Spielen. Als Muster werden der Hauptmann Cornelius und der gottesfürchtige Kriegsknecht aus der Apostelgeschichte aufgestellt u. s. w.

Mangel an Gottesfurcht ist, dem Himmel sei Dank! nicht das, was man den siegreichen verbündeten Heeren vorwerfen kann, ob es gleich nicht überflüßig seyn möchte, eine neue, Zeitgemäße Auflage dieses Buchs zu veranstalten. Allein noch weit nothwendiger mögte eine andere Schrift seyn, die, nach geschlossenem Frieden, die Krieger vor manchen Dingen freundlich warnte, welche, da sie nun einmal in der menschlichen Natur gegründet sind, wohl sicherlich auch sie zu berücken drohen wer-

werden. Man denke sich ihre Lage, ihre Verhältnisse, ihre Stimmung, wenn sie siegreich aus dem heiligen Kriege zurückkehren. Sie sind sich bewußt das Vaterland gerettet, Europa befreit zu haben. Ihr Blut wurde nicht gespart; mit tausenderlei Ungemach hatten sie zu kämpfen. Ihr muthiges Ausharren hat dem Bürger, der in der sichern Heimath blieb, den Frieden errungen; ihnen dankt er es, daß er nun der Früchte seines Fleißes, seiner Gattin, seiner Kinder wieder froh werden darf. Wie viele Ursachen zu gerechtem Stolze! — Aber selten bleibt der Stolz in den Schranken einer edlen Bescheidenheit. Selbst der Hochmuth würde hier verzeihlich, wenn nur nicht Uebermuth daraus entspringt. Jedermann hat das Beispiel der Franzosen noch in frischem Andenken, und Jedermann weiß, welche Klagen hie und da schon zu einer Zeit geführt wurden, als noch nicht so viele Lorbeerkronen sie entkräfteten.

Doch dürfen wir wohl aus manchen Quellen die tröstliche Hoffnung schöpfen, daß, trotz der Versuchung, auch hier eine erfreuliche Umwandlung vormaliger etwa noch roher Begriffe statt finden werde. Die Bestandtheile der Heere sind nicht mehr dieselben. Gebildete Männer von allen Klassen haben sich unter sie gemischt, der engere Soldatengeist ist dem allumfassenden Nationalgeist gewichen. Wir werden die Rückkehrenden nicht blos mit lautem Jubel, sondern auch mit Ehrfurcht empfangen; wir werden sie dankbar unter uns wieder aufnehmen; aber auch sie werden

nicht

nicht vergessen, daß Blut nicht das einzige Opfer war, durch welches dieser herrliche Friede errungen wurde; daß es keinen einzigen Bürger giebt, der nicht nach angestrengtesten Kräften dazu beigetragen, und viele — sehr viele! — die das, was ihnen das liebste auf der Welt war, dem Vaterlande geopfert haben! — In die Empfindungen dieser letztern wird sich, bei der Krieger Heimkehr, ohnehin eine bittere Wehmuth mischen; wenn nun vollends die Heimkehrenden den Zurückgebliebenen ein Uebergewicht empfinden ließen, welches im bürgerlichen Leben Verstimmung erzeugte. — Doch nein, das wird nicht seyn! Die Edlen, die Tapfern, die nur durch unser Aller treuliche Unterstützung ihre Lorbeeren pflücken konnten, werden es nicht verschmähen, das Blümlein der Bescheidenheit in ihre Kränze zu flechten.

Traurige Erinnerungen.

Es war in Deutschland eine der Schmerz erregendsten Erscheinungen unter Buonaparte's Despotie, daß auch rechtliche Männer die sonst nicht zu den elenden Speichelleckern gehörten, dennoch ihre Federn dem Henker ihres Vaterlandes liehen, den französischen Sophisten nachbeteten und auf mancherlei Weise Alles was geschah so darstellten, wie es dem korsischen Würg-Engel angenehm war. Dahin gehört auch mittelbar Herr C. D. Voß, den ich übrigens mit Achtung nenne. Hat er gleich

sich

sich nie herabgelassen, Buonaparte's Greuelthaten zu rechtfertigen, so hat er doch die Maaßregeln der Feinde des Wüthrichs in ein ungünstiges Licht zu stellen gesucht und dadurch mittelbar Buonaparte vertheidigt. Hier einige Beispiele aus dem Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse der vor zwölf Jahren erschien:

„Jeder der kriegführenden Theile" (heißt es im ersten Bande Seite 15) „er sei Sieger „oder Besiegter, sucht sich in der Regel als sehr „bereitwillig zur möglichst baldigen Beendigung „des Krieges zu bezeigen, wenn auch das eigentliche und versteckte Bestreben auf die möglichste „Verlängerung des Krieges gerichtet seyn sollte. „Das Beispiel, was England in der neuern „Zeit vom Gegentheil gegeben hat, ist vielleicht „einzig in seiner Art. Mir wenigstens ist kein „Fall unter policirten Nationen in der neuern „Zeit bekannt, wo Friedens-Anträge eines „furchtbaren Feindes so kalt und stolz, ohne „alle Erwiederung, zurückgewiesen wurden, und „wo Theilnehmer an der Staats-Administration, in officiellen Erklärungen so unverholen „äusserten: man müsse den Krieg fortsetzen, „weil man Vortheile davon erwarte, die der „Friede nicht gewähren könne." — Das ist doch warlich eine nichts bedeutende Anklage. Jeder Fortsetzung des Krieges liegt ja ohnehin die Ueberzeugung oder Hoffnung zum Grunde, daß man Vortheile dadurch erlangen werde. Es ist eben als wenn ein Spieler, der sich im Verlust befindet, erst noch erklären müßte, er spiele deswegen fort, weil er wieder zu gewinnen

hoffe;

hoffe; oder als ob man ihm einen Vorwurf daraus machen könnte, wenn er es erklärt. Der Erfolg hat übrigens bewiesen, daß jene Weigerung England's von Europa's Schutzgeist eingehaucht worden. Englands Beharrlichkeit verdanken wir unsere jetzige Freiheit; es hat zuerst klar eingesehen, was auch ich seit Jahren schon wiederhohlte, daß mit Buonaparte durchaus kein Friede zu schließen sei, und die verbündeten Mächte haben, Gott sei Dank! nun auch diesen Grundsatz angenommen, von dem allein unser Heil zu erwarten war; sie haben nun auch erklärt: es sei vortheilhafter, den Krieg fortzuführen, als mit Buonaparte Frieden zu schließen. Dadurch ist also Herrn Voß ein Fall mehr bekannt geworden, den er jedoch in seinen neuesten Schriften gewiß nicht tadeln wird. — Auf der 17ten Seite spricht der Verfasser rühmlich von Friedrich dem Großen, und fügt in einer Note hinzu: „Sein edler und würdiger Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Dritte, hat, auch in dieser Hinsicht, seine Grundsätze sich zu eigen gemacht. Wer mag dies in der festen Behauptung seines Neutralitäts-Systems und in seinem ganzen Verhalten, in diesem so höchst kritischen Zeitpunkte verkennen?“ — Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese in französischem Geiste gesprochenen Worte, so wie über das, was Seite 22 und 23 gesagt wird. Es ist unverkennbar, daß eine höhere schützende Hand selbst das geleitet hat, was in jenen Zeiten uns wohl zu betrüben fähig war. Der Uebermuth mußte erst den Gipfel

erreichen, wenn es gelingen sollte, ihn in den Abgrund zu stürzen. Heil uns! daß die Schlachten von Lützen und Bauzen nicht siegreich für uns waren; daß die Unterhandlungen während des Waffenstillstandes sich zerschlugen; daß wir bei Dresden Verlust erlitten; und dreimal Heil uns! daß Buonaparte in der Gegend von Paris noch die letzten Vortheile erfocht; denn ohne alle diese Begebenheiten, die wohl manchen Patrioten bekümmert haben mögen, würden wir vielleicht immer einen rühmlichen Frieden erkämpft, doch nicht von dem befreit worden seyn, dessen Untergang allein den Frieden sichern kann.

Seite 484 heißt es: „Man hat das Föderations-System das ganze (18te) Jahrhundert hindurch beibehalten, und am Ende desselben mit dem allersichersten Gebrauche auch den allerauffallendsten Beweis von seiner Unzweckmäßigkeit gegeben. England hat es am meisten ausgedehnt und am beharrlichsten angewandt und wird vielleicht den Nachtheil davon am ersten auf seinen Kopf zurückfallen sehn. Frankreich, gegen welches es am ersten und letzten gerichtet war, dürfte durch seine so nachdrucksvolle Widerlegung dieses Systems, auch die Zerstörbarkeit der für so unverwüstbar gehaltenen Macht Englands beweisen.“ — Alle diese Prophezeihungen sind zu Schanden geworden. Und worin läge denn auch die innere Unhaltbarkeit des Föderativ-Systems? Doch wohl nur darin, daß die Bündnisse durch Ränke leicht getrennt werden können? — Aber sind denn zum Exempel die

Feuer-

Feuerspritzen deswegen unwirksam, weil alle die Theile, aus welchen sie bestehen, vereinzelt werden können? oder hört der Mensch deswegen auf ein zweckmäßiges Geschöpf zu seyn, weil man ihm eine Hand abhauen kann? — Ein Bündniß zwischen mehrern Mächten und vollends ein solches wie wir es nun erlebt haben, ist einem Gesundbrunnen zu vergleichen, der viele heilsame Theile in der innigsten Mischung enthält. Freilich, wenn ein französischer Chemiker das Wasser zerlegt, die innige Mischung aufhebt, so wird kein Kranker sich dadurch erquicken; aber das ist ja kein Gebrechen des Gesundbrunnens. Kurz, Einigkeit muß im Bunde herrschen, und wo die herrscht, da wird er auch den Zweck erreichen. Wir haben, Gott sei Dank! das Beispiel vor Augen.

Bei Gelegenheit der bekannten, 1718 geschlossenen Quadrupel-Allianz, ruft Herr Voß aus: „Wurde je willkührlicher über Länder „und freie Staaten disponirt?“ — O ja, könnte man ihm antworten, Buonaparte hat nie anders als mit der empörendsten Willkühr über Länder und freie Staaten disponirt, ja selbst über solche, zu deren Beschützer er sich aufgeworfen hatte. Der ganze Unterschied besteht darin, daß jene Quadrupel-Allianz die Ruhe von Europa erzielte, Buonaparte hingegen nur immer seine eigene Herrschaft zu vergrößern strebte. — Im Ganzen genommen, ist es Eines von den Uebeln, die von jedem Kriege unzertrennbar sind, daß am Ende desselben über Länder und Staaten nach Vorschrift

des

des Siegers, und folglich willkührlich, disponirt wird. Der Besiegte muß das Geforderte abtreten und der Sieger ist selten einmal so gerecht, wie Peter der Große in dem Frieden mit Schweden war, wo allen Bewohnern Liefund Ehstlands, welche unter seinem Scepter nicht leben mogten, drei Jahre Zeit gelassen wurde, ihre Güter zu verkaufen und zu ziehen wohin es ihnen beliebte. Gewöhnlich ist in Friedensschlüssen von den Rechten der Privat-Personen gar nicht die Rede, obgleich der Fall einzig ist, wo, wie 1719 in dem Frieden zwischen Schweden und Preussen, ausdrücklich festgesetzt wird, daß jeder Verlust den beiderseitige Unterthanen durch Sequestration und Caperei an ihrem Privat-Eigenthum erlitten, nicht ersetzt werden solle.

Wenn nun aber vollends mitten im Frieden, blos auf Gewalt trotzend, über Länder und Staaten disponirt wird, (wie zum Exempel Buonaparte mit Oldenburg verfuhr) so ist das die scheuslichste Verhöhnung aller Rechte. Aber freilich, wenn man den Grundsatz annimmt, den über die Politik Herr Arndt aufstellt (in seiner Schrift über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa) so läßt sich Alles rechtfertigen, auch das Scheuslichste.

„Wir dürfen" sagt er „nie loben was un„gerecht ist, es giebt nur Eine Gerechtigkeit; „aber daran müssen die Deutschen, besonders „bei ihren Urtheilen über politische Verhältnisse „und Handlungen, erinnert werden, daß für „die große Politik und die kleine Bürgerlich„keit nicht Ein Maaßstab des Rechts ist. Wie

„es ein Reich der Schönheit giebt, die unmit-
„telbar unter das Gefühl und Urtheil der Göt-
„ter gestellt wird, und dessen Marken nie ge-
„nau zu bestimmen sind, so liegt auch in un-
„bestimmbaren Grenzen ein Reich der Politik,
„in welchem an keinen andern Gerichtshof als
„an den der Götter appellirt werden darf.“ —
Gewiß hat Herr Arndt, als er dieses schrieb,
nicht an die schrecklichen Folgen gedacht, die
aus diesem Satze sich ziehen lassen, denn er ist
selbst ein sehr rechtlicher Mann. Aber wie,
wenn Buonaparte ihn fragte: Warum beur-
theilst du mich so hart? ich handle ja nur nach
der großen Politik, deren Grenzen du nicht be-
stimmen kannst, weil du selbst gestehst, daß sie
unbestimmbar sind. Warum legst du denn so
oft an meine Thaten den Maaßstab der kleinen
Bürgerlichkeit? Warum ziehst du mich mit sol-
cher Heftigkeit vor den Richterstuhl des Publi-
kums, da dir doch so wohl bekannt ist, daß
von meinem eigenen Richterstuhl nur an den
der Götter appellirt werden darf? — Was
könnte Herr Arndt darauf antworten? —

Nein, warlich! es giebt nur Einen Maaß-
stab des Rechtes! er gilt für den Fürsten wie
für den Bettler. Auch verstehe ich durchaus
nicht, was Herr Arndt damit sagen will: es
gebe zwar nur Eine Gerechtigkeit, aber nicht
Einen Maaßstab dafür. Das ist eben so als
ob man behauptete, das Gesetz der Schwere
habe verschiedene Gewichte.

Friedens-Bedingnngen

welche Buonaparte schon im December des vorigen Jahres den verbündeten Mächten selbst an die Hand gab.

Als im December des vorigen Jahres ein englisches Blatt die Bemerkung enthielt, daß Napoleons Laufbahn in Europa beinahe ihr Ziel erreicht habe, und daß er sich nun auf Frankreich beschränkt finden werde; da schrieb der gekrönte Noten-Macher folgende Note im Moniteur: „Auch Holland, auch Rom, Tos-„kana, Piemont, selbst die Niederlande, sogar „die Grafschaft Nizza! Das wäre herrlich! „Warum aber solche Mäßigung? Warum ste-„hen bleiben auf so schönem Wege? Warum „den Augenblick nicht benutzen und Frankreich „theilen? Denn glaubt mir“ — (es ist leider das Einzigemal, wo man ihm wirklich glauben darf) — „so lange ihr die 20 bis „25 Millionen Menschen, die Euch so nahe „sind, in eine einzige Nation vereinigt laßt, „so lauft ihr Gefahr. Trennt sie; macht wie-„der Herzoge von Burgund, von Aquitanien, „von der Normandie, von Bretagne: dann, „aber auch nur dann, seid ihr sicher!“

Wie, wenn die Verbündeten ihn jetzt beim Worte nähmen? wenn sie sprächen: du, der du so viel Jahre über Frankreich geherrscht hast, mußt ja wohl die Nation am besten kennen; wir vertrauen deinem Urtheil und machen

es

es uns zu nutze. — Das hatte Buonaparte sich freilich nicht gedacht, als er jene höhnende Ironie niederschrieb, daß der Fall wirklich und so bald eintreten würde, wo es blos von seinen Feinden abhinge, seine eigne Lehre in Anwendung zu bringen. Frankreich mag es der Großmuth der Sieger verdanken, wenn sie keine Rücksicht darauf nehmen. Uebrigens thut er den Franzosen doch gewissermaßen Unrecht. Es giebt kein Volk in Europa, auf welches das Sprüchlein wahrhafter angewendet werden könnte: regis ad exemplum totus componitur orbis. Man gebe ihnen nur einen tugendhaften König und die Tugend wird Mode unter ihnen werden. — Aber höchst merkwürdig bleibt es immer, daß der Beherrscher einer großen Nation selbst öffentlich in seiner Hofzeitung erklärt, diese Nation besitze wirklich gerade die gehässige Eigenschaft, um deren willen ganz Europa schon so lange Wehe! über sie geschrien hat, und nur dann sei man sicher vor ihr, wenn man sie zerstückele.

Einen wunderlichen Einfall hat ein gewisser Herr von Dreyer in Jena gehabt, den er in einem Büchlein mittheilt, betitelt: Die nothwendigen Erfordernisse zur schnellen und dauerhaften Friedensstiftung. — Man wird nimmermehr errathen, was der gute Mann für eine „mit Gottes Finger scharf „gezeichnete Friedens-Basis“ erklärt. „Alle Fürsten sollen die Angelegenheiten ihrer Staaten

ten künftig gemeinschaftlich besorgen, sich vornehmen, dies einander zu erklären, und dem gemäße Anordnungen treffen." — Diese Friedens-Basis mögte wohl schwerlich von Gottes Finger, sondern einzig von dem Finger des Hrn. von Dreyer gezeichnet seyn, in dessen Kopfe es vermuthlich so aussieht, wie in einem Bienenstocke, der den Weisel verlohren hat. Wie eigentlich diese Gemeinherrschaft eingerichtet werden soll, das sagt er nicht. Wir wünschten zu wissen, ob sämmtliche europäische Potentaten in Einer Hauptstadt, oder ein Jeder in der seinigen residiren soll? Im ersten Fall wäre es eine Art von oligarchischer Universal-Monarchie; im zweiten würden mehrere tausend Couriere eine wichtige Rolle spielen, die Regierung aber dennoch den Schneckengang und Krebsgang gehen. Doch schon zu viel Worte über eine solche Lächerlichkeit. Der Verfasser sagt, er habe zwanzig Jahre lang die Staatswissenschaft fleißig studirt, und sich heimisch darin gemacht. Ja, so heimisch wie eine Maus in der Peterskirche, die über den Bau dieses Tempels schwatzen wollte. Er ist auch „erbötig hülfreiche Hand „zu leisten, wenn bei der Friedensstiftung sich „Hindernisse zeigen sollten." Wir fürchten sehr, die verbündeten Mächte werden weder seine Hand noch den Finger brauchen wollen, den Er für Gottes Finger ausgiebt.

Ein-

Eingesandt.

Es ist unter den Gelehrten bekannt, daß die lateinischen Buchstaben:

a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u v w
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 9. 10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 90. 100. 110. 120. 130.
x y z
140. 150. 160. bedeuten, in den darnach angestellten Rechnungen.

Hieraus ergiebt sich, daß die merkwürdige Zahl 666 in der Offenb. Johannis Capitel 13, V. 18. ganz genau in folgenden Worten enthalten ist:

l' E m p e r e u r N a p o l e o n, (Der Apostroph statt e bedeutet 5.)
20. 5. 5. 30. 60. 5. 80. 5. 110. 80. 40. 1. 60. 50. 20. 5. 50. 40.
400. 266. Sa. 666.

Ferner, in den Worten:

r e g i t e n F r a n c e à d i x a n s.
80. 5. 7. 9. 100. 5. 40. 6. 80. 1. 40. 3. 5. 1. 4. 9. 140. 1. 40. 90.
201. 45. 135. 1. 153. 131. Sa. 666.

das heißt im Deutschen: „Der Kaiser Napoleon wird bis ins zehnte Jahr in Frankreich regieren.“

Nota. Zu Anfang December 1804 ist er zum Kaiser gekrönt worden. — Uebrigens hat der Verfasser die apocalyptische Zahl 666 schon vor etlichen Jahren auf obige Weise enträthselt.

Ein anderes im Griechischen.

Nach diesem Alphabet bedeutet:

α	β	γ	δ	ε	ϛ	ζ	η	ϑ	ι	κ	λ	μ	ν	ξ	ο	π	ϟ	ϙ	σ	τ
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	20.	30.	40.	50.	60.	70.	80.	90.	100.	200.	300.

υ	φ	χ	ψ	ω
400.	500.	600.	700.	800.

Demnach ist die apocalytische Zahl 666 in folgenden Worten enthalten:

Ν α π ο λ ε ο ν	ἀ γ ε ν ή ς	ἀ ν ό μ ο ς,	χξς	d. i.
50. 1. 80. 70. 30. 5. 70. 50.	1. 3. 5. 50. 8. 6.	1. 50. 70. 40. 70. 6.		
356.	73.	237.	666.	

Napoleon improbus, genere ignobili ortus,

Ferner in den Worten:

ἐ ι ς	δ έ κ α	ἔ τ η	δ ι α δ η μ α	ἔ ξ ε ι	δ ε ι ν ὸ ς	δ έ.
5. 10. 6.	4. 5. 20. 1.	5. 300. 8.	4. 10. 1. 4. 8. 40. 1.	5. 60. 5. 10.	4. 5. 10. 50. 70. 6.	4. 5.
21.	30.	313.	68.	80.	145.	9.

circa decem annos, atrox vero, coronam tenebit. Sa. 666.

Das heißt auf Deutsch: „Der ruchlose Napoleon, von unberühmter Herkunft, wird gegen 10 Jahre lang seine Krone behalten, aber als ein furchtbarer Mann.“

Es ist dem Herausgeber noch eine andere sinnreiche Spielerei mitgetheilt worden: Napoleon in griechische Bestandtheile zerlegt. O pan leon (All-Löwe, König der Löwen.) En olo pan (Alles in Einem.) O pan elon (der Alles nimmt, an sich reißt.) Pan oleon (der Alles verliert.)

Anmerkung.

Obgleich der Erfolg die Weissagung nicht bestätigt hat, daß Napoleon sich nur unter den Trümmern von Paris begraben werde, so bleibt sie darum doch immer wohl begründet. Als Buonaparte uns im Rücken manövrirte, und die Marschälle Mortier und Marmont stehen ließ, um Paris zu decken, da setzte er als gewiß voraus, daß er uns überlisten werde, daß wir ihm folgen würden, daß seine Marschälle stark genug wären, kurz, daß für Paris nichts zu fürchten sei. Als der Schlag von unserer Seite einmal geschehen war, konnte er nicht mehr nach Paris hinein. Hätte er es noch möglich machen können, so würde die Prophezeihung in die gräßlichste Erfüllung gegangen seyn. Das beweist sein Befehl, das Pulver-Magazin von Grenelle anzuzünden und die Vorstädte St. Antoine und St. Martin abzubrennen.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. II.

Betrachtungen bei Gelegenheit der neuen französischen Constitution.

Ausser dem Stifter einer beglückenden Religion, giebt es auf der Welt wohl keinen Sterblichen, dem eine höhere Würde verliehen wäre, als die eines Gesetzgebers. Die größten Monarchen der Erde stehn nur auf den Stufen seines Thrones. Der beste Fürst ist nur ein Diener der Gesetze; der beste Fürst beglückt nur so lange er lebt; der Gesetzgeber umfaßt Gegenwart und Zukunft, er segnet bis ins tausendste Glied. Welche Empfindungen müssen seine Brust wechselsweise beengen und erweitern, wenn er zum Erstenmale seinen Sitz einnimmt, um das Glück der kommenden Geschlechter zu begründen! ja, wäre er ein Atheist, in diesem Augenblick würde er einen Gott erkennen, und, schaudernd vor der Erhabenheit des zu beginnenden Werkes, ergriffen von dem Gefühl unzureichender menschlicher Kraft, zu dem seine Zuflucht nehmen, vor dessen Blick der Baum im Keime und eine

Welt

Welt im Sonnenstäubchen nicht verborgen ist. Wenn es wahr ist, daß der Mensch sein Ich auch bei Hervorbringung solcher Werke nie ganz verleugnen kann, in welchen er schon sich selbst als einen Abgeschiedenen betrachten sollte, so dürften freilich die neuen Regierungsformen nur von Engeln entworfen werden; da aber die Engel, seit der Evangelisten Zeit, nichts mehr in die Feder dictiren; so haben manche Staaten dem Egoismus vorzubeugen gesucht, indem sie einen Fremden zum Gesetzgeber wählten. Locke und Rousseau wiederfuhr diese Ehre in neuern Zeiten, und in der alten Welt war es nichts seltenes, daß neue Staaten ihre Gesetze aus der Fremde holten; denn so waren sie sicher, daß keine persönliche Rücksicht genommen, kein Stand über die Gebühr begünstigt wurde.

Das neue Reichsgrundgesetz der Franzosen ist von Franzosen entworfen worden. Von welcher Classe unter ihnen, das würde man leicht errathen, wenn es auch nicht bekannt wäre. Zum Theil hat die Constitution von 1791 ihnen vorgeschwebt. Zugleich aber auch die englische, die schon so lange, und mit Recht, für ein Muster gilt. Es versteht sich, daß Bemerkungen über eine Constitution, die ein großes, neu erstandenes Volk, hoffentlich für Jahrhunderte, sich heute giebt, mit derjenigen Achtung geschrieben seyn müssen, die dem erhabenen Gegenstande entspricht und daß sie alsdann nicht mißgedeutet werden, dafür bürgt der Schutz, den dieselbe Constitution einer nicht gemißbrauchten Preßfreiheit zusagt.

Die

Die Constitution von 1791, welche dem Könige am 3ten September überreicht und von ihm angenommen wurde, ist in vielen wesentlichen Dingen von der jetzigen unterschieden. Der Adel, die Paire, die erblichen Distinctionen, die Ritterorden u. s. w. wurden abgeschafft. (Alle sind nun wieder hergestellt. Die Franzosen, die einst gegen ihren alten Adel so großen Widerwillen bezeigten, haben jetzt den alten wieder und einen neuen obendrein.) Kein öffentliches Amt sollte erblich seyn. (Die Würde der Senatoren ist es jetzt.) Die gesetzgebende National-Versammlung sollte nur aus Einer Kammer, aber aus 745 Mitgliedern bestehen, die alle zwei Jahre neu erwählt wurden. (Jetzt besteht sie aus zwei Kammern, die Mitglieder der ersten bleiben es zeitlebens und die der letztern wechseln erst nach fünf Jahren.) Der König konnte das gesetzgebende Corps nicht auflösen. (Jetzt kann er es.) Der König mußte schwören der Nation und dem Gesetz treu zu seyn. (Jetzt schwört er blos, daß er die Constitution annimmt und befolgen will, welches freilich auf Eins herauskommt.) Die Minister durften nicht Mitglieder des gesetzgebenden Corps u. s. w. seyn. (Jetzt dürfen sie es.) Der König konnte das gesetzgebende Corps blos einladen, über einen Gegenstand zu berathschlagen. (Jetzt soll er bei Abfassung der Gesetze mitwirken, doch ist die Art dieser Mitwirkung, so wie vieles andere, noch nicht festgesetzt.) Nur das gesetzgebende Corps sollte Krieg beschließen. (Dieser wichtige Punkt ist,

zum

zum Erstaunen aller Wißbegierigen, in der neuen Constitution ganz mit Stillschweigen übergangen. Sollte es bei dem, was die Constitution von 1791 festsetzt, sein Bewenden haben, so möchte das schwerlich Gedeihen bringen.) Zur Gültigkeit der Dekrete des gesetzgebenden Corps sollte zwar des Königs Bestätigung erforderlich seyn, doch wenn er sie verweigerte, so mochte diese Weigerung blos einen Aufschub verursachen, und, wenn die beiden folgenden Versammlungen der Gesetzgeber die verworfenen Dekrete von neuem belieben würden, so sollten sie dennoch gelten. (Jetzt ist des Königs Bestätigung unbedingt nothwendig.) — Der König sollte der oberste Chef der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande seyn. (Diesen wichtigen Punkt berührt die neue Constitution gar nicht. Man könnte zwar sagen: indem sie die Regierung für monarchisch erkläre, habe sie auch dieses, mit der vollziehenden Gewalt gewissermaßen verknüpfte Vorrecht, ihr bereits ertheilt, auch haben die Soldaten Ludwig dem 18ten geschworen; allein die Grenzen seiner Macht als Heeres-Fürst sind ganz unbestimmt geblieben.) — Bei den Gerichtshöfen sollte der König blos die Commissairs ernennen. (Jetzt besetzt er die Richterstellen aus drei ihm vorgeschlagenen Candidaten, ernennt die ersten Präsidenten und die General-Procureure.) — Es sollte dem Könige zustehen, Friedens- Allianz- und Handels-Traktate zu schließen, doch mußte der gesetzgebende Körper sie ratifiziren. (Auch über diesen höchstwichtigen Gegenstand findet sich kein

Wort

Wort in der neuen Constitution.) — Im 6ten Titel oder Abschnitt der Constitution von 1791 liest man folgendes Staats-Grundgesetz: „Die „französische Nation thut Verzicht darauf, je„mals einen Krieg zu unternehmen, in der Ab„sicht Eroberungen zu machen, und wird sich „nimmer der Gewalt bedienen, gegen die Frei„heit irgend eines Volkes.“ (Es wäre zu wünschen, daß dieser Artikel nicht allein in der neuen französischen Constitution, sondern in allen Constitutionen von Europa stünde.) — Das ungefähr sind die wesentlichsten Punkte, in welchen jene Constitution von der heutigen abweicht. Ehe wir unsere Betrachtungen erweitern, wollen wir die letztere nunmehr mit der englischen vergleichen, die, seit der Revolution von 1688, stets mit Ehrfurcht gehandhabt worden, keine wesentliche Veränderungen erlitten, und die öffentliche Freiheit, unter dem Schutz aller Gewalten, unangetastet bewahrt hat. —

England hat auch zwei Kammern: ein Unterhaus (in Frankreich das gesetzgebende Corps) und ein Oberhaus (in Frankreich der Senat). — Die Mitglieder des Oberhauses sind Pairs und erblich, gleich den Senatoren. Hier stoßen wir aber sogleich auf einen mächtigen Unterschied. Der König von England ernennt die Pairs und ihre Zahl ist unbeschränkt. In Frankreich sind die jetzigen Senatoren, die ihre Würde selbst für erblich erklärt haben, von der vorigen Regierung ernannt, welche Vertrauen zu ihnen hatte, und dieses Vertrauen auch bis zum letzten Tage gerechtfertigt sah.

Sie

Sie bleiben, als Grundpfeiler der neuen, von ihnen selbst entworfenen, Constitution. Die Zahl der Senatoren wird auf 200 beschränkt, und der König kann nur diejenigen ernennen, welche an dieser Zahl jetzt fehlen. Aber die von ihm Ernannten haben keinen Theil an den reichen Gütern, mit welchen die vorige Regierung den Senat begabt hat; die alten Senatoren theilen die Einkünfte dieser Güter blos unter sich, vermuthlich weil sie blos für die jetzige Anzahl zum anständigen Unterhalt hinreichen mögen; doch scheint es, daß die neuern, künftig zu ernennenden Senatoren keinen mindern Theil an den Arbeiten nehmen werden. Folglich wird der König sie besolden, oder ihnen Einkünfte anweisen müssen, die nicht geringer sind als die ihrer Collegen, weil sonst eine nicht ungegründete Eifersucht in dieser ehrwürdigen Versammlung sogleich ihren Thron aufschlagen würde. So lange man den Betrag der Einkünfte der alten Senatoren nicht genau kennt, wäre es unbillig, beurtheilen zu wollen, ob Vaterlandsliebe und zartes Ehrgefühl — welches letztere, besonders in einem so erhabenen Momente, leicht erregbar seyn mußte — dem neuen Könige diese beträchtliche Ausgabe ersparen konnte oder nicht. Immer ist die Geistesgegenwart zu bewundern, die, von den erhabensten Gegenständen umringt und gedrängt, doch auch das scheinbar minder wichtige nicht vergaß. Die englischen Pairs haben keine Besoldung. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß im Oberhaus, welches seine Mitglieder blos durch den Dank des Vaterlandes

und

und durch einige Ehren-Vorzüge belohnt, seiner glänzenden Versammlung noch einen Ehrfurcht gebietenden Stempel mehr aufdrückt; denn reines Pflichtgefühl ist zugleich das reinste Ehrgefühl und einer liebevollen Bewunderung gewiß. Es ist schon oft darüber gestritten worden, ob es heilsam und vernünftig sei, Aemter erblich zu machen, zu deren Verwaltung ausgezeichnete Kräfte und Kenntnisse erforderlich sind. Mit Recht hat man gesagt: der klügste Vater hat oft einen dummen Sohn. Ferner: der Jüngling, der da weiß, er werde und müsse einst einen angesehenen, einträglichen Posten erhalten, wird sich minder um die nöthigen Verdienste bewerben, als derjenige, der stets vor Augen hat, daß er nur durch diese Verdienste sich empor schwingen könne. Jener wird dem Sohne eines reichen Mannes gleichen, der, auf die künftige Erbschaft trotzend, den eigenen Erwerb verschmäht. Ferner: es wird ein gewisser oligarchischer Familien-Stolz entstehen, der leicht, und fast immer, in Uebermuth ausartet. Alles das ist freilich wahr; allein es läßt sich auch wieder manches zur Vertheidigung des Getadelten sagen. Selbst Monarchen sind bisweilen jener Laune der Natur unterworfen, der es beliebt, auf den verdienstvollen Vater den verdienstlosen Sohn folgen zu lassen; allein darum pflegt man doch die erbliche Monarchie nicht zu verdammen. Daß der Sohn die nöthigen Kenntnisse sich zu erwerben suche, dafür wird schon der Vater durch Erziehung sorgen. Gesetzt aber auch, seine Hoffnungen, und die des Vaterlandes,

wer-

werden bisweilen getäuscht; so mögen unter 200 bedeutenden Männern leicht ein Paar unbedeutende mit durchschlüpfen; das wird doch wohl nicht nachtheiliger wirken, als wenn in einem Saale, den 200 Wachskerzen erleuchten, Einige dunkel brennen. Der befürchtete Familien-Stolz wird auch wohl schwerlich größer seyn, als jener, der mit dem hohen Erbadel überhaupt verbunden zu seyn pflegt. Es kommt also hier hauptsächlich auf die Frage an: ob die gerügten, und vielleicht andere, noch größere, Nachtheile vermieden werden würden, wenn der König die sämmtlichen Senatoren ernennte. Diese Frage läßt sich schwerlich bejahen. Zweihundert Männer auszusuchen, die im ganzen Reiche die würdigsten wären, möchte dem Könige schwerlich gelingen; der Einfluß der Höflinge würde wahrscheinlich manchen Unwürdigen in die Versammlung schieben. Aber sollte es nicht einen dritten, sicherern Weg geben, die erledigten Stellen zu besetzen? Wie wenn die sämmtlichen hohen Richterstühle beauftragt würden, aus ihrer Mitte den Würdigsten zu erkiesen, und der König blos aus den vorgeschlagenen Candidaten Einen erwählte? Sicher würde auf diese Weise der Senat sich am reinsten erhalten. Im Richteramte erwirbt man sich den guten Ruf nur langsam; die Richter-Pflichten sind von der Art, daß in der Beurtheilung, ob sie redlich erfüllt werden oder nicht, auf die Dauer unmöglich eine Täuschung statt finden kann, und darum pflegt auch Niemand so allgemein eines guten

Rufes

Rufes zu genießen, als ein wackerer, verständiger Richter. Wenn — (wie der 9te Artikel der neuen Constitution verordnet) der Cassations-Hof und die Tribunäle die in ihrer Mitte erledigten Stellen auf keine genügendere Weise wieder besetzen können, als indem sie dem Könige drei Candidaten vorschlagen; so ist noch weit sicherer zu erwarten, daß die Wahl der Senatoren, auf solche Weise veranstaltet, selten oder nie einen Verdienstlosen treffen würde; denn bei Ergänzung eines Verlustes in eigener Mitte kann sich doch noch eher etwas Menschliches einschleichen, als da wo die ganze Nation ihr Auge auf die Wählenden richtet und diese mit dem Gewählten in Zukunft nicht in der nächsten Beziehung stehn. Der Schreiber dieser Betrachtungen hat selbst einen ähnlichen Fall erlebt, der in seiner Meinung ihn bestärkt. Als die Kaiserin Catharina die Zweite die sogenannten Gewissens-Gerichte einführte, verordnete sie, daß die höchsten Instanzen jeder Provinz, Palaten auf russisch genannt, den Gewissens-Richter wählen sollten, der der redlichste und auch zugleich der weiseste, erfahrenste, sanftmüthigste Mann im Lande seyn müsse. Solcher Palaten gab es vier in jeder Provinz, nemlich die Regierung, die Kammer, der peinliche und der bürgerliche Gerichtshof, in welchem letztern der Verfasser damals (1783) Assessor war. Jede Palate hatte nur Eine Stimme, also gab es vier in Allem; es konnten also zwei Candidaten getheilte Stimmen haben, wer sollte dann entscheiden? Auf diesen Fall war gar nicht gedacht, sondern

vor-

vorausgesetzt worden, daß Männer mit den oben-angeführten Eigenschaften in jedem Lande sehr selten sind, und daß, wo ein Solcher sich findet, die Stimmen über ihn nicht getheilt seyn können. und so war es auch. Trotz Allem was ein anderer, angesehener und reicher, auch in aller Hinsicht hochachtungswerther Mann anwandte, um diese dem höchsten Ehrgeiz schmeichelnde Stelle zu erringen, wurde dennoch der seel. Landrath v. Kursel erwählt, ein Name, den ich nur zu nennen brauche, um in jedem gebildeten Ehstländer Empfindungen der Liebe, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit zu erregen. Ich halte daher für keine verwerfliche Meinung, daß, wenn der Cassations-Hof und die höchsten Tribunale in Frankreich, Jedes im Besitz nur Einer Stimme, die Senatoren dem Könige vorschlügen, um von diesem bestätigt zu werden, jeder Anstoß, jede Bedenklichkeit, so viel in menschlichen Kräften steht, dadurch beseitigt werden könnte. Ja ich kann mir in einem so zusammen gesetzten, gleiche Rechte genießenden, Senate eine bedeutende Spaltung kaum als möglich denken. Hingegen setze man einmal den wahrscheinlichen Fall, der König ernenne die von seiner Wahl abhängenden Senatoren aus dem alten Adel, so würde es wohl nicht überraschend seyn, wenn Erstens sich sogleich zwei Partheien bildeten, deren Eine sich mehr als die Andere, zu dem hin neigte, von dem sie die Macht empfing; und wenn Zweitens die alten Adlichen es nicht gleichgültig mit ansähen, daß sie von dem Genuß der Güter ausgeschlossen wären, die einst vielleicht

leicht von ihnen selbst besessen worden. Die Folgen möchten schwer zu berechnen seyn. — Wenn Zeit und Umstände es erlaubt hätten, eine schnelle Zusammenberufung des gesetzgebenden Corps zu veranstalten und dieses mit der Anfertigung der neuen Constitution zu beauftragen, so möchte es auch wohl scheinen, als ob man dadurch die Nation am leichtesten dafür gewonnen haben würde, da sie ohne Zweifel in ihren Stellvertretern sich selbst als Gesetzgeber betrachtet hätte. Alle hingegen, die unmittelbar unter dem Drucke der vorigen Regierung standen, und schwiegen weil sie schweigen mußten, auch wohl priesen weil sie mußten, werden natürlich weit schwerer das Vertrauen des Volks gewinnen, so sehr sie es auch verdienen mögen.

Selbst das gesetzgebende Corps wird es vielleicht befremdend finden, daß Gesetzes-Entwürfe (die welche Auflagen betreffen ausgenommen) eben sowohl im Senat als in der Mitte der eigentlichen Gesetzgeber, zuerst vorgeschlagen werden können. Der Grund dieser Bestimmung wird ihnen nicht ganz deutlich seyn und sie werden vielleicht Fragen, wie folgende, aufwerfen: Wenn es anerkannt heilsam ist, daß ein Gesetz in zwei Kammern geprüft werde, warum sollen Ausnahmen statt finden? warum soll es Gesetze geben, die der Senat allein entwirft, beprüft, verkündet, und wiederum andere, die vom gesetzgebenden Corps entworfen und beprüft, vom Senat nochmals erwogen und angenommen werden? wird nicht das Volk Eine oder die Andere von beiden

Gat-

Gattungen der Gesetze, und wahrscheinlich die letztere, für besser halten? müssen nicht in einem Staate alle Gesetze mit gleichem Vertrauen vom Volke empfangen werden? — Oder wird der Senat, die Ordnung umkehrend, seine Entwürfe dem gesetzgebenden Corps zur Beprüfung mittheilen? — Wir kehren zu der englischen Constitution zurück. In England wählt das Volk seine Repräsentanten und es ist hinlänglich bekannt, welche empörende Auftritte bei solchen tumultuarischen Wahlen sich ereignen. Es ist daher eine weise Maaßregel der neuen französischen Constitution, daß sie die Wahlen gewissen Collegien anvertraut. Eben so war es ohne Zweifel wohlgethan, daß sie die Dauer der Amts-Verrichtungen der Deputirten nicht auf sieben Jahre festsetzte, wie in England, und auch nicht auf zwei Jahre, wie in der Constitution von 1791 geschehen. Jene sieben Jahre sind ein zu langer Zeitraum, diese zwei ein zu kurzer; in jenem Falle wird in der Versammlung zu viele Stetigkeit herrschen, in diesem zu wenige. Die angenommenen fünf Jahre scheinen daher ein glücklich gewählter Mittelweg. Hingegen ist in der neuen Constitution nicht, wie in England, ausdrücklich festgesetzt, daß die Deputirten Eigenthum besitzen sollen, obschon nicht geleugnet werden kann, daß Eigenthum stets mehr Anhänglichkeit an die öffentliche Ordnung einflößt. — In England dürfen die Richter nicht ins Unterhaus gewählt werden; in Frankreich ist dieser Einschränkung nicht erwähnt worden. — In Eng-

land

land kann der König das Parlament aufheben; in Frankreich steht dem Könige gleichfalls das Recht zu, das gesetzgebende Corps aufzulösen, allein in diesem Falle muß spätestens in drei Monaten schon wiederum ein neues gebildet seyn. Der scharfsinnige Necker sagt: „wenn „die Sitzungen einer gesetzgebenden Versamm„lung, der Constitution gemäß, unmittelbar „auf einander folgen“ — (eine Unterbrechung von drei Monaten bedeutet wohl so viel als nichts) — „so bleibt die vollziehende Gewalt „ohne Stärke und Achtung, denn sie wird „verdunkelt durch die beständige Gegenwart „eines wirksamern Ansehens als das ihrige „ist.“ — Die neue französische Constitution hat vor der von 1791 den großen Vorzug, daß sie der vollziehenden Gewalt (dem Könige) weit mehr Macht verleiht, als jene; ob sie aber nicht immer noch in dieser Rücksicht zu wenig gethan hat, darüber entscheide die Erfahrung. Denjenigen, der das politische Mißtrauen zu weit treibt, vergleicht Necker mit einem eifersüchtigen Ehemanne, der, über seiner allzugroßen Vorsicht, vergißt liebenswürdig zu seyn. Wir möchten ihn lieber mit dem Besitzer eines Gartens vergleichen, der seinem Gärtner aufträgt, die Baumschule in Ordnung zu halten, ihm aber das Messer wegnimmt, damit er nirgend zu tief schneide. Das erste Geschenk, welches ein Volk seinem neuen Könige bringen sollte, ist ein herzliches Vertrauen. Wird die vollziehende Gewalt zu sehr eingeschränkt, so erfolgt durch den Druck ein Gegendruck und sie wird streben, nach und nach aus dem Wege

zu räumen, was ihre Thätigkeit hemmt. Rührt vollends die Einschränkung von Männern her, die sie etwa nicht zu lieben Ursach hat, und die vielleicht in vergangenen Zeiten Veranlassung gaben, an ihrem Wohlwollen gegen die neue Regierung zu zweifeln, so gesellen sich zu dem natürlichen Hang nach Machtvergrößerung noch andere Triebfedern, die manche schlummernde Leidenschaft in Bewegung setzen. Die Folgen sind dann nicht zu berechnen. Es entsteht ein innerer Kriegs-Zustand, der lange im Stillen gährt, gleich einer Brustkrankheit, die nach und nach das Athmen erschwert, bis plötzlich ein Geschwür aufbricht.

In Buchanan's Königs-Rechte, einem zu seiner Zeit sehr berühmten Buche, steht: Könige sollen nicht den steinernen Figuren gleichen, die man hoch auf eine Säule stellt, daß es aussieht, als hielten sie das Ganze zusammen, da sie doch nur als eine Zierrath getragen werden. „Gehülfen mag der König „haben" spricht Thomas Maitland in demselben Buche, „aber sie sollen dienen, nicht „herrschen; sie sollen ihm den Weg zeigen, „nicht ihn führen." — Dieselbe Meinung drückt Necker in seinem Werke du pouvoir exécutif folgendergestalt aus: „Die vollzie„hende Gewalt ist die Seele jeder Regierungs„form. Es ist gleichgültig, ob das gesetzge„bende Corps aus 700 oder aus 900 Depu„tirten bestehe; ob es drei oder fünf Jahre „sitze; es ist sogar in den meisten Rücksichten „gleichgültig, ob es sich in zwei Kammern „theilt oder nicht; hingegen ist die Bestim-

„mung

„mung der vollziehenden Gewalt die größte
„und vielleicht einzige Schwierigkeit in allen
„Systemen der Regierungsformen. Wenn sie
„gewisse Grenzen überschreitet, bedroht sie die
„Freiheit; wenn sie aber derjenigen Vorzüge
„beraubt wird, welche ihre Stärke ausmachen,
„so kann sie ihre wichtige Bestimmung nicht
„erfüllen.“ (Dann wäre auch die beste Constitution doch nur eine Uhr ohne Pendel.)
„Das Gesetz allein“ fährt Necker fort „giebt
„der vollziehenden Gewalt das Dasein nicht;
„man hat darum noch keinen König, wenn
„man die Krone für erblich und die Person
„des Königs für unverletzlich erklärt.“ Dann klagt er über die (damaligen) Ausschüsse, die eben so viele kleine Monarchen waren. Montesquieu und Rousseau behaupteten freilich, das Volk solle Alles, was es wohl auszuführen vermöge, selbst thun, allein sie sprechen nur von Demokratien. Doctor Luther's Wort ist ein Kernspruch: „Darum soll ein Fürst
„seinen Gewaltigen vertrauen und sie lassen
„schaffen, doch also daß er den Zaum in
„der Faust behalte.“

Je weniger Aufmunterungen und Belohnungen ein Monarch ertheilen kann, je schwächer ist die vollziehende Gewalt. Wir wollen einen Augenblick die Vorrechte des Königs von England in dieser Hinsicht überschauen. Daß er die Pairs erschafft, und zwar so viele als ihm beliebt, ist schon erwähnt worden. Allein auch Geistliche, ernennt er, aus welchen Bischöfe und Erzbischöfe erwählt werden müssen. Folglich kann man sagen, er besetzt

die

die ersten Stellen der Kirche. Auch viele Prälaturen, Canonicate und Pfarreien hängen von ihm ab. Er wählt die zwölf Oberrichter des Reichs, die Präsidenten von jedem Gericht und den General-Procurator. Die Geschwornen ernennt zwar ein Beamter, doch eben dieser Beamte ist ein königlicher, folglich ernennt der König die Geschwornen durch ihn. Die ganze Polizei handhaben Friedens-Richter, die der König setzt und die wiederum ihre Constables wählen, denn Polizei-Soldaten giebt es in England nicht. Die Commissarien der Güter-Taxe, die Einnehmer dieser Abgabe, so wie auch die Einnehmer der indirecten Auflagen, bestimmt das Schatzmeister-Amt, welches wiederum vom Könige vergeben wird. Er ernennt alle Offiziere im Land- und Seedienst und befördert sie; (das letztere nach gewissen Vorschriften, die jedoch das königliche Ansehen keinesweges schwächen.) In der Wahl und Beförderung seiner Garden ist er völlig unbeschränkt. Er wählt die Generals der Miliz und durch sie auch die Offiziere derselben. Alle Stellen bei der Verwaltung des Seewesens vergiebt der Admiralitäts-Rath, der auch wiederum vom Könige eingesetzt ist. Unter seiner unbedingten Leitung steht das berühmte Invaliden-Hospital zu Greenwich. In der bürgerlichen Verwaltung ernennt er die Lord-Lieutenants jeder Grafschaft und fast alle Sherifs. Mit dem Bath- und Hosenband-Orden in England, mit dem Distel-Orden in Schottland und dem heil.

Patri-

Patricius-Orden in Irland bekleidet er die Ritter — creirt erbliche Barone und Ritter auf Lebenszeit — vergiebt die einträglichen, sogenannten Sine cure Stellen — ernennt die Gesandten u. s. w. Wie viele Lockungen des Eigennutzes wie des Ehrgeitzes! Wie viele Strahlen, in welchen alle Classen von Unterthanen sich wärmen und die Sonne von der sie ausgehen segnen mögen! Und doch, trotz aller dieser schönen Vorrechte, hat die vollziehende Gewalt in England kaum Kraft genug, die öffentliche Ordnung zu handhaben. Mancher Anlaß zu Widersetzlichkeiten hat auf andere Art aus dem Wege geräumt werden müssen. Dahin gehört zum Beispiel die Vorsicht, daß die Landmiliz ihre Gewehre von der Obrigkeit muß aufbewahren lassen und daß überhaupt das Recht, ein Schießgewehr im Hause zu haben, durch die jährliche Abgabe von einer Guinee sehr erschwert worden ist.

Wenn wir nun dagegen die Vorrechte betrachten, welche die neue französische Constitution dem Könige zugesteht, so finden wir — wenigstens vor der Hand — nichts weiter, als das Begnadigungs-Recht, welches er mit dem Könige von England gemein hat; das Recht aus drei, nicht von ihm bestimmten, Candidaten eine Richterstelle zu besetzen und einige Präsidenten und General-Procureure zu ernennen. Das ist es Alles; wenigstens schweigt die Constitution von allem übrigen. Es ist zu hoffen, und wohl auch zu vermuthen, daß dem Könige das Gebührende, ausdrücklich oder stillschweigend, noch werde zugestan-

ſtanden werden; denn wenn die ganze Summe ſeiner Vorrechte ſchon in dieſer Conſtitution läge, ſo würde die vollziehende Gewalt ohne Zweifel ſehr unkräftig ſeyn. Daß man aber die Zahl der Garden und der Pairs beſchränke und die Zügelloſigkeit der Volks-Wahlen verhüte, iſt für weiſe zu halten. Auch die Beſetzung der höchſten Richter-Aemter durch den König, muß in Frankreich engere Grenzen haben als in England, weil ihrer ungleich mehr ſind und ſie einen bleibenden Aufenthalt haben, dahingegen in England zwölf, im Reiche umwandelnde, Ober-Richter hinreichen. In England ſind die Miniſter faſt immer Parlamentsglieder, ja, die Gegenwart des Finanz-Miniſters im Unterhauſe, ſcheint ſo nothwendig, daß, wenn ein Solcher Einmal nicht gewählt wird, der König ſich genöthigt ſieht ihn abzudanken. In Frankreich erlaubt man gleichfalls den Miniſtern Mitglieder ſowohl des Senats als des geſetzgebenden Corps zu ſeyn, doch enthält die Conſtitution keine Aeußerung, die irgend andeute, daß man Werth darauf lege. Verantwortlich ſind nun die Miniſter in beiden Staaten, England hat aber noch zwei Bollwerke ſeiner Freiheit, die Frankreich aufzuführen ſich vielleicht noch vorbehalten hat. Das Erſte iſt das ſogenannte conſtitutionelle Statut, Kraft deſſen die Kriegszucht und gewiſſermaßen die Exiſtenz der Armee von einer jährlich zu erneuernden Parlaments-Acte abhängt. Das Zweite iſt das Recht jedes Verhafteten, den Beamten gerichtlich zu belangen, der, in Rückſicht ſeiner,

die

die ihm zustehende Gewalt gemißbraucht haben könnte. Indessen würde man, bei allem vortrefflichen, was die englische Constitution enthält, die Vorliebe für dieselbe doch zu weit treiben, wenn man glaubt, sie habe keine Mängel, und jeder der unter ihr lebe, genieße einer vollkommenen Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums. Ein Werk, von Menschen gemacht, von Menschen regiert, wird immer den Stempel seines Ursprungs tragen. Daher wollen wir, aus Unpartheilichkeit, auch einiges anführen, was Manchem wohl die Lust benehmen möchte, das Glück der englischen Freiheit zu theilen. Wir stoßen da zuerst auf das abscheuliche Matrosen-Pressen. Freilich hat Foster in seinen digest of the laws mit vieler Gelehrsamkeit bewiesen; und Blakstone in seinen commentaries on the laws of England wiederholt, daß es durch sein Alter und eine lange Reihe von Beispielen herkömmlichen Rechtes geworden; aber Menschen gleichsam rauben, ist immer nicht viel weniger, als Menschen umbringen, und was ist eine Constitution, wenn sie solchen Mißbrauch nicht entkräften kann? Man lese zum Beispiel den folgenden Justiz-Mord, den Sir Wilhelm Meredith am 13ten Mai 1771 im Unterhause erzählte. Wo schlagt ein Herz in der rauhesten Brust, das bei dieser Erzählung nicht blutig zerrissen würde? — In London lebte ein Arbeitsmann mit Frau und Kind, zwar ärmlich genug, aber ehrlich und zufrieden. Mann und Frau liebten sich herzlich. Vater und Mutter hingen an dem

einzigen Kinde und erwarteten frölich die Geburt eines zweiten. Da kam eines Abends — es war um die Zeit der Streitigkeiten wegen der Falklands-Inseln — der Mann von seiner Arbeit, hatte seinen verdienten Wochenlohn eben in seiner Tasche und eilte wohlgemuth nach Hause, um ihn der Frau in den Schooß zu schütten. Plötzlich wird er von einem sogenannten Preßgang aufgefangen, fortgeschleppt, in den engen Raum eines Gefängnißschiffes gesperrt, und von diesem Augenblick an war er für die Seinigen todt. Man denke sich die Angst, mit welcher die unglückliche Frau ihn vergebens erwartete. Der Hauswirth polterte, ihr Mann sei entlaufen, er nahm ihr das wenige Hausgeräth und warf sie sammt ihrem Kinde auf die Straße. Sie kroch auf eine Bodenkammer und brachte da ein zweites Kind zur Welt, dem sie kein anderes Bad geben konnte, als ihre Thränen. Nach einigen Tagen, noch sehr kraftlos, trieb der Hunger sie auf die Straße. Die beiden nackten Kinder blieben unterdessen im Stroh. Die Mutter bettelte, was blieb ihr anders übrig? Man schalt sie eine Landstreicherin. Sie hatte nie gebettelt, es wurde ihr sehr sauer. Aber sie hatte auch nicht eine einzige Windel für ihr neugebornes Kind; soviel hoffte sie doch von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erlangen, daß sie ein Paar Ellen Leinwand dafür kaufen könnte. — Vergebens! Die Verzweiflung trieb sie in ein Haus, wo sie ein Stück Wäsche aufgehängt sah; der Gedanke an ihr nacktes Kind war

stär-

stärker, als die Vorstellung von der Strafbarkeit einer Handlung; sie nahm das Stück Wäsche, doch ungeübt im Stehlen wurde sie ertappt, vor Gericht geführt und verurtheilt gehängt zu werden. Vergebens sagte sie: sie habe vormals ein ehrliches und glückliches Leben geführt, bis ihr Mann und mit ihm alle Mittel ihr entrissen worden, sich und ihre Kinder zu erhalten; sie berief sich auf das Zeugniß der Nachbarn und Kirchspiels-Beamten; Alle bezeugten die Wahrheit ihrer Aussage. Umsonst! sie sollte hängen. Ihre letzten Augenblicke waren noch ihrem Kinde geweiht — sie flehte um eine Amme oder Wärterin für dasselbe — es fand sich keine — der Henker, der ihr den Strick um den Hals legte, zog ihr das saugende Kind von der Brust. — Ja schaudert nur! das ist eine buchstäblich wahre Geschichte, die Sir Meredith im Unterhause mit den Worten beschloß: „Nie ist eine „schändlichere Mordthat wider die Gesetze „begangen, als hier durch die Gesetze ver„übt wurde.“ Was halfen da alle Bollwerke der Constitution? Was half es, daß noch nie ein brittisches Gesetz der Krone ausdrücklich die Befugniß zugestanden, auf solche Weise ihre Schiffe zu bemannen? War die französische Conscription härter? — —

Schon vor zwanzig Jahren, als Sinclair seine Geschichte der brittischen Staats-Einkünfte schrieb, belief sich die National-Schuld auf 275 Millionen Pfund Sterling. Um die Zinsen davon zu zahlen, bedurfte man jährlich 11½ Million. Diese Last ganz allein war gleich

einer

einer Kopfsteuer von Einem Pfunde und drei Schillingen (8 bis 9 Thaler) die jeden Einwohner von Großbrittanien treffen mußte. Ein ganzes Drittel der Einkünfte einer Familie verschlangen die Staats-Abgaben. Der ehrliche Wendeborn versichert, daß eine Million Menschen sich von Allmosen nähren müsse. — Es ist allerdings ein schönes Recht, daß die Nation sich selbst durch ihre Repräsentanten besteuert, allein es schützt nicht, vor gemißbrauchter Anwendung der eingehobenen Steuern. Ein, von fünf Commissarien unterzeichneter, am 1sten Juli 1783 abgestatteter, Bericht über diesen Gegenstand beweist zu unserm Erstaunen, daß damals eine Rechnung von hundert und Ein und siebenzig Millionen Pfund Sterling nach ein und zwanzig Jahren noch nicht vorgelegt, beprüft und für gültig erkannt war. —

Wie man in England das Toleranz-Gesetz zu umgehen weiß, möge folgendes Beispiel darthun:

Die Londoner Stadtgemeinde hatte einst beschlossen, dem Lord Mayor eine neue Wohnung zu erbauen, allein dazu war viel Geld erforderlich. Um dies aufzutreiben, stellte man sich, als sei man in großer Verlegenheit, tüchtige, geschickte Männer zu finden, die das Amt eines Sherifs oder Stadtvogts verwalten könnten. Unter diesem Vorwande belegte man Jeden mit einer Geldbuße von 600 Pfund Sterling, der, wenn die Wahl ihn träfe, sich weigern würde das Amt anzunehmen, und nun erwählte man nach und nach mehrere

Dis-

Dissenters zum Sherif-Amte. Die Bekenner dieser Secte gehen nicht zum Abendmahl. Nun kann aber, Kraft der unter Carl dem Zweiten gegebenen Corporations-Acte, Niemand Sherif seyn, der nicht innerhalb eines Jahres vor der ihm getroffenen Wahl, in der englischen Kirche das Abendmahl genossen hat, nimmt er dennoch das Amt an, so verfällt er in schwere Strafe; der gewählte Dissenter war also verloren, er mochte Sherif werden oder nicht. Mehrere hinter einander bezahlten also lieber und die Gemeinde erpreßte auf diese Weise mehr als 15,000 Pfund, bis endlich, nach neunzehn Jahren, das Oberhaus dem Unfug ein Ende machte.

Noch härter sind oft die Quäker bedrückt worden, weil ihre Secte ihnen verbietet den Zehnten zu entrichten, und, obgleich Parlaments-Acten sie in Schutz nehmen, so erzählte doch der Graf Stanhope im Oberhause noch 1789, daß ein nicht unbemittelter Quäker wegen fünf Schillinge im gemeinen Kerker zu Worcester säße und Zeit seines Lebens in diesem Loche werde bleiben müssen. Der Lord erzählte ferner: es wären unlängst zu Country sechs Quäker vor Gericht belangt worden, Jeder um vier Pence willen zu einem Oster-Opfer. Das geistliche Tribunal verurtheilte sie zum Ersatz der Gerichtskosten, 165 Pfund; sie selbst hatten 128 Pfund dabei aufgewandt. Ein Oster-Opfer von zwei Schillingen kostete sie folglich zweihundert und drei und neunzig Pfund. — Blakstone selbst bekennt: „daß die Strenge

„und

„und die willkührlichen Proceduren der Accise-
„Gesetze sich mit der gerühmten Freiheit nicht
„vertragen.“ Die Accise-Beamten können Tag und Nacht die Häuser visitiren und in wenigen Tagen viele tausend Pfund Sterling beitreiben, ohne alle Untersuchung durch Geschworne, ohne alle Rücksicht auf das gemeine Recht. 1790 erzählte Herr Sheridan dem Unterhause folgendes Geschichtchen: Ein angesehener Branntweinbrenner, allgemein als ein ehrlicher Mann bekannt, klagte über ein Urtheil, welches ihm eine Quantität Branntwein, als nicht probehaltend, confiscirt hatte. Er behauptete, Clarke's Hydrometer, mit welchem man die Probe angestellt, sei unrichtig; man solle sich nur besserer Hydrometer bedienen, so werde sich finden, daß der Branntwein Probe halte. So war es auch. Clarke selbst gestand zu, sein Hydrometer tauge nichts, und bat die Accise-Commissarien um Erlaubniß es zu verbessern. Allein sie beharrten auf ihrem steifen Sinn, und wußten sogar eine Parlaments-Acte zu erschleichen, die das Clarkesche Hydrometer als gesetzlichen Maaßstab bestätigte, und folglich Irrthum und Falschheit zum Behuf der Unterdrückung sanctionirte. — Diese Proben mögen hinreichen, um alle diejenigen zu beruhigen, die sich ein Leben unter der englischen Constitution als einen Himmel auf Erden vorstellen. Dennoch hatte Necker gewiß nicht unrecht, als er im prophetischen Geiste zu den Franzosen sprach: „Respectirt den Sitz der „Freiheit (England), dieses Land, welches

„viel-

„vielleicht bestimmt ist, ihr einziger Zufluchts-
„ort zu seyn, wenn ihr sie verscheucht.“ Und zu den Engländern sprach er: „Euch kommt „es zu, das heilige Feuer zu bewahren, das „in unsern Händen zu Feuerbränden geworden „ist.“ — An einer andern Stelle sagt er: „Hätten wir die englische Constitution erhal-„ten, wie glücklich wären wir jetzt! Friede „würde überall herrschen und unsere Mora-„lität, statt sich zu verschlimmern, gewonnen „haben.“ Dann ruft er die Engländer auf, als die einzige Macht, die noch helfen könne. „Möchte“ sagt er „noch in diesem Jahrhun-„dert Euer Glanz sich mehren und leuchten „bis auf die spätste Nachwelt durch die drei „schönsten, öffentlichen Beschlüsse, die jemals „ein Volk zu seiner Ehre gefaßt hat; den Er-„sten: die Loyalisten zu entschädigen, die aus „Treue Alles verloren. — Ihr thatet es. — „Den Zweiten: den Sklavenhandel abzu-„schaffen. — Ihr thatet es. — Den Drit-„ten: Großmuth an Eurem alten Nebenbuhler „zu üben, indem ihr ihm Frieden schenkt und „die Mittel zeigt glücklich zu werden. — Das „werdet ihr vielleicht noch thun.“ — Sie haben es gethan. Nur ist nicht Jedem das-selbe Mittel ein Mittel zum Glück. Dem Beobachter drängt sich mit Gewalt die Ueber-zeugung auf, daß die erste und einzige Grund-lage jeder Constitution der National-Geist des Volks seyn sollte, für welches sie ent-worfen wird. Wenn nun die Erfahrung längst bewiesen hat, daß der National-Geist der Eng-länder von dem der Franzosen unendlich ver-

schie-

schieden ist, wie mag man denn erwarten, daß eine Constitution, welche England beglückt, unverändert auch Frankreich beglücken werde? — Europa mit allen seinen Staaten ist eine Mutter vieler Kinder, und, so wie unter zwanzig Kindern, aus Einem Ehebette erzeugt, es nicht zwei giebt, deren Charactere ganz übereinstimmten, und die, durch eine ganz gleiche Erziehung, auch gleich gebildet würden, eben so wenig giebt es zwei Völker in Europa, deren National-Geist sie fähig machte, unter Einer und derselben Constitution ein gleiches Glück zu finden. Was würde zum Beispiel aus Rußland geworden seyn, wenn Peter der Große die englische Constitution daselbst eingeführt hätte? — Der Engländer ist rechtlich, ernst und beständig; der Franzose ehrgeizig, munter und veränderlich. Man gebe zweien Knaben von solchen Gemüthern Einen Hofmeister, den trefflichsten, wird er gleiche Freude an ihnen erleben? — Livius sagt: firmissimum imperium quo obedientes gaudent. (Die stärkste Herrschaft ist die, unter welcher den Gehorchenden wohl ist.) Aber das Hervorbringen dieses Wohlseyns hängt nicht von der Art der Herrschaft, sondern von der Art der Gehorchenden ab.

Mir scheint, daß vor Allem die Franzosen einer größern Stärke der vollziehenden Gewalt bedürfen. Ihre alte Regierung (unter den Königen) vereinte freilich alle Mittel in sich, Ordnung, Eigenthum, Freiheit aufrecht zu erhalten, besaß aber auch die Gewalt, sie selbst zu verletzen. Durch einen bloßen Ausspruch des

Con-

Conseils zog sie die Leibrenten ein und hielt die Auszahlung der Capitalien zurück. Durch ein lit de justice (ein Bett, auf welchem die Justiz schlummerte) vermehrte und verlängerte sie die Abgaben. Durch eine lettre de cachet verhaftete sie Jeden dem sie übel wollte. Jene Kraft muß erhalten, die Möglichkeit des Mißbrauchs verhütet werden. Aber — wenn aus zweien Uebeln das kleinste gewählt werden soll, (und die ganze practische Weisheit des Menschen besteht blos in dieser ewig fortdauernden Wahl) so ist einiger Mißbrauch der Gewalt für Frankreich das kleinste Uebel. Um dieses anscheinende Paradoxon zu beweisen, muß man tief in den Volks-Charakter eindringen, und mit Dumouriez sprechen: „Die öffentliche „Moral einer Nation beurtheile man nicht „nach leeren Deklamationen, sondern aus den „öffentlichen Verhandlungen derselben.“ Es giebt Menschen, die gern zu Hause trocken Brod essen, wenn sie nur sich öffentlich in einem hübschen Kleide zeigen können. Es giebt Andere, die Jahr aus Jahr ein in einer armseligen Kammer wohnen, aber ihre Gäste in einem Prunkzimmer empfangen. Dieser setzt seine ganze Ehre in das Urtheil anderer und lächelt über denjenigen, der sie in seinem Bewußtseyn findet. Jener unterwirft sich gern dem strengsten Geisteszwang, wenn man nur seine witzigen Einfälle davon ausnehmen will. Es giebt sogar Menschen (und bisweilen Völker) welchen die Tugend blos etwas conventionelles ist, und die lediglich thun würden was sie gelüstet, wenn das Sprüchlein: recte facere

facere princeps cives suos faciendo docet, nicht an ihnen seine Kraft bewährte. Um aber diese Kraft in ihrem ganzen Umfange zu äußern, muß der princeps mit Glanz und Macht umgeben seyn; sie müssen sogar wissen, daß er ihnen auch ungestraft etwas unrecht thun kann; nur dann werden sie, um das willkührliche Unrecht nicht zu leiden, das Rechte thun. Solche Menschen erheben sich nie zu abstracten Begriffen, noch weniger können sie einen solchen Begriff in ein inniges Nationalgefühl umwandeln; sie denken sich bei einem Thron nie den Sitz der vollziehenden Gewalt, sondern nur die Person des Königs, nie ihr Gesetz, sondern nur seine Geburt. Gelänge es, ihre Ehrfurcht vor der Macht zu verringern, so würde man dadurch nicht ihre Ehrfurcht vor dem Gesetz vermehren, sondern sie würden, je nachdem das Gesetz sie schärfer oder gelinder im Zaum hielte, entweder über die vollziehende Gewalt scherzen oder sie insultiren. Beides hat die Erfahrung gelehrt. — Ohne Bedenken dürfte man für manche Völker eine despotische Regierung als die ersprießlichste wünschen, wenn es nur viele treffliche Despoten gäbe. Unter der Regierung eines weisen und guten Despoten sind die meisten Unterthanen am glücklichsten. Europa sollte betrachtet werden als ein großes Tollhaus, worin jede Nation ihren Käficht hat, und auch einen Arzt, nemlich ihre Constitution. Gleichwie nun in einem Tollhause mancher Bewohner desselben, dessen Tollheit der Arzt für minder gefährlich hält, einer

weit

weit größern Freiheit genießt, als sein rasender Nachbar, eben so darf auch die Constitution den Zügel locker halten, wenn sie ein ziemlich verständiges, rechtliches Volk beherrscht; muß ihn aber rasch anziehn, wenn sie Rosse vor dem Wagen spürt, die über jeden Graben in die Nachbars-Gärten zu springen geneigt sind.

Man dürfte fast behaupten, so wie die neue französische Constitution jetzt vor uns liegt, daß sogar die vollziehende Gewalt in den nordamerikanischen Freistaaten größer sei, als in Frankreich, obgleich sie dessen dort minder bedürfte als hier. Durch das Meer von Europa getrennt, erreichen unsere Leidenschaften, unsere Krämpfe sie gar nicht, oder doch später. Großen Strecken unangebauten Landes kann der Fleiß bald Früchte entlocken. Die Wohnplätze liegen zerstreut; der Mangel an Nachbarschaft wird die Mutter der Häuslichkeit, und diese wieder ist die Mutter so vieler Tugenden, auch der Gastfreiheit. Die Leidenschaften reiben sich dort weniger, arten seltener in Laster aus. Die zunehmende Bevölkerung beunruhigt nicht. So wird ein Volk geschickter zur bürgerlichen Eintracht; man kann es, wie den Elephanten, durch Worte regieren.

In Frankreich hingegen sind die Bewohner auf einander gedrängt und das Bild, welches Necker von ihnen entwirft (Necker der sie kennen konnte) ist nicht schmeichelhaft. Er bürdet ihnen „Eigennutz, Eigenliebe, Hochmuth und Ruhmsucht“ auf; er spricht: „sie spot-

„teten

„teten aller Bande und zerträten die Schran„ken, welche ihre Modephilosophie nieder ge„worfen hätte;“ er meint „der abscheuliche „Luxus mache die arbeitende Classe der Na„tion zu Sklaven der Launen der Reichen.“ Freilich war dies mitten in den Greueln der Revolution, als er dieses harte Urtheil sprach. Wenn er noch lebte, würde er antworten: sie sind aus der Scylla in die Charybdis gefallen; sie können unter dem furchtbarsten Despoten, den je die Erde trug, nicht besser geworden seyn, als sie unter ihren Revolutions-Ausschüssen waren. Auch das mag seyn; aber es bleibt immer gewiß, daß die Franzosen für jede Tugend nicht allein empfänglich sind, sondern daß man sogar in ihnen am leichtesten Enthusiasmus für jede Tugend erregen kann, wenn auch nicht von innen heraus, doch von aussen hinein, durch das Beispiel ihrer Machthaber. Dieses Beispiel wird um so stärker wirken, je imponirender die Macht ist, mit welcher man die vollziehende Gewalt bekleidet.

Auch der amerikanische Congreß theilt sich in zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten (die aber nicht erblich sind und die von jedem Staate durch Stimmenmehrheit gewählt werden) verwalten ihre Aemter sechs Jahre hindurch. Sie müssen über 30 Jahr alt und 9 Jahr Bürger gewesen seyn. Der Präsident muß seine Beistimmung zu den Bills, im Weigerungsfalle schriftliche Gründe geben, die jedoch durch zwei Drittel der Senatoren entkräftet werden können. Folglich ist in diesem

sem Punkte die vollziehende Gewalt eingeschränkter als in Frankreich. Hingegen besetzt der Präsident alle Stellen ohne Ausnahme, auch die des höchsten Gerichts-Hofes, und schließt Verträge, mit Zuziehung von zwei Drittel der Senatoren, deren überhaupt nur 32 sind. — Der vorige Landammann (die vollziehende Gewalt in der Schweiz) genoß sogar einiger wichtigen Vorzüge, die der neue König von Frankreich entbehrt. Nur der Landammann trug in den General-Versammlungen (Landes-Gemeinden genannt) die Gegenstände vor, über welche berathschlagt werden sollte; auch verband er die richterliche Gewalt mit der vollziehenden.

Die neue spanische Constitution hat den König aufferordentlich eingeschränkt; die Cortes haben Alles an sich gerissen. Sie entwerfen und beschließen Gesetze, vereidigen den König, bestimmen die Thronfolge, ernennen die Regentschaft, setzen dem minderjährigen Könige einen Vormund, ratificiren alle Verträge, besetzen alle Aemter, bestimmen die Land- und Seemacht, organisiren dieselbe, beschließen die Auflagen, setzen die Ausgaben fest, controlliren den öffentlichen Schatz, bestimmen die Zölle, auch Maas und Gewicht, verwalten die Staatsgüter, die Münze, die Polizei, den öffentlichen Unterricht, mischen sich in die Erziehung des Kronprinzen ꝛc. ꝛc. ja sie haben sich sogar vorbehalten, in noch unbestimmten Fällen ihre Einwilligung zu geben oder zu versagen. Da ist nun freilich die vollziehende Gewalt sehr gelähmt. Die Folgen sind

nicht

nicht schwer zu berechnen. Alles hängt von dem Character des jedesmaligen Monarchen ab. Ist dieser schwach und furchtsam, so wird er sich gängeln lassen; ist er ein Mann von Energie, so führt er eine Revolution herbei, welche die verschiedenen Gewalten wieder ins Gleichgewicht stellet. Ohne Zweifel ist eine Constitution fehlerhaft, die den Zunder einer solchen Revolution in sich trägt. Frankreich bietet in dieser Hinsicht weit erfreulichere Aussichten dar; denn was dort allenfalls noch mangelhaft befunden würde, kann leichter verbessert werden. Möge Frankreich, das Herz von Europa, Jahrhunderte lang vor neuen Erschütterungen bewahrt bleiben, denn wenn der Schlag des Herzens stockt, so leidet der ganze Körper an Krämpfen. Fürs Erste dürfen wir den Franzosen mit dem Dichter Lucan zurufen:

nitissima sors est regnorum sub rege novo.

Berichtigung eines Aufsatzes über die Schweiz, im Preussischen Correspondenten. *)

Man liest in dem preussischen Correspondenten, einer sonst äusserst schätzbaren Zeitung, und aus demselben auch in dem allgemein beliebten

*) Da diese Berichtigung schon an und für sich sehr interessant ist, und noch überdies zum Einrücken dringend empfohlen worden, so trägt der Herausgeber kein Bedenken sie mitzutheilen.

liebten österreichischen Beobachter vom 3ten Februar, einen Artikel über die heutige Lage der Schweiz, der so auffallend als notorisch falsche Thatsachen enthält, daß es schwer zu begreifen ist, wie Herr Staatsrath Niebuhr, der sonst in anderer Rücksicht Sachkenntniß zeigt, sie mit solcher Zuversicht in die Welt schreiben konnte. Das Interesse der Wahrheit und die Ehre der Geschichte, welche sonst alle Glaubwürdigkeit verliert, erfordert es wenigstens, diese Behauptungen zu widerlegen und dann das unpartheiische Publikum urtheilen zu lassen. Es ist wahr, daß man sich zu Bern darüber beschwert, daß die Zürcher Tagsatzung, aus den Deputirten der Mediations-Regierungen hervorgehend, ohne Vollmacht, ohne vorläufige Mittheilung, ohne Uebereinkunft, ohne Vertrag die neuen Cantone als eidgenössische Stände einberuft, daß eine Versammlung, welche die Mediations-Acte aufhebt und den Geist der alten Bünde anspricht, dabei anfängt, diese Bünde, und namentlich die berühmte von Niklaus von der Flühe gestiftete Stanzer-Verkommniß in ihren ersten Verpflichtungen zu verletzen, und einem ihrer ältesten Mitstände, den sie zu schützen verpflichtet wäre, die Seinigen entzieht, ihm seine Rechte und sogar seine theuer erkauften Besitzungen abspricht. Es ist ferner wahr, daß Napoleon allein diese neuen Cantone geschaffen hat. Denn wie Herr Niebuhr selbst richtig bemerkt, unter der revolutionären absoluten Unität von 1798 waren die sämmtlichen sogenannten Cantone nichts weiter, als

willkührliche Departements der Helvetischen Republik; die drei Urstände wurden in eines zusammengeschmolzen, das Gebiet der Stadt Bern in viere zerspaltet, neue errichtet, deren seltsame Namen seither verschwunden sind, wie z. B. Sentis, überhaupt die ganze Schweiz ohne Rücksicht auf landesherrliche Rechte und Besitzungen gleich einem Schachbrett eingetheilt und dabei noch deutlich festgesetzt, daß diese Cantone keine Grenzen haben, bloße Eintheilungen seien, die durch jedes beliebige Gesetz geändert werden können und mehrmals geändert wurden. Auch im Jahre 1801 war die sogenannte Cantonal-Verfassung noch gar nichts bedeutendes, nicht mehr als vorher; den Schein von Bedeutenheit hatten sie blos ihrem Widerstand gegen die Helvetische Regierung, einer Art von beginnender Insurrection zu danken, und zum Theil auch der alten Gewohnheit, welche von den wechselnden Constitutionen nicht ausgerottet werden konnte. Im Jahr 1802, wenige Tage nach dem Abzuge der Franzosen, brach jene Insurrection völlig aus, zuerst in Schwyz und plötzlich darauf in dem jetzt getrennten, damals aber so brüderlich mit uns vereinten Aargau. Da ward von den Häuptern der Insurrection die Tagsatzung von Schwyz zusammenberufen, um das Ganze zu leiten und der falschen Helvetischen Einheit die wahre Eidgenossenschaft entgegenzustellen; aber es ist durchaus falsch, daß auf dieser Tagsatzung, welche der Verfasser des Artikels selbst die freiste und würdigste National-Handlung der Schweizer nennt, alte und neue Cantone

tone ohne Unterschied mitgestimmt hätten. Graubündten und St. Gallen (damals kein Canton) wurden als ehemalige alte Stände einberufen, Thurgau, weil es zu der Insurrection geholfen hatte; Aargau und Waadt erschienen nie dabei. Aargau half damals am eifrigsten den Bernern zu ihrer Herstellung; 19,000 freiwillige Unterschriften hatten sich schon früher für die Wiederanschließung an Bern erklärt; die Waadtländische Verwaltung allein, obschon auch dort schon acht Monate vorher bei 18,000 Stimmen sich für die Vereinigung mit Bern geäussert hatten, trennte sich von der ganzen Schweiz, nahm die Parthei der verdrängten Helvetischen Regierung und rufte die französischen Truppen zu Hülfe, welche bald darauf das zweitemal das ganze Land überschwemmten und die ehrwürdigsten Alt-Schweizerischen Magistráte in Kerker warfen und gleich Missethätern behandelten. Es ist also durchaus nicht wahr, daß die neuen Cantone im Jahr 1802 seien anerkannt worden, vielweniger daß die Berner dazu geschwiegen, ja Alles durch ihren Beitritt bekräftigt hätten.

Nun erschien die sogenannte Mediations-Acte, die von der Schweizerischen Nation nie freiwillig angenommen, sondern ihr gleich dem Gesetz eines Eroberers zur Befolgung zugestellt ward. Man achtete der verdrängten souverainen Städte und Länder so wenig, daß man sie nicht einmal um ihre Einwilligung ansprach, welche sonst auch von den kleinsten besiegten Feinden gefordert wird. Diese Me-

diations-Acte war ihres Namens und Scheines ungeachtet doch nichts anders als der einseitige Triumph der Revolutions-Parthei, deren Prinzipien wenigstens gänzlich bestätiget wurden, und näherte sich nur dadurch dem Alten, daß sie die gewesenen Cantone, welche bisher nur Departements waren, in ihrem Innern unabhängig erklärte, ihnen neue Constitutionen vorschrieb, und unter mildern Verhältnissen sie blos durch eine sogenannte Föderal-Acte verband. Sie allein hat eigentlich die neuen Cantone geschaffen, insofern man dieselben als für sich bestehende Stände der Schweiz betrachtet. Aber auch diese Cantons-Eintheilung war blos willkührlich nach den Launen des Consuls. Das Wallis riß er von der Schweiz ab, Oberland und Sentis wurden aufgehoben, aus letzterm St. Gallen geschaffen und Appenzell hergestellt, das Rheinthal, von welchem Herr Niebuhr redet, war nie ein Canton, sondern nur ein Distrikt von Sentis, wie jetzt von St. Gallen. Die Veränderung der Verfassung, d. h. die Unterjochung der alten Souverains abgerechnet, blieb den übrigen Cantonen ihr ehemaliges Gebiet, einige gewannen noch dazu, Bern und Uri verloren allein; das erstere, mehr als kein anderes beraubt und verarmet, ward in allen Vortheilen zurück, in den Beschwerden oben an gesetzt. Seine dringendsten Vorstellungen, der Wunsch des ganzen Landes selbst, welcher noch durch die eifrige Mitwirkung an der Insurrektion von 1802 so authentisch ausgesprochen ward, vermochte ihm nicht einmal das Aargau

zu retten; die Stimme des Volks galt nie, wenn sie auch für uns war, und ward nur hervorgestellt, wenn sie gegen uns schien. Vielmehr wurden noch andere Theile des uralten Berner Gebiets abgerissen, um sie zum Aargau zu schlagen, und dieser neue Canton mit der katholischen Grafschaft Baden, und den freien Aemtern und dem Frikthal vergrößert, welche Bern keinesweges anspricht. Es ist bekannt, daß nur einzelne entschiedene Anhänger der Revolution, die während der Helvetischen Republik eine Rolle gespielt hatten, die Abtretung des Aargau zu Paris durchgesetzt haben, nicht damit das Volk freier sei, denn es ist nicht freier als im Canton Bern, sondern um über dasselbe ungetheilt und ausschließend herrschen zu können. Auch kann man zu Bern in alle Straßen und Häuser gehen, man wird zwar Schmerz und Trauer über den Verlust des Aargau, aber keinen Haß gegen die Aargauer finden; wir wissen, daß die Trennung nicht ihr Wille war, daß wenigstens ihr Herz uns nicht entfremdet ist. Auf der andern Seite riß die Mediations-Acte auch sogar für den Canton Waadt noch neue Theile des uralten Berner Gebiets ab, solche, die ihm selbst während der Revolution verblieben waren, auf daß wir überall geschwächt, von alten Freunden isolirt, ohnmächtig zwischen zwei Feinden stehen müssen.

So lebte Bern zehn Jahre, zwar nicht ohne schmerzliches Gefühl des erlittenen Unbills, aber gelassen, und hat auch während dieser Zeit Niemand in seinen wohl oder übel erworbenen

medi-

mediationsmäßigen Rechten beleidigt. Kann man es ihm verdenken, wenn es bei der allgemeinen Wiederherstellung Europens, bei abgeschaffter Mediations-Acte, bei gegebenen Hoffnungen selbst sich schmeichelte, wieder zum Besitz seines ihm gewaltsam entrissenen, niemals abgetretenen Gebiets zu gelangen, und wenigstens gegen die einseitigen Verfügungen der Zürcher Versammlung protestirt. Wären die Departements des aufgelößten Königreichs Westphalen Cantone genennt worden: würden wohl die wiederhergestellten Souveraine von Hessen, Braunschweig, Hannover und Preussen, die bisherigen Präfekten und administrativen Behörden als unabhängige Staaten anerkennen wollen? Die republikanische, nicht so genau bekannte Verfassung der Schweiz, ist allein Schuld, daß man die vollkommene Aehnlichkeit zwischen jenen Verhältnissen und den unsrigen nicht einsehen will.

Die Schlichtung unserer Sache dürften wir also kühn unpartheiischen Schiedsrichtern überlassen, wofern diese Schiedsrichter nach dem wahren natürlichen Recht, oder nach Urkunden und Verträgen, und nicht nach revolutionärer Willkühr urtheilen wollen. Wir bitten indeß die deutschen Gelehrten, die wahre Verfassung der Schweiz nicht in den vom Jakobinismus entstellten, seit zwanzig Jahren geschriebenen Büchern, sondern z. B. nur in ihrem ehrwürdigen Büsching zu studiren, jenem klassischen Werke, welches die natürlichen Verhältnisse der Europäischen Souverains mit ihren Völkern so unnachahmlich klar darstellt,

jenem

jenem Monument des rechtlichen Zustandes von Europa, wie er vor der französischen Revolution existirte und noch jetzt in vielem zu Rathe gezogen werden könnte. Herr Niebuhr erkennt zuletzt selbst, daß Waadt und Aargau gewaltsam von Bern getrennt worden seyn, und „zwar durch eine Macht, deren sämmtliche „Schöpfungen wir mit ihm gern bis auf das „letzte Andenken vertilgt sehen möchten.“ Aber er macht uns dagegen andere Vorwürfe, und kommt zuletzt selbst auf die grundfalsche eigene Anerkennung zurück: „Wir sollen früher schon „die Privilegien und Gerechtsame „jener Landschaften nicht geachtet, „ja gar gebrochen, und nicht im „Sinn der alten Verträge geherrscht „haben.“ Solcher Vorwurf ist uns warlich noch nie im Ernst gemacht worden, und dürfte schwerer als kein anderer zu beweisen seyn. Nirgends werden dergleichen Privat- und Corporationsrechte heiliger als in Republiken beobachtet, theils weil in denselben Neuerungen überhaupt schwer durchzusetzen, und viele Regierungsglieder selbst an jenen Rechten interessirt sind, theils weil die Unterthanen durch mannigfaltige Verbindungen mit der regierenden Classe stets darin ihre mächtigen Beschüzzer haben. Aber weiß dann Herr Niebuhr nicht, daß gerade jene Privilegien, Gerechtsamen und Verträge, welche die wahre Freiheit der Völker ausmachen, den französischen Jakobinern und ihren Anhängern ein Stein des Anstoßes waren, daß sie dieselben eben so sehr als die Souveraine selbst haßten, und daß sie

daher

daher im Augenblick der Revolution mit einem Schlag vernichtet worden sind, alldieweil sie vorher Jahrhunderte lang aufrecht erhalten blieben? Ist es ihm nicht bekannt, daß die Berner Regierung die einzige war, welche selbst während der Mediation allen Städten, Landschaften und Gemeinden ihre Rechte und Verfassungen wieder gab, so weit sie nur immer mit den Fesseln der Mediation verträglich waren, daß sie noch jetzt die erste und einzige ist, welche sie allen im vollem Maaß wieder anbietet, und die Gerechtigkeit nicht nur für sich, sondern auch für andere will. — „Unser Regiment sei immer mehr und „mehr oligarchisch geworden." Gerade das Gegentheil; seit Jahrhunderten hat Bern mehr als keine andere schweizerische Stadt mit Kraft und Erfolg gegen die mögliche Oligarchie, d. h. gegen das drückende Uebergewicht mächtiger Geschlechter oder weniger Optimaten gekämpft. Vor dem französischen Direktorio und seinen Libellen kam es Niemand in Sinn, uns diese Benennung zu geben, und man muß sich wundern, daß Herr Niebuhr nun nach 16 Jahren die Schimpfworte französischer Unwissenheit wieder aufwärmt. — Wir hätten uns gegen die Lehre verstockt, daß, um eine Verfassung zu erhalten, sie auf ihre Grundlage zurückkehren müsse. Diese Grundlage war theils die gesammte Bürgerschaft von Bern, von welcher ihre berühmteren Geschlechter auch einen Theil und zwar den vorzüglichern ausmachen, theils die Erwerbungstitel und die

Ver-

Verträge mit den verschiedenen Theilen ihres Gebiets. Beide sind seit vielen Jahrhunderten unverändert geblieben wie der Felse der Natur. Die erstere ist einer Stärkung und Erweiterung fähig, das angeblich engherzige Bern war das erste, welches schon vor der Revolution sein mit so vielen Vorzügen begabtes, damals keinem Orden weichendes Bürgerrecht öffnete, alldieweil selbst die geringsten Munizipalstädte das ihrige so eifersüchtig verschlossen hielten. Auch jetzt ist es wieder das erste, welches die Aufnahme in dasselbe unter noch viel leichtern Bedingungen, als vormals, gestatten will. Bern wünscht nichts anders, als was der Verfasser des Artikels lehrt, daß der gesunde Verstand herrschen möge, allenthalben auf der Grundlage der alten Verfassungen zu bauen. — Patrioten, sagt Herr Niebuhr ferner, hätten uns dringend gewarnt. — Wir wollen nicht hoffen, daß er unter Patrioten die französischen Jakobiner und ihre Anhänger verstehe, welche jenen ehemals schönen Namen durch Mißbrauch entheiliget und geschändet haben. Diese warnen nicht, sie freuen sich vielmehr, wenn man Fehler begeht, und dadurch Vorwände zur gänzlichen Umstürzung giebt. Doch, wir sind freilich von wahren Patrioten gewarnt worden, aber in ganz entgegengesetztem Sinn: von weisen, nun in die Ewigkeit übergegangenen Staatshäuptern, die es innig beklagten, daß wir uns dem Abgrunde der Revolution näherten, statt uns von demselben zu entfernen; von den Treuen und Redlichgesinnten des

Lan-

Landes, die es oft mit Thränen bejammerten, daß die Regierung ihren eigenen Rechten nicht mehr zu trauen scheine, sich selbst und damit auch die Ihrigen verlasse (ein Vorwurf, der damals vielen Regierungen gemacht werden konnte); von den unterrichteten und heller sehenden französischen Emigrirten (gegen welche das Vorurtheil nun auch verschwunden seyn wird), die uns das kommende Unglück weissagten, und uns das Beispiel ihres Königs vorstellten, der auf das Schaffot gebracht worden, weil er weichherzig und gutmüthig dem sogenannten Zeitgeist nachgegeben, und seine Unterthanen zu Herren über sich selbst gesetzt hatte. — Herr Niebuhr scheint dennoch selbst zu gestehen, daß wenn den beiden abgerissenen Cantonen annehmliche Bedingungen der Vereinigung angeboten wären, wenigstens im Aargau guter Erfolg wahrscheinlich war. Wie soll man aber Bedingungen anbieten können, wenn eine Zürcher Tagsatzung durch ihren einseitigen Spruch, durch jene unbegreifliche Uebereinkunft vom 29sten December allen Unterhandlungen, allen Verträgen die Thüre schließt. Woher weiß der Verfasser, daß keine annehmlichen Bedingungen wären gemacht worden? Welch andere könnte man anbieten, als jedem Theil seine ehemaligen Rechte, Freiheiten und Municipal-Verfassungen wieder zu geben, das Bürgerrecht der regierenden Hauptstadt selbst zu öffnen, und mittelst dessen, oder vielleicht auch ohne dasselbe, die angesehensten Personen in die Regierung selbst zu ziehen, damit aber zugleich das Bürgerrecht zu verbinden,

den, geschehene Loskäufe und Verträge zu bestätigen, vielleicht selbst auf bekleidende Aemter so weit möglich Rücksicht zu nehmen u. s. w. Oder sollte dann ein solcher Vertrag gar nichts günstiges für uns und nur für andere enthalten?

Die seltsamste von allen Behauptungen des Herrn Niebuhr, ist diejenige, daß jeder Versuch, die alte Ordnung in der Schweiz herzustellen, nur Frankreich günstig wäre, man habe in den neuen Cantonen eben so großen Eifer gegen die Franzosen als in den andern gesehen. Die erstere dieser Behauptungen stimmt nicht mit der Fürstlich-Schwarzenbergischen Proklamation, die letztere nicht mit der täglichen Erfahrung überein. Wäre sie gegründet, so würde Napoleon die Insurrection von 1802 gewiß nicht gehindert, vielweniger die neuen Cantone geschaffen haben. Es springt doch in die Augen, daß diejenigen, welche durch Frankreich allein ihre Existenz erhalten haben, günstiger für dasselbe gestimmt seyn müssen, als diejenigen, die es um Ehre, Freiheit und Eigenthum gebracht hat. Baden und die italienischen Vogteien insurgirten seiner Zeit gegen die Helvetische Republik und gegen die Beleidigungen der katholischen Kirche; auch ist es allerdings richtig und lehrreich, daß diese Unterthanen ehemaliger gemeinen Herrschaften, die sich am meisten zu beklagen gehabt hätten, dennoch weit weniger revolutionair gesinnt waren, als die Bewohner des freisten und blühensten Landes auf dem Erdboden, der bernerischen

Waadt,

Waadt, die nur aus Uebermuth des Glücks ihren rechtmäßigen Landesherrn nicht mehr ertragen konnte. Aber wo hat denn der Verfasser in den Cantonen Aargau und Waadt den vorgeblichen Eifer gegen die Franzosen gesehen? Bestand er etwa darin, daß die Aargauer, so wie die Lausanner und St. Galler Zeitungen stets die auffallendste Partheilichkeit für Frankreich bewiesen, und alle Siege der Alliirten zu verschweigen und zu verkleinern suchten, daß die Aargauer Regierung noch nach der Schlacht bei Leipzig die Conscription für die französischen Regimenter einführen wollte, wogegen die braven Frikthaler fragten: ob das die gepriesene Neutralität sei? Oder hat etwa die Waadt ihren Eifer gegen die Franzosen dadurch bewiesen, daß sie dieselben Anno 1802 wie Anno 1798 ins Land rufte, und dadurch namenloses Unglück über die Schweiz gebracht hat, daß sie bei jeder Gelegenheit ihre Dankbarkeit gegen Napoleon nicht laut genug erheben konnte, daß die Offiziere der neu französischen Schweizer-Regimenter größtentheils oder wenigstens über alles Verhältniß mit den übrigen Cantonen, aus Waadtländern bestehen, alldieweil so viele Berner in englischen, russischen, österreichischen, preussischen und baierischen Armeen dienen? Ist es etwa den österreichischen Militair-Behörden nicht bekannt, daß man ganz neuerlich zu Lausanne unter offenbarer Connivenz der Regierung französische Gefangene befreite, und die österreichische Eskorte mißhandelte, daß man sich zu Morsee wieder mit Gewalt der

Requi-

Requisition von Cantonen zur Belagerung der nächstgelegenen französischen Festungen widersetzte, alldieweil Bern die seinigen mit Munition und Bespannung so freudig und willfährig hergab. Man frage die alliirten Truppen, wo sie am besten empfangen worden, wo sie die freudigsten Gesichter gesehen haben, ob in den neuen Cantonen oder in den alten und vorzüglich in der Hauptstadt Bern und ihrem Gebiet. Was die ehemaligen französischen Pensionen betrifft, so flossen sie wenigstens nicht nach Bern, und das Grundgesetz, welches Herr Niebuhr gegen die Annahme von ausländischen Pensionen wünscht, existirte nicht nur schon längst in Bern, sondern ward auch mit heiliger Gewissenhaftigkeit beobachtet.

Von den ehemaligen gemeinen Herrschaften Thurgau, Rheinthal, Sargans, Baden, den italienischen Vogteien u. s. w. wollen wir nichts beifügen, wiewohl auch hier viele herrschende Irrthümer zu widerlegen und vorzüglich zu erinnern wäre, daß sie das einzige fortdauernde Band der Eidgenossenschaft ausmachten. Ohne diesen bleibenden Gegenstand des Zusammenhaltens würde die Eidgenossenschaft gleich vielen andern ähnlichen Bünden längst auseinander gegangen seyn, so wie auch die niederländische Union ohne die Generalitäts-Lande wohl schwerlich so lang dürfte bestanden haben. Ein solch natürliches Band ist besser, als die von einem einzelnen verbündeten Ort aufgedrungene Oberherrschaft. Bern wird aber jedem Schweizerischen Thal seine alten innern Einrichtungen herzlich gönnen, und

wenn

wenn es zur Ruhe der Schweiz beitragen kann, sogar alle seine Ansprüche auf jene gemeinsamen Herrschaften willig aufopfern.

Uebrigens wird die Vorsehung entscheiden, ob es auch die ihm durch die Revolution entrissenen Theile seines Gebiets verlieren oder wieder erhalten solle; allein es liegt ihm am Herzen, daß seine Rechte und sein Betragen doch nicht in der öffentlichen Meinung entstellt werden. Ihm ist noch mehr an seiner Ehre, als an seinen Besitzungen gelegen, und wenn es auch der einzige Schweizerische Stand seyn sollte, welcher sich der allgemeinen Herstellung nur für andere und nicht für sich selbst erfreuen könnte: so wünscht es wenigstens derselben würdig zu heißen und seinen guten Namen auf die Nachwelt zu bringen.

Verschiedene Denkungsart verschiedener Nationen.

Dreißig Jahre lang hatten die Spanier und Engländer im tiefsten Frieden mit einander gelebt, als 1655 Cromwell ohne irgend einen Vorwand Spanien angriff. Mehrere See-Offiziere, sagt Hume, machten sich ein Gewissen daraus, in diesem Kriege zu dienen. „Nach ihrer Meinung war kein „Be-

„Befehl ihrer Obern vermögend, einen Krieg „zu rechtfertigen, der den Grundsätzen na„türlicher Billigkeit entgegen lief, und den „die bürgerliche Obrigkeit zu befehlen kein „Recht hatte.“ Sie nahmen ihren Abschied. — Auch wir haben Spanien, durch den Cromwell unserer Zeit, auf gleiche Weise angreifen sehen, aber nicht erfahren, daß ein Offizier deshalb seinen Abschied genommen hätte. — Es drängt sich hiebei noch eine andere Betrachtung auf. Wenn wir auch keinesweges zweifeln wollen, daß der blinde Gehorsam des Soldaten zu seinen Pflichten gezählt werden muß; so scheint es doch auffallend, daß nicht alle Staats-Beamte einer gleichen Pflicht unterworfen sind. Wenn zum Beispiel der Fürst einem Richter eine Ungerechtigkeit zumuthet, und dieser nicht gehorcht, so handelt er rühmlich. Worin unterscheidet er sich denn von dem Soldaten? Dieser soll für die Sicherheit des Staats das Schwerdt führen, Jener das Gesetz handhaben; beider Zweck ist derselbe.

Berichtigung.

Der Aufruf an Deutsche Fürsten ist von mehrern Buchhändlern nachgedruckt wor-

worden, unter dem Namen des Herrn Kriegs-Rath Genz; sogar in Litteratur-Zeitungen habe ich ihn unter diesem Namen angezeigt gefunden. Ob es mir nun gleich nicht unrühmlich ist, wenn bei einer meiner anonymen Schriften Herr Genz als Verfasser genannt wird, so ist er selbst doch zu reich an weit trefflichern Producten seiner Feder, und ich bin zu eifersüchtig auf jedes Scherflein, welches ich zum Gelingen der guten Sache beitragen konnte, als daß ich nicht hier nochmals erinnern sollte, daß dieser Aufruf im Februar des vorigen Jahres, auf Veranlassung des Herrn Grafen von Wittgenstein, von mir geschrieben wurde.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 12.

Ueber einen Zeitungs-Artikel im Journal des Debats.

Wer den Charakter einer Nation kennen will, der lese nur ihre Zeitungen. Dieser richtige Maaßstab macht sich von selbst; denn soll eine Zeitung vom Volke gern und viel gelesen werden, so muß sie den Charakter dieses Volks ansprechen; thut sie das nicht, so geht sie bald zu Grunde; die bleibende hingegen wird den begehrten Stempel tragen. So erklärt sich der steife Ernst der, wenigstens vormals, in den deutschen Zeitungen herrschte, die kecke Freimüthigkeit der englischen, und die Ruhmredigkeit der französischen. Wer gedenkt hier nicht der berüchtigten Bülletins, die bei keiner andern Nation so geschrieben werden konnten. Aber selbst in unsern Tagen, wo Gott sei Dank keine Bülletins mehr geliefert werden, darf man nur ein französisches Zeitungsblatt in die Hand nehmen, um zu wissen woran man mit dieser Nation ist. Man lese z. B.

im

im Journal des debats den Aufsatz eines gewissen Dussault über die Worte, welche Kaiser Alexander der Großmüthige zu dem französischen Senate sprach: „Empfangen Sie „den Preiß“ (so spricht Hr. Dussault) „einer „so huldreichen Güte: Sie sind gefühlt worden; Sie sprechen zu einem Volke, welches „Sie versteht; Sie sind in der Mitte einer „Nation, welche tiefe Empfindungen für alle „Gattungen des Verdienstes hat, und vor „den wahren Richtern aller Arten „von Ruhm. Genießen Sie, Fürst, in dem „neuen Athen, welches imponirender ist als „das alte u. s. w.“

Lächeln muß man über diese ungeheure National-Eitelkeit, doch überraschend ist sie nicht. Dem Herrn Dussault schwebte vermuthlich der griechische Alexander der Zerstörer vor dem Gedächtniß, der dabei so kleinlich eitel war, daß er auf das Lob des Volks von Athen einen hohen Werth legte. Wie wenig kannte er Alexander den Wiederhersteller! Welch eine gemüthliche Keckheit gehörte dazu, um einem siegreichen Monarchen — der in Rußland angebetet, in Deutschland so herzlich bewundert wurde — so ganz vertraulich zuzurufen: jetzt erst stehen Sie vor den wahren Richtern des Ruhms! jetzt empfangen Sie den Preiß, denn jetzt werden Sie gefühlt, jetzt werden Sie verstanden. Es ist wohl kaum möglich, die Verachtung gegen alle andere Nationen deutlicher und bitterer auszudrücken. Es heißt mit andern Worten gradezu: Ihr Russen, ihr Deutsche, ihr fühlt nicht, ihr versteht nicht; zu uns mußten

ten Eure Monarchen erst kommen, um den Preiß ihrer Thaten zu empfangen; denn ihr könnt keinen Ruhm ertheilen, weil wir die wahren Richter aller Arten des Ruhmes sind. — Und in welchem Augenblick ist Hr. Dussault der Dollmetscher einer solchen National-Eitelkeit? — in einem Augenblicke, wo es in Deutschland keine Richter, sondern nur Theilnehmer des erworbenen Ruhmes giebt; in einem Augenblicke, wo noch jede französische Wange schaamroth von dem Ruhme ist, den die Lippe so lange dem Korsen zugejauchzt hat! — Ihr wahren Richter des Ruhmes! gedenkt Eures Maire, der einst zu diesem Korsen sprach: „Gott schuf Buonaparte und ruhte aus.“ — Ob der brave Mann wohl noch lebt? er müßte Präsident werden im Tribunal des Ruhmes.

Winke zu Erweckung des Nachdenkens.

Seit Jahrhunderten haben die englischen Staatsmänner es als höchst gefährlich für England betrachtet, wenn die Niederlande von Frankreich besessen würden. Als unter Carl dem Zweiten diese Befürchtung eintrat, überreichte das Parlament 1676 dem Könige eine Adresse, in welcher es laut erklärte: „Das Volk sei über die Eroberungen der „Franzosen in den Niederlanden äusserst „bestürzt.“ Und obgleich der Hof diese Adresse sehr ungnädig aufnahm, so wurde doch

doch acht Tage später der König aufs neue förmlich gebeten, keinen Traktat mit Frankreich einzugehen, der diesem Reiche eine größere Macht gestatte, als im pyrenäischen Frieden ihm zugestanden worden.

Der berühmte Baco sagt in seinen Briefen an die Königin Elisabeth: „England hat seine Größe der Freiheit zu danken, und dadurch alle Nationen überflügelt. England hat allen Nationen Wege und Mittel gelehrt, wie sie zur Größe gelangen können. England muß aber auch stets zu verhüten suchen, daß keine andere, um die Seeherrschaft buhlende, Nation im Stande sei, das Gleichgewicht gegen England wieder herzustellen. Es muß vor allen Dingen bei andern Nationen den Trieb zur Freiheit ersticken; denn so bald dieser rege würde, so könnten alle Schätze Indiens den Verlust für England nicht ersetzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sind wir wieder frei?

(Eingesandt.)

Die Wahrheit, in der nur Leben, ohne die nur Tod ist, und die mit Tiedge gesagt: „die einzige Pforte ist, welche zum Himmel führt“

ist

ist freilich lange genug in schweren Fesseln einhergegangen. Aber sie ist erlöst worden durch viele, schwere Opfer, von diesen schimpflichen Banden. Die Zeit der schimpflichsten Erniedrigung ist vorüber, wo kein männliches Wort über Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, ohne Kerker und Füsiladen befürchten zu müssen, gesprochen werden durfte; — wir sind wenigstens nicht mehr einer uns fremden Gewalt, ihren Mißhandlungen und Herabwürdigungen ausgesetzt. Dies wäre doch also schon ein großer Schritt zur wiedergewonnenen Freiheit!

Aber um zu sagen: Wir sind wirklich wieder frei! was würde dazu wohl noch gehören? — Nichts weiter, als was das göttliche Gesetz der Natur und der Menschheit haben will.

Einmal: daß der aufs neue geöffnete Weltverkehr der Völker, auch von mannigfaltigen andern drückenden Fesseln, wieder befreiet werde. — „Handels-Freiheit, meint Jean Paul Richter, ist ohne Handelns-Freiheit, Nichts oder Gift“ — und er hat Recht.

Fühlen müssen es die besten Fürsten, daß die vielen Beschränkungen, Einengungen und Erschwerungen der Handels-Freiheit im Innern, unnatürlich sind; daß sie den Gemeingeist tödten, den Weg bahnen öffentliche und Privat-Moralität zu verbannen, Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit in Schlauheit, Ueberlistung und Betrug zu verwandeln. Nirgend müssen sich die Motive aller Einrichtungen und Maaßregeln

regeln klarer, reiner aussprechen als in Beziehung auf den Handel; denn hier stehen die wichtigsten Güter des Menschen, freier Lebensgenuß, ungehemmter Gebrauch physischer und geistiger Kräfte, freie, unbeengte Benutzung des Eigenthums, nach vorher erfüllter Verpflichtung in Beziehung auf die Forderungen des Staats, auf dem Spiele; hier werden also die zartesten Saiten des menschlichen Gemüths berührt, und alle harte, gewaltsame Maaßregeln empören des Menschen Gefühl. —

Ferner: daß auch der Gedanken-Austausch durch Wort und Schrift ungehindert sei und bleibe. Nichts müsse ihn stören. Jeder müsse bescheiden aber freimüthig laut reden fürs allgemeine Wohl, so wie Jeder geben muß, wer Geld hat; jeder muß, so wie er's nach seiner Gabe vermag, belehren, warnen, trösten und beruhigen. Gott hat den Menschen zum Mittheilen geschaffen. Alles auf dieser Erde soll auf einander wirken, nichts isolirt da stehen. Wer diesen Umlauf hemmt, kerkert den Menschen in Sich Selbst ein, und verarmt ihn; man benimmt dem Einen sein Brod, dem Andern seinen Verstand, und wird der Henker des Wohlstandes und der Cultur. —

Endlich: daß überhaupt kein großer Druck von Aussen, kein Egoismus von Innen, die Thätigkeit des Bürgers und den Wohlstand störe — daß Ordnung, Sicherheit und Achtung des Eigenthums — Liebe für Religion und Sittlichkeit überall zurückkehre. —

So

So müsse tapfer und muthig zu Ende geführt werden der große, heilige Krieg für Freiheit; und dann erst können und wollen wir ausrufen mit dem seligsten Gefühl:

Wir sind wirklich wieder frei!

Urtheile, Bemerkungen, Ansichten,

welche Dumouriez vor zwanzig Jahren niederschrieb, und die zum Theil als Prophezeihungen gelten können.

Die Kunst zu prophezeihen (nemlich in der Politik) ist nur eine Art von Rechenkunst. Wer die Menschen kennt, die Geschichte liest und dabei etwas Combinations-Gabe besitzt, der wird ziemlich richtig voraus sehn was geschehen wird. Nur wann es geschehen wird, das ist schwerer zu bestimmen. Gleichwie ein guter Arzt Genesung oder Tod des Kranken mit ziemlicher Gewißheit vorhersagt, jedoch die Stunde des Todes oder den Tag der Genesung nicht bestimmen kann; eben so der geistvolle Beobachter in der hitzigen Volkskrankheit, Revolution genannt. — Als der menschenfreundliche Wieland — (Herr! vergib ihm, er wußte nicht was er that!) — einst den

den Wink hinwarf, daß mit Buonaparte's Wahl zum Oberhaupt des Reichs die französische Revolution wohl endigen könne; da hatte er sich ein solches Ende aus der Geschichte abgezogen; er combinirte, daß bei einer Nation wie die französische, es über lang oder kurz so kommen müsse; allein er nannte Buonaparte gewiß nur Beispielsweise, und ahnte selbst keinesweges, daß seine Weissagung so schnell in Erfüllung gehen würde.

Ein bewegtes Volk ist ein vom Sturm aufgeregtes Meer. Wer die See zum Erstenmal und gleich mit aufgethürmten Wellen erblickte, ohne sonst mit ihr bekannt zu seyn, der würde schaudernd alle Schiffe die er kreuzen sieht verloren geben; wer aber das Meer schon oft nach dem Sturme spiegelglatt gesehen, oder von Seefahrern gelernt hat, daß dies Ereigniß unausbleiblich ist, der kann leicht am Ufer stehend, die Zuschauer vertrösten, auch wohl den Wind bestimmen, der die Wellen ebnen wird, nur nicht den Augenblick der diesen Wind herbeiführt. Darum ließe sich wohl behaupten, es habe noch kein gescheiter Mann eine Prophezeihung ausgesprochen, die nicht eingetroffen wäre, oder eintreffen würde; bald oder spät, je nachdem die nächsten oder fernsten Ursachen seinem Geiste am hellsten vorschwebten. Darum werden gewöhnlich bei jeder großen Begebenheit Prophezeihungen hervorgesucht, die bisweilen ein halbes Jahrhundert vorher niedergeschrieben wurden und nun zum Erstaunen eingetroffen sind. Doch hatten diese Propheten sicher keine Di-

vina-

vinations-Gabe, sondern nur eine Combinations-Gabe, die Einzige die uns einen Blick in die Zukunft verstattet.

Dumouriez hat bekanntlich schon vor zwanzig Jahren eine politische Uebersicht des künftigen Schicksals von Frankreich drucken lassen, aus der wir einige Stellen ausheben, die in unsern Tagen neues Interesse gewähren.

„Die beiden jungen Prinzen von Oranien „haben die militairischen Tugenden ihrer Vor„fahren geerbt. Sind Fehler in der Regie„rung vorgegangen, so sind sie daran un„schuldig. Die unterdrückten Holländer wer„den einst in ihnen ihre Rächer sehen und die „unvermeidliche Wandelbarkeit der Revolution „wird sie diesen beiden jungen Helden wieder „zuführen, deren Namen die Geschichte auf „immer mit der batavischen Freiheit verbun„den hat.“ — Diese Weissagung ist eingetroffen.

„Wenn die Franzosen nicht so vernünftig „und gerecht sind, ihre Eroberungen wieder „herauszugeben, so werden sie alles Ungemach „auf sich laden, welches den Eroberer bela„stet; ein unaufhörlicher Krieg, werde er auch „noch so glücklich geführt, wird am Ende ih„ren völligen Ruin nach sich ziehen.“ — Eingetroffen.

„Der Graf von Provence“ (jetzt Ludwig der 18te) „hat sich seit 1788 bei jeder Gele„genheit gegen den Hof für die Nation er„klärt; er hat Neckern unterstützt, als dieser „die gleiche Repräsentation des Bürgerstandes

„vor-

„vorschlug. Er war Einer der Ersten, welche „den Bürger-Eid leisteten. — Zu einem rei„fen Alter gediehen, mit Kopf, Kenntnissen „und Erfahrung von Unglück ausgerüstet, ist „er mehr als ein Anderer vorbereitet, die Last „einer Krone zu tragen. Man darf nicht „fürchten, daß er suchen werde, mit Hülfe „der coalisirten Mächte, die Bedingungen ab„zuändern, welche die Nation ihm auflegen „wird. Nur so außerordentliche und schreck„liche Umstände konnten ihn zu der Würde „erheben, auf welche er sich nie mehr Rech„nung machen durfte. Sein eignes Interesse „und sein Nachdenken sind das Unterpfand „seiner treuen Anhänglichkeit an die Constitu„tion.“ — Eingetroffen.

„Die Franzosen haben den Freiheitsbaum „auf einen offenen Vulkan gepflanzt — sie „werden den Schlund der Sklaverei sich öff„nen.“ — Schrecklich eingetroffen!

„Die Regierenden müssen die öffentliche „Meinung um Rath fragen, denn wollten „sie dieselbe zwingen, so würden sie sich „selbst aufopfern und auf den Trümmern „würde der Despotismus mit allen Werk„zeugen der Rache herrschen.“ — Er hat geherrscht.

„Durch Einschränkung in ihre alten Gren„zen werden die Franzosen alle Verbrechen ih„rer Revolution austilgen, statt daß sie die„selben durch Eroberungen, die ihnen jetzt un„nütz, künftig gefährlich sind, auf den höch„sten Gipfel bringen; denn sie werden einen „Beweis liefern, daß Freiheit nur ein leerer

„Schall

„Schall und Gerechtigkeit nur ein Gaukelbild „ist und daß Raub und Usurpation die einzi„gen Grundsätze ihrer neuen Politik sind.“ — Endlich ist diese prophetische Warnung auch beherzigt worden.

An einer andern Stelle sagt Dumouriez: „Es ist nicht wahr, was man täglich im Con„vent behauptet, daß der Rhein, die Alpen „und die Pyrenäen vormals die natürlichen „Grenzen von Gallien gewesen sind. Bis zu „welchem Zeitpunkte will man hinaus gehen? „Bis zu Julius Cäsars Zeiten? Aber da„mals war das ganze französische Gebiet in „lauter kleine, föderirte Republiken, die be„ständig unter einander Krieg führten, getheilt „und das linke Rheinufer bewohnten deutsche „Ansiedelungen, die nie einen Theil von Gal„lien ausmachten.“

Hieher gehört auch eine Stelle aus dem Sendschreiben, welches der alte Weltbürger Sirach an den französischen National-Convent schickte: „Wie kann Frankreich auf einen aufrichtigen, dauerhaften Frieden rechnen, wenn es in den Herzen derer, mit welchen es Frieden schließt, den Schmerz eines Verlustes verewigt? es versetzt sich nur dadurch in die Lage eines Räubers, der seinen Raub Tag und Nacht bewachen muß. — Gesetzt, Europa könne darein willigen, daß Frankreich Flüsse und Meere, andern Staaten entrissen, sich zur Grenze setze; wer bürgt Europa dafür, daß Frankreich nicht von der Republik wieder in eine Monarchie übergehe? Je größer dann Frankreichs Umfang seyn wird, je schneller der

Ueber-

Uebergang von der Monarchie zum Despotismus. Und dann denke man sich einen tollkühnen Carl den 12ten auf den Thron zu Paris, so wird Europa aufs neue mit Blut und Elend überschwemmt.“ — Schrecklich eingetroffen!

Schreiben des Herrn Professors Zeune (Vorstehers der Blinden-Anstalt in Berlin) an den Herausgeber, über das Nibelungen-Lied.

Vorwort des Herausgebers.

Wenn ich diesen Brief unabgekürzt liefere, folglich auch von allen den freundlichen Aeußerungen über mich selbst nichts weglasse, so geschieht es fürwahr nicht aus Eitelkeit (obschon das Lob eines solchen Mannes dies Aftergefühl leicht erregen könnte), sondern um der Lesewelt zu zeigen, wie rechtliche Männer litterarische Streitigkeiten führen; nicht durch Achselzucken und Bemitleiden der Stumpfheit desjenigen der anders denkt und fühlt als sie; noch weniger durch Anpassung Schillerscher Gedichte, wie neulich ein matter Spasvogel gethan, sondern durch Gründe, kalt, männlich und höflich vorgetragene Gründe. —

P. P.

Schon als Knabe ein Bewunderer Ihrer Schauspiele, noch kürzlich in Berlin in Hinsicht Ihres

sehr

sehr geschätzten Volksblattes in einiger Berührung mit Ihnen gewesen, freue ich mich auch jetzt, Gelegenheit zu haben, durch Ihre, Gerechtigkeitsliebe anzeigenden Aufforderung, audiatur et altera pars, mich Ihnen zu nähern. Es betrifft die Nibelungen. — Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß, weit entfernt daß Ihr Aufsatz dem alten Liede Gegner erweckt hätte, vielmehr Ihre anziehende, geistreiche und witzig fröliche Darstellung ihm neue Leser verschafft hat, da Ihre Schriften allgemein gelesen werden. — Erstens ist es nicht Friedrich Schlegel, so viel ich weiß, sondern August Wilhelm, der es in Schulen eingeführt haben will. Aber er hat es bei weitem nicht zuerst gesagt. Vor dreißig Jahren sagte es Johannes Müller schon, dann ich im Thuiskon, dann Kohlrausch, hierauf erst A. W. Schlegel. Doch fällt mir ein, daß Schlegel es vielleicht mündlich in seinen Vorlesungen zu Berlin kann gethan haben. — Zweitens, was den Standpunkt betrifft, worauf man das Lied, wie selbst den Homer, betrachten muß, so geben Sie ihn selbst sehr richtig an, seine Alterthümlichkeit, also die geschichtliche Beziehung. Den scherzhaften Standpunkt von Seiten der Politik haben sehr viele für einen feinen Spott Ihrerseits auf Noch Jemand gehalten, und so genommen ist er meisterhaft. Aber dann hätten Sie dasselbe vom Homer sagen können, der in der Zeile: ουκ αγαθον πολυκοιρανη, εις κοιρανος εστω, die Ein- und Alleinherrschaft predigt. Die Nibelungen sind vielmehr eine gute Lehre gegen die Tirannen, indem jede Unbill sich darin

selbst

selbst straft; Brunhilds Uebermuth, Hagens und Gunthers Treuebruch, Chriemhildens Gewaltthat. — Jetzt beantworte ich die Einzelheiten Satz für Satz. — Siegfrieds Jugend-Trotz und sprudelnde Kraftfülle ist eben so beim Achilleus, nur bei diesem mit unedler Grausamkeit gemischt, z. E. bei Hectors Schleifung, Menschenopfern u. s. w. Siegfried ist auch edel, mild, sich für Freunde aufopfernd. — Siegfried erschlägt die Nibelungen-Fürsten, nachdem sie ihn zornig selbst angriffen, weil er den ungeheuern Schatz ihnen nicht schnell genug theilen konnte. Nun, da mußte er sich doch seiner Haut wehren. (Das konnte er aber thun, ohne den Schatz für sich zu behalten.)

Ihre Besorgniß, daß Jünglinge, die die Nibelungen kennen, roh gegen Feinde seyn würden, ist nicht bestätigt worden. Viele hundert studirende Jünglinge hörten dies Lied im Winter 1812 und 13, und haben sich musterhaft im Felde betragen, im Kampfe stark, in Ruhe mild. — Seite 148 ist die vorgerechnete Glückseligkeit eines Königs ja ein altdeutscher derber Spaß des Küchenmeisters Rumolt. Als eine größere Glückseligkeit wird in dem Liede überall gerühmt, recht reichlich schenken zu können, nach dem christlichen Ausspruch: Geben ist seliger denn nehmen. — Sie sagen, nach der Gerechtigkeitspflege werde wenig gefragt? Was thut denn Brunhild Zeile 2100 u. ff.?

„Schön und stark, mehr wird nie von ihm gerühmt.“ Also die edle Behandlung der Ge-

Gefangenen, die sehr von Buonaparte's Behandlung abstieht, die edle Aufopferung für seine Freunde, deren Kriege er ausficht, kommt nicht in Anschlag? — „1000 Mann gegen 40,000.“ Dies ist doch gewiß nicht napoleonisch. Da hätte es umgekehrt seyn müssen, 40,000 gegen 1000. — „Brunhild ein weiblicher Dragoner.“ Nun so ist Penthesilea furiens Aen. I. 491. pharetrata Camilla Aen. II. 649. nichts besser, ja Erstere ist sogar ein Dragoner-General, weil sie lauter weibliche Dragoner gen Troja führte. —

Brunhild springt zwölf Klafter weit. Das Mädchen auf dem Harz beim Mädchensprung noch weiter, und doch hat der letzte Sprung und die alte Sage so viele angesprochen. — Das Durchbläuen ist anstößig. Will man Alles aus dem jetzigen Bildungsstand betrachten, so ist das Schimpfen der homerischen Helden noch anstößiger. Achilleus nennt den Agamemnon einen Saufaus, Hundekopf, Hirschherz; Odysseus schlägt den Thersites nicht blos blau, sondern sogar roth, blutig. (Aber wenn die Liebe so gewaltig zart geschildert wird, wie anfangs in dem Nibelungen-Liede, so bildet doch das Durchbläuen der Geliebten nachher einen gewaltigen Contrast.)

Der Löwe ist anstößig. Ein eben solcher Verstoß gegen die Naturbeschreibung ist beim Herodot; Löwen in Griechenland, welche die Kameele gefressen haben. — „Siegfried hat mit dem Speer im Herzen gesprochen.“ Bei dem Tode des Epaminondas wird auch allgemein

mein angeführt, daß, so lange der Spar, d. h. unser Speer, in der Todeswunde gesteckt, Epaminondas gelebt und gesprochen habe. (Ja, aber die Todeswunde war nicht im Herzen, und Epaminondas saß oder lag, Siegfried hingegen lief einem gesunden Menschen nach, den die Furcht beflügelte, und holte ihn doch ein, und rang noch mit ihm, Alles mit dem Speer im Herzen.) — „Chriemhild 38 Jahr alt und noch schön.“ Ninon de l'Enclos war im 80sten Jahre noch so schön, daß ihr Sohn sich in sie verliebte. (Dies Geschichtchen ist längst widerlegt.) Und die nordischen Weiber halten sich länger als die südlichen. — „Donau-Nixen.“ Beim Homer Leukothea, auch darin den Donauweibern ähnlich, daß sie wie ein Wasserhuhn aufs Schiff sich setzte. (Nibel. Vogelee.)

„Der vierte Theil ist ein Todtschlagen.“ In der Ilias ist die Hälfte ein Todtschlagen. (Ja, aber durch das Ganze zerstreut, nicht hintereinander fort.) — „Hundertmal dieselbe Wendung.“ Ganz dasselbe, was beim Homer die Kehrzeilen, d. h. diejenigen Zeilen, welche ganz Wort für Wort wiederkehren, und die nicht selten sind. (Leider nein! aber ists auch schön?) — „Schöne Kleider.“ Auch beim Homer werden eben so ausführlich Kleider, Waffen, Hausgeräthe u. s. w. beschrieben. Dies ist sowohl geschichtlich anziehend, als belebt die Erzählung durch die Einbildungskraft. Ein trockenes Gedicht von blos geistigen Sittensprüchen spricht das Volk nicht an. Das hat man bei vielen philosophischen

Gedichten

Gedichten Hallers gesehen. (Es giebt eine Mittelstraße.) — „Der Auftritt in der Hochzeitkammer ist obscön.“ Man sehe nur Homer z. E. 3, 441 u. ff. das ist noch viel üppiger, und doch wird Homer in Schulen gelesen. Im alten Testament sind noch viel üppigere Sachen. — „Die Nibelungen ein römischer Steinhaufen. Homer ein Coliseum.“ Der Vergleich ist nicht ganz passend, denn das Nibelungen-Lied ist ein Ganzes, also kein Steinhaufe. Aber es ist ein ruhiges, schwerfälliges, gothisches Gebäude, ein deutsches, kein römisches; Homer ein leichter jonischer Tempel. Die Nibelungen eine nordische Eiche, Homer eine schlanke Palme. Aber wer mag bestimmen, ob Erwins stolzer Bau, der Münster zu Strasburg, oder das Homerion zu Smyrna, ob die Stephanskirche zu Wien, oder der Tempel auf Sunium schöner war? — Kurz alle Gründe gelten auch gegen den Homer, ja die Bibel, denn überall kommen edle und grause Thaten vermischt vor. Das ist aber auch recht. Inspicere tanquam in speculum, bildet mehr als trockene Weisheitssprüche. Die Kinder müssen sich an harten Dingen die Zähne durchbeißen, nicht an der weichen Mutterbrust. (Diese harten Dinge müssen aber nicht mit giftigen Farben bemalt seyn.) Die Gastfreundschaft, die große Ehrfurcht vor den Frauen, (die man gelegentlich durchbläut) — wie bei Homer die Helden nach den Vätern, werden sie hier nach den Müttern benannt, Mutterliebe war Al-

les — die Großmuth, z. B. zwischen dem grimmen Hagen und Rüdiger beim Kampf (gleich Glaukus und Diomedes, Homer Iliade 6.) ist doch auch nicht zu verkennen, und Chriemhildens Abschied giebt doch Andromachen's Abschied beim Homer nichts nach. Wie zart ist der erste Liebesgruß und Giselhers Verlobung. (Wahr.) Ihr natürlicher gesunder Sinn wird doch gewiß das auch fühlen, Ihr deutscher Sinn wird doch das Deutsche nicht verschmähen und das Fremde bewundern, (bewahre Gott!) Ihr gerechter Sinn wird meine Gründe prüfen.

Es sollte mich herzlich schmerzen, wenn ein so volksthümlicher Schriftsteller, wie Sie, ein Gegner des alten Liedes bleiben sollte. Sie könnten gerade ein neues Verdienst sich erwerben, und gegen die flache französische Erbärmlichkeit auftreten, wo Alles so zierlich geregelt, aber derb voll innerer Lüge einher geht. Kein Schriftsteller in Europa, weiß ich gewiß, wird so sehr, nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa, ja selbst in der neuen Welt und in den englischen Colonien in Ostindien gelesen, als Sie, Sie sind wahrhaft ein Mann des Volks, und es sollte mich innig freuen, wenn Sie, wenn auch kein Freund, doch mindestens kein öffentlicher Feind des alten Liedes, der deutschen Ilias, wie sie Johannes Müller nennt, würden. — Ich bin auf Ihr Urtheil in diesen Blättern recht begie-

begierig, und bitte herzlich darum, daß Sie es bald einrücken.

Nachschrift des Herausgebers.

Dieses Schreiben, dieser Ton der Ueberzeugung, diese herzliche und zugleich männliche Sprache, wie könnten sie verfehlen, auch den befangensten Leser mit Achtung und Liebe für den Verfasser zu erfüllen? Aber Achtung und Liebe kann ich wenigstens recht gut für einen Mann hegen, der nicht meiner Meinung ist, nicht meinen Geschmack besitzt; ja ich verachte diejenigen, die dieser Gefühle in solchem Falle unfähig sind. Wenn ich ein tadelndes Urtheil über das Lied habe laut werden lassen, so hat mich gerade diese Partheiwuth, diese Proselytenmacherei dazu gebracht. Wenn das Lied wirklich so vortrefflich ist, so wird es nun, da es durch den Druck so sehr vervielfältigt worden, ohnehin das Publikum ergreifen; warum es von Haus zu Haus tragen, und sich, Alles übrige herabsetzend, damit brüsten, als ob man es selbst geschrieben habe? Warum den, der keinen Geschmack daran findet, mitleidig belächeln, oder wohl gar öffentlich verspotten? — Bewahre der Himmel, daß Jemand diese Vorwürfe auf den Verfasser des obigen Briefes deuten sollte! er hat bewiesen, daß er eines ganz andern Geistes Kind ist; aber leider giebt es viele, die jenem

nem Bilde gleichen, und die sind es, nicht ich, die dem Liede bei solchen Männern Schaden thun, die nun einmal nicht gewohnt sind, sich vor Autoritäten zu beugen, oder ihnen nachzubeten, sondern die gern selbst ein wenig denken und empfinden mögen.

Was nun die Vertheidigung des Herrn Professor Jeune anbelangt, so sieht man wohl, daß sie hauptsächlich auf dem Grunde ruht: Homer hat es eben so gemacht. Aber es ist schon ein altes Sprüchwort: Homer schlummerte auch bisweilen, und dieses Sprüchwort würde vollkommen wahr seyn, wenn es hieße: Homer schlummert oft. Folglich heißt das blos: Fehler durch Fehler beschönigen. Ich möchte wohl wissen, wer Homers sogenannte Kehrzeilen oder so manche seiner weitläuftigen Beschreibungen mit Vergnügen lesen könnte? Aber wir Deutsche vergöttern gar zu gern, und warum? oft nur um Lärm zu machen; denn wenn guter Firne-Wein ausgerufen wird, so lernt das Publikum auch den Ausrufer kennen. So ist es uns ja auch mit Shakesspeare ergangen, mit dem übrigens so trefflichen Shakesspeare. Hat man uns nicht zugemuthet, ihn mit allen seinen Abgeschmacktheiten wieder auf die Bühne zu bringen? — Würde man wohl einem heutigen, dramatischen Dichter, wenn er eine dieser Abgeschmacktheiten nachahmte, die Entschuldigung gelten lassen: Shakesspeare hat es auch so gemacht? — Warum soll denn aber nur der Dichter, der vor tausend Jahren lebte, eines solchen Vorrechts

rechts sich erfreuen? — Eben weil er vor tausend Jahren lebte, höre ich antworten, man muß in seine Zeit sich zurück versetzen. — Das ist aber auch eine Phrase die nur tönt. Warum soll ich denn in eine rohe Zeit mich zurück versetzen und entzückt seyn, wenn ich sie roh beschrieben lese? Das kann allenfalls ein geschichtliches Interesse für mich haben, aber kein aesthetisches. Ja, wenn der Dichter, wie Homer, seine Albernheiten und Langweiligkeiten durch große Schönheiten, nicht blos aufwiegt, sondern bei weitem überwiegt; wenn ich an der Zeichnung und Haltung seiner Charaktere, an seiner edeln Sprache, an seinen Bildern, Gleichnissen, Sittensprüchen u. s. w. meinen Geist ergötzen kann; wenn er meine Einbildungskraft durch erhabene Gegenstände erweckt und erwärmt, (nicht durch Ehemänner die in Säcken an Nägeln hängen) so schlüpfe ich gern über die Mängel hinweg, obgleich auch in diesem Falle die öftere Unterbrechung des Genusses oft gewaltig stört. Aber im Nibelungen-Liede sind (nach meinem Geschmack) die Schönheiten nur einzelne Blumen die auf einer Steppe wachsen. Ausser Rüdegern, (der mich am meisten anspricht) und allenfalls Hagen, ist kein einziger Charakter darin zu finden, am wenigsten hat die Hauptperson, Siegfried, einen Charakter, denn Alles, was als einen Helden ihn bezeichnen soll, paßt auch auf Schinderhannes. Eben so arm ist das Lied (nach meinem Geschmack) an dichterischen

und

und moralischen Schönheiten. Das ist und bleibt mein Glaubensbekenntniß, trotz einiger hervorstechenden Stellen, die ich den Vertheidigern desselben gern zugeben will, die aber eben so wenig für dasselbe beweisen, als einige grüne Blätter einen sonst vertrockne-Baum zieren.

Wenn ich also Männer mit großer Wärme davon sprechen höre, die sonst in jeder Hinsicht meine Achtung verdienen, Männer wie Herr Professor Jeune, so kann ich mir das nicht anders als durch die Vermuthung erklären, daß sie unbewußt sich selbst täuschen; und ihre eigenen schönen Gefühle in das Lied hinein tragen, weil sie durch ihren Fleiß dasselbe sich gleichsam angeeignet haben. So habe ich manchen braven Mann gekannt, der die häßliche Gegend seines Landguts für schön hielt, blos weil Er auf dem Gute wohnte und den Boden desselben bearbeitete.

Aber — kann ich denn nicht im Irrthum seyn? — ich glaube es freilich nicht, weil ich mir auch Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne zutraue, und weil ich vor meinen Gegnern das voraus habe, daß ich ganz unbefangen urtheile — indessen ist es doch möglich, nihil humani a me alienum puto; aber ich habe ja auch weiter nichts gethan, als meine Meinung gesagt; ich lasse Jedem gern die seinige, denn ich kann es durchaus nicht leiden, daß man in Sachen des Geschmacks vornehm thue. Keinen Verehrer des Nibelungen-Liedes schätze ich,

ich, als solchen, gering, erwarte aber freilich auch, daß man mir nicht Geringschätzung beweise, weil ich kein Verehrer desselben bin. Warum sollten wir denn lauter Don Quixotte werden, die Jedem auf Leben und Tod beweisen wollen, ihr Liebchen sei das schönste?

So denkt gewiß auch Herr Professor Zeune, und so drücke ich ihm von Herzen die Hand.

Folgende zwei Epigramme auf denjenigen, dessen ganzes Leben ein beißendes Epigramm auf die Menschheit war, sind von dem liebenswürdigen curischen Dichter, Freiherrn von Schlippenbach.

Admirez la vertu d'un Empereur si grand,
Pour la nation il finit ses combats,
En méprisant la mort, son trône et son enfant,
Il choisit plus grand — la vie et des ducats.

Der

Der große Mann, er wußte groß zu enden,
Das nenn' ich einen Herrn der Welt!
Nein, nicht den Tod aus eignen Händen,
Aus fremder Hand nahm er das Geld.

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 13.

An Buonaparte's Senat.

(Die Meinung, welche der Herausgeber dieser Blätter schon in Nro. 11., wiewohl nur sehr leise, auszusprechen wagte, ist unterdessen in Paris sehr laut geworden; es regnet Pamphlets auf den Senat herab; man könnte sogar sagen, die entzügelte Preßfreiheit springe herum wie ein Roß, das im Frühjahr aus dem dunkeln Stalle zum Erstenmal auf die Weide gelassen wird; denn was vor wenigen Wochen, sogar an manchen Orten des befreiten Deutschlands, der Censur noch für Pasquill galt, das wird jetzt in Paris, unter den Augen des neuen Königs und seiner gekrönten Befreier, ohne Bedenken gedruckt. Von den vielen Beweisen, die man liefern könnte, hier nur Einen:)

Senatoren!

Kühn durch die Hoffnung ungestraft zu bleiben, tretet Ihr heute auf mit dem Prozeß Ludwigs des Sechszehnten in der Hand und fordert von einem Bourbon Ehre und Glücksgüter!

Wie!

Wie! die Sessel des Buonaparte'schen Senats sollten, unter Lilien versteckt, künftig den Thron Ludwig des Achtzehnten umgeben? und dieselben Menschen, die so oft und so lange unsere Kinder in Holzschläge eintheilten — die stets unsere Wünsche und Hoffnungen durch constitutionswidrige Adressen, durch unrechtliche, lügenhafte Glückwünsche betrogen — die den Namen des Friedensstifters dem Weltverwüster beilegten — die den Nero unsers Vaterlandes, den Henker der Menschheit als einen großen Mann begrüßten — diese Menschen von allen Partheien, die ohne Erbarmen nach und nach Frankreichs Wittwenthum gemehrt haben — die kommen nun, unter dem neuen Mantel der Pairs und Herzoge, und fordern, umringt vom allgemeinen Elend, den schimpflichen Sold für ihre mörderischen Dekrete, für ihre speichelleckenden Deputationen!

Da Du, o Senat des Buonaparte! das Muster Deiner neuen Constitution von den Engländern borgst, so wollen auch wir dort Beispiele leihen und wir fragen Dich, entarteter Senat, ob jenes große Volk, dem man Europa's Heil verdankt, ob England — dessen Betragen jederzeit die bitterste Censur Deiner feigen Senatus-Consulten war — ob die brittische Nation jemals wagte, Cromwell's Senatoren Carl dem Zweiten vorzustellen?

In großen politischen Wiedergeburten ist die erste, den wahren Bürger bezeichnende Eigenschaft, eine gänzliche Verleugnung seiner Person und seiner Haabe, eine Vergessenheit seiner eigenen Zukunft, um sich allein mit der

Ruhe

Ruhe und dem Glück des Vaterlandes zu beschäftigen. Aber Ihr, Buonaparte's Senatoren, Ihr, Seine Gefährten an dem Tage von St. Cloud, seine Sklaven im gesetzgebenden Körper, seine Apostel während des Consulats, seine Stummen bei dem Meuchelmorde des Herzogs von Enghien, seine Zeugen und Richter in Moreau's Prozeß, Ihr dient ihm als Stufen um seine Usurpation zu vollenden; Ihr werdet die Seide dieses neuen Mahomet, Ihr empfangt monatlich den Preiß für den kaiserlichen Schrecken, den Ihr in allen Familien verbreitet, und, wenn Eure Ohnmacht Gutes zu thun seit so langer Zeit durch Eure kleinliche Feigheit (um nicht mehr zu sagen) erwiesen ist, so begehrt Ihr, daß Frankreich, von seinen Trümmern herab, durch die Blutströme die Ihr rinnen ließet, jene Menschen von 1793 nicht mehr erkenne? jene Mitglieder der aufrührerischen, ungestümen Versammlungen, die dem Herzen wie dem Geiste der Menschheit zur ewigen Schande gereichen? und, weit entfernt Vergessenheit Eurer Fehltritte von uns zu erheischen, indem Ihr von dem großen Werke, welches die Vorsehung heute beginnt, in die Verborgenheit zurücktretet, seid Ihr die Ersten, die den Thron der Lilien besudeln, indem Ihr versucht, die Livree des Tiberius mit dem Mantel des heiligen Ludwig zu bedecken.

Ihr seid es, die den Minotaurus ermuthigt und gereizt habt, von Anbeginn seines Raubes bis zu dem Tage wo er in ohnmächtige Wuth versank. Das französische Volk

hat,

hat, wie ein neuer Theseus, diesen blutdürstigen Coloß gestürzt, und Ihr müßt mit ihm fallen, ohne daß Eure Zeitgenossen auch nur einen einzigen Muthigen unter Euch auszeichnen, ohne daß die Nachwelt Euch auch nur mit jenen ehrwürdigen Mitgliedern des französischen Directoriums vergliche, die den Haß und die Verfolgung Vieler unter Euch mit über das Meer nahmen.

Und mit welchem Rechte — Ihr, die Ihr den Sold Eures alten Herrn Euch vorbehaltet — mit welchem Rechte begehrt Ihr von den Franzosen Würden und Glücksgüter, gleich als ob, Euren alten Gesetzen ähnlich, das Eigenthum Eurer Schlachtopfer noch das Erbe ihrer Henker bleiben müßte?

Wenn Ihr Euch Belohnungen und Ehrenstellen anmaßt, was sollen wir unsern Kriegern anbieten, jenen wackern Franzosen, die nie eine andere Schuld auf sich luden, als den Irrthum, der Ehrsucht eines Einzigen gedient zu haben, indem sie für Ihr Vaterland zu sterben wähnten? jenen Helden, die noch heute als solche, selbst von den erhabenen nordischen Monarchen anerkannt werden, die nur sie überwunden haben, um sie zu retten? jenen, durch Eure unersättlichen Conscriptionen verstümmelten Soldaten?

Was könnten wir den rechtlichen, fleißigen Kaufleuten anbieten, die durch das Schrecken Eurer Gesetze und die Unstetigkeit Eurer Allianzen und Privilegien so oft ruinirt worden sind? was den Fabrikanten, den Künstlern, die Eurer Ueppigkeit stets fremd blieben

und

und deren Werkstätte so oft vergebens Gunst und Aufmunterung von Euch begehrt haben? endlich, was bleibt uns übrig, den trostlosen Müttern anzubieten, deren Thränen und Verzweiflung Eure gottlosen Decrete so oft erneuert haben?

Erst wenn Buonaparte's Senat auf immer verschlossen wird, soll auch Frankreich die Erinnerung an diese Höhle der Ungerechtigkeit verlieren, und Ihr, Buonaparte's Senatoren, Ihr neuen Chameleons, könnt, wenn gleich Eure schnell umgekehrten Mäntel nun andere Farben zeigen, nie wieder Anspruch machen, weder auf unser Vertrauen, noch auf unser Mitleid. Nein, nie wird Frankreich in Euch die erste Kammer seines Königreichs erkennen! Wir wollen sie rein, wie die Lilien die wir aufpflanzen, und der Mantel unserer neuen Gesetzgeber soll ohne Flecken seyn, wie die französische Cocarde.

Schreiben aus Paris.

(Zwar schon vom 20sten April datirt, aber in vielen Rücksichten merkwürdig und den Lesern gewiß willkommen.)

Mein Brief aus Dijon ist jetzt hoffentlich in Deinen Händen. Die beim Schlusse desselben angekommene Nachricht von der Einnahme der Hauptstadt, brachte solche Bewegung in unsern

sern kleinen diplomatischen Zirkel, daß an kein Schreiben weiter zu denken war. — Den Auftrag, den Du mir gegeben *), werde ich zwar so gut als möglich erfüllen, muß Dir aber bemerken, daß Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht hast, wenn Du meinst, die Pariser würden jetzt wohlfeiler als sonst verkaufen. Gerade umgekehrt. Die unaussprechliche Großmuth, mit der wir als Sieger die Besiegten behandeln, giebt ihnen das Recht, uns mit ein wenig Weihrauch zu bezahlen, und im Uebrigen unsere Beutel nach Herzenslust auszufegen. Wirklich hat Paris bis jetzt von der Eroberung — die kleine wohlverdiente Demüthigung abgerechnet — den augenscheinlichsten Vortheil. Die Stadt ist, wie Du weißt, frei von aller militairischen Einquartierung. Die drei Monarchen also, ihr zahlreiches Gefolge von Ministern und Hofleuten, das Corps diplomatique und die ungeheure Masse von Offizieren die sich hier befinden, leben ganz auf eigne Kosten und lassen natürlich unermeßliche Summen zurück. Nimm nun noch dazu die vielen französischen Großen, die Marschälle, Generale und Soldaten, die, seit Buonaparte's Absetzung, hier aus dem ganzen Reiche zusammen geströmt sind, und noch täglich herbei strömen, endlich die Masse der Beamten aus den an Deutschland abzutretenden Rhein-Departements, die bei den Alliirten ihre Wiederanstellung sollicitiren, und Du kannst denken, ob die guten Pariser sich über

*) In Paris etwas einzukaufen.

über unsere Gegenwart und die Entfernung des Tyrannen zu beklagen haben.

Du weißt nun freilich, daß ich hier bin, Du wirst aber auch das Wie und Wann erfahren wollen. So höre. Am 8ten in aller Frühe verließen wir Dijon, nicht ohne einigen Schmerz über die Trennung von dem schönen Burgund und seinen herrlichen Weinen. Abends waren wir in Chatillon, dem letzten Schauplatz Buonaparte'scher Ränke, und am 9ten gegen Mittag in Troyes, wo wir, wegen Mangel an Pferden, bis zum andern Morgen bleiben mußten. Nun ging es über Grés, Pont sur Seine — wo ein schönes Schloß der cidevant Kaiserin Mutter Lätitia, von den Franzosen la mère joye genannt, in Trümmer verwandelt war — Nogent sur Seine u. s. w. durch eingeäscherte und verödete Orte, über Heerstraßen, die mit Pferde-Cadavern und selbst noch mit einigen menschlichen Leichnamen bedeckt waren, nach Provins, wo denn endlich die Gegend wieder einen ruhigern, friedlichern Character gewann. Wir jagten die Nacht durch und waren am 11ten gegen Mittag in der Hauptstadt, die wohl nicht leicht Jemand mit frohern, herzerhebendern Gefühlen begrüßt hat. Was vor sechszehn Monden noch der Traum eines vollendeten Tollhäuslers gewesen wäre; was selbst nach der Leipziger Schlacht noch außer dem Reiche der Möglichkeit zu liegen schien; was in Frankfurt nur leise und schüchtern geahnet, was dann in Freiburg und Basel kühner gehofft wurde; was nachher in dem Augenblicke wo wir es ergriffen zu

haben

haben glaubten, wieder als Schattenbild zurück wich, sich näherte und abermals zurück wich — es stand nun endlich in kräftiger Wirklichkeit vor uns! ja was in meinen Augen unendlich mehr ist als der militairische Erfolg, der gewissermaaßen durch die Besetzung der Hauptstadt seine Vollendung erhielt, mit diesem Einen Schlage zerrann zugleich der Zauber, der die Welt so lange umstrickt hatte, und von dem selbst viele der Bessern und Edlern sich bis dahin nicht ganz hatten loswickeln können. Der gefürchtete Despot, dessen Geist bis auf den letzten Augenblick über der Weltherrschaft brütete, dem das Pariser Volk noch am 20sten März zugejauchzt hatte, er war vernichtet! unendlich mehr vernichtet, als wenn er in einer Schlacht geblieben wäre, oder sich selbst den Tod gegeben hätte. Die Art, wie dieser Mensch, nach dem Verlust des Größten, noch um Kleinigkeiten, noch um das Mehr oder Weniger seiner Pension, um seine Juwelen, Pferde u. dgl. gefeilscht und gemäkelt hat, beurkundet nur zu sehr sein moralisches Absterben. Hier in Paris spricht man kaum noch von ihm, und nach wenigen Monden wird dieses leichtsinnige Volk ihn bis auf den Namen vergessen haben.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß die große Revolution, die sich jetzt ganz wie von selbst gemacht hat, ohne die kräftige Dazwischenkunft der Fremden möglich gewesen wäre. Die Armee hing so ziemlich an Buonaparte, als an einem kräftigen Militair-Chef und das Interesse an den Bourbons lag nicht in der Nation,

Nation, es mußte ihr erst von Aussen gegeben werden. Auch unter dem Gerünsch der Freude hört man doch manche Töne, die an die Revolution erinnern, und wenn gleich die zahllosen bittern Erfahrungen, welche die Nation seit 25 Jahren gemacht und die sie durch das namenloseste Elend erkauft hat, allem Anschein nach gegen einen gänzlichen Rückfall sichern, so würde es mich doch nicht überraschen, wenn, nach der Entfernung unserer Truppen, noch manche Gährungen und Reibungen sich erzeugten. Besonders aber möchte ich es meinen deutschen Brüdern recht warm an das Herz legen, daß dieselben Keime, deren Schößlinge einst über unser Vaterland so endloses Wehe gebracht haben, im Grunde noch fortleben und gewiß bei erster Gelegenheit neue Zweige treiben werden. Die Dynastie ist verändert, allein dieser Hang der Nation zu militairischen Abentheuern, der sich in der Revolution gebildet hat, diese unbedingte Herrschaft der Eitelkeit, die sich am meisten im Schein gefällt und dem falschen Ruhme mit einer Art von Wahnsinn nachjagt, kann auch die friedfertigste Regierung mit sich fortreißen. Wir dürfen also nicht auf unsern Lorbeern ruhen, sondern es sei die stete Sorge der Edlern unter uns, daß die Nation immer gerüstet da stehe, und stets bereit, die leiseste Regung des alten Uebermuths mit strafendem Arm zurück zu weisen.

Was bezweckte Napoleon eigentlich durch die allgemeine Einführung seines Gesetzbuches?

(Eingesandt.)

Der Zweck auf welchen jede wahre Gesetzgebung berechnet seyn muß, ist: die Sanction des bürgerlichen Rechts — des Sicherheitsgenusses im weitesten Umfange; entspringen muß hieraus jenes Zutrauen auf die Zukunft, auf die Dauer jenes Genusses, die Grundfeste aller menschlichen Betriebsamkeit.

Wenn ein Gesetzbuch das genaue Resultat bürgerlicher Gerechtigkeit ist, so ist seine Dauer ewig. Das Recht bedarf keiner politischen Prinzipien; diese bei der Gesetzgebung anwenden wollen, heißt: den Zweck entheiligen. Will daher ein Gesetzgeber seinem hohen Berufe entsprechen, so muß er sich durchaus frei von dem Einflusse solcher Prinzipien erhalten, die mit der bürgerlichen Freiheit, und überhaupt mit dem Rechte in Widerspruch stehen. —

Fragen wir nun, welchen Zweck hatte die allgemeine Einführung des Code Napoleon in ganz Deutschland, und wohin gingen alle dazu genommenen Maaßregeln? so wird es

gar

gar nicht schwierig, folgendes Resultat aufzufinden. *) —

Die deutsche Nation sollte alles dessen beraubt werden, was Menschen die Herz und Gefühl haben, theuer ist. Der Krieg bleibt freilich immer ein großes Uebel, er greift mit seiner eisernen Hand in alle Familienverhältnisse ein, und verwandelt die glücklichsten Gefilde in Wüsteneien. Geld und Gut wird die Beute fremder Kriegesheere — alles dies greift nun allerdings des Menschen Herz stark an, aber es läßt sich doch verschmerzen. Mangel und Noth spornen zu neuer Thätigkeit an; die Nachkommenschaft kann wieder mit Ruhe pflügen, säen, erndten und erwerben.

Aber ein Volk, das seine ererbten Verhältnisse, Gesetze, Sitten und Sprache aufgeben muß, wird auf alle Zeiten herabgewürdiget und zertreten. Sobald ihm fremde Gesetze aufgedrungen werden, wird das Eigenthümliche in ihm vertilgt, alle freie Thätigkeit wird im Keime erstickt, es wird ein Pygmäenvolk, dem weiter nichts übrig bleibt, als Sklave seinem Herrn für Lohn zu dienen. Und so war es auch mit Einführung des Code Napoleon gemeint. Die Deutschen sollten allein, für Napoleon, sein Geschlecht, und seine Anhänger fechten; dafür wollte er ihnen doch so viel lassen, daß sie zu essen hätten. —

Aber

*) Rehberg hat kürzlich diesen Gegenstand in einer besondern Schrift: „Ueber die Einführung des Code Napoleon in Deutschland“ vorzüglich in juristischer Hinsicht umständlich beleuchtet.

Aber veränderte Gesetzgebung, in einer fremden Sprache verwaltet, umfaßt das ganze Volk. Den Einflüssen eines bürgerlichen Gesetzes entgeht kein Mensch, und die durchgängige Annahme des Code Napoleon und des darin aufgestellten Systems von Recht und Rechtspflege, würde eine gänzliche Vernichtung alles Eigenthümlichen nach sich gezogen haben. Von keiner Sache kann man wohl sagen, daß sie so sehr die Schutzwehr bürgerlicher Freiheit und Ruhe sei, als die Lehre vom Eigenthum und Besitz, und nun sehe man: wie schlaff und unbestimmt solche im Code Napoleon behandelt, ja wohl gar mißhandelt worden. Das war auch kein Wunder. Zur Abfassung eines allgemeinen, auf die so mannigfaltigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens berechneten, Gesetzbuches, bedurften andere Gesetzgeber so viele Jahre, als Napoleon Augenblicke brauchte, um dies Machwerk, seinen Code, zur Welt zu fördern. —

Wer wird nicht gern im Staate einen guten Theil politischen Ungemachs, was doch nicht zu vermeiden ist, mit ertragen, wenn er nur an einer Stelle Athem schöpfen kann, und unter dem Schutze weiser Gesetze Herr und Meister in seinem Hause seyn kann. — Nur unter diesem Schutze gedeihet die Nationalkraft mächtig im Stillen, und die Regierung selbst vortheilt dabei; denn der kräftige Mensch ist wahrhaft, und der Wahrhafte wird nie auf dem Wege der Falschheit und des Verraths gefunden werden. —

Die westliche Hälfte Deutschlands hatte sich leider!

leider! schon diesem Schicksale hingegeben; die größern Mächte des östlichen haben diesem Angriffe widerstanden, und so hat auch Preussen während der Zeit, da es dem unüberwindlichen Andringen eines, mit der Gewalt und dem Ungestüm der Meereswogen überziehenden Volkes, weichen mußte, seine vaterländischen Gesetze, seine Verfassung gerettet und rein erhalten. — Was darin noch zu bessern bleibt, will es durch einheimische Kraft und Bemühungen bewirken. Es hat schon durch beispiellose Anstrengung und Aufopferungen Unabhängigkeit errungen, und wird sie benutzen, um in sich selbst zu schaffen, was das Volk noch bedarf.

Nur die Gesetzgebung, welche auf richtige, durch die Aussprüche der Vernunft und Erfahrung gebilligte und bewährte Grundsätze gebaut, welche den Verhältnissen, Bedürfnissen, Sitten, dem Geist, der Denkungsart des Volks, und dem Zwecke des Staats vollkommen entsprechend ist, deren Vorschriften nicht schwankend, sondern deutlich und bestimmt sind, und im Einklange untereinander stehen; nur eine solche Gesetzgebung ist die festeste Grundlage des Nationalglücks, und das sicherste Mittel, die Bande zwischen dem Herrscher und seinem Volke unauflöslich zu machen. —

Das wissen unsere deutschen Fürsten, auch fühlen Sie die große und jetzt wieder so handgreifliche Wahrheit: daß das, was die Thronen befestiget, und aus großen Gefahren rettet, nicht bei diesem oder jenem Stande, sondern bei der Gesammtheit und im Gemeinsinn der Bürger ist. Niemand lasse

sich

sich deshalb durch die Besorgniß schrecken, daß durch Vertauen auf diese Wahrheit etwa eine solche Gleichheit, wie sie vordem in Frankreich den Abgrund des Verderbens öffnete, herbei geführt werden könne. —

Stände bedarf und wünscht das deutsche Volk — diese sollen lebendige Adern in ihrem Körper seyn, und das Blut des ganzen Volks soll frei durch denselben kreisen. Aber freilich muß die auch nicht Zunft- sondern reiner Gemeinsinn beseelen, nicht einzelnes Interesse, sondern der Vortheil Aller muß sie leiten.

Schwerlich wird der Staat gedeihen, er kann wohl gar in sich selbst untergehen, wenn seine Einrichtungen nicht passen für den Bürger; wenn das Gesetz blos als Buchstabe geltend gemacht werden und nicht als Geist walten soll; wenn das Recht etwas vorschreibt dem der lebendige Sinn widerspricht. Er wird aber gewiß gedeihen und kann nicht untergehen, wenn der Bürger in ihm zu erreichen vermag, was er erreichen kann und will. —

Das glücklichste Verhältniß des Bürgers im Staat bleibt doch nur dieses: nach dem Maaß seiner Kraft frei mitwirken zu können, oder — für seine Freiheit einen solchen Spielraum zu haben, daß sich diese in der Theilnahme an der Gesetzgebung, mittelbar oder unmittelbar äußern darf. Jedes Gesetz, welchem jemand gehorchen soll, muß so angesehen werden können, als habe jeder seine Einwilligung dazu gegeben. Ist dies nicht der Fall, so herrscht, es sei im höhern oder niedern Grade, Sklaverei, denn Ausschließen von der Gesetzge-

gebung verräth Mangel an wahrer Freiheit. Nur der gewonnene Wille des Volks, ist der Gesetzbung schönste und sicherste Stütze. —

Gesetze sind auch keine Kunst-Producte; sie danken ihr Dasein dem Drange der Umstände und der schaffenden Vernunft; und eben so wenig darf die Gesetzgebung wie geheime Sibilliniſche Blätter behandelt werden. Mit einem Wort: Alles Vorwärtsschreiten der Gesetzgebung liegt in jener Freiheit, in der Kraft, und in der Kenntniß des Volks. Daher vergesse man es doch bei der Wiedergeburt der deutschen Staaten vor allen Dingen nicht: daß es keine nationalere und fruchttragendere Gesetzgebung, daß es auch keine wahre Administration der Justiz geben kann, ohne eine ihr gegenüber stehende und weise organisirte Stände Verfassung; eine lebendige Wechselwirkung muß zwischen beiden herrschen. —

Auch die entferntesten Theile eines monarchiſchen Staats mit ihrem Mittelpunkt in Verbindung zu bringen und zu erhalten, muß der Hauptzweck einer solchen wechselseitigen Verbindung seyn. Von den Herrschenden herab, nach allen Seiten, sollen Berührungen statt finden; aber eben so sollen auch Berührungen vom Volke ausgehend, immerfort die Herrschenden erreichen. So kann sich nur Regierung und Volk wechselseitig durchdringen und verstehen. Das Organ hiezu sind nur ständiſche Verfassungen, aber nicht solche, die wie bisher, blos den Schein repräsentativer Körperschaften darstellten, bei denen an keine Wechselwirkung, an keine öffentliche Meinung, also auch an keine

innere

innere wahre National-Freiheit zu denken ist. — Solche Stände-Verfassung muß das deutsche Volk wünschen; durch sie wird das Ganze und Allgemeine des Staats, dem Größten wie dem Geringsten, unaufhörlich vor Augen gehalten. Solche Stände-Verfassung kann höchst wichtig werden für die Bildung des ganzen Characters der Verwaltung; das Ganze nöthigt durch seine Sichtbarkeit auch das geringere Talent, welches zur Administration berufen wird, auf die wahre Stelle hin. —

Gedanke eines Patrioten in Preussisch-Litthauen.

Die preussische Nation fühlt es mit der tiefsten Ehrfurcht und Liebe, wie viel sie in diesem Kriege, dessen glorreicher Ausgang die kühnsten Wünsche des Weltbürgers übersteigt, ihrem edelmüthigen Könige verdankt. Ihr Dankgefühl komme dann durch irgend ein einfaches, des bescheidenen Monarchen würdiges Denkmal auf die Nachwelt! Vielleicht wird es zum Theil durch ein in der Geschichte den Heroen und verdienten Fürsten noch nicht beigelegtes Prädikat, das die Nation dem besten Könige ehrfurchtsvoll anbiete, wie z. B. die Beinamen: „der Mannhafte, oder der Bewährte, oder der Vaterlandsretter ꝛc.“ sind, ausgesprochen.

Im Mai 1814. *

Politische Flugblätter

von

A. v. Kotzebue.

Nro. 14.

Ideen über das politische Gleichgewicht in Europa.

So ist der Titel einer Schrift, die unter dem Schwall der jetzt erscheinenden Tageblätter besonders ausgezeichnet zu werden verdient, wenn man auch nicht immer der Meinung des Verfassers seyn sollte. Man ist bekanntlich über die Grenze zwischen Asien und Europa nie recht einig geworden; der Verfasser zieht seine Linie von der Mündung des Don am asoffschen Meere bis zum Eingang in das weiße Meer. Das südliche Europa nennt er alles Land, welches den Städten Paris, München und Buda, den Mündungen der Donau und der Krimm südlich liegt, woraus die Bestimmung des nördlichen Europa sich von selbst ergiebt. Das westliche und östliche scheidet er durch eine Linie, die bei den Ruinen des alten Korinths anhebt, durch die europäische Türkei über Warschau nach Finnland fortläuft und sich in Lappland verliert. — Sehen wir blos

auf

auf einzelne Eigenschaften des Europäers, so werden diese auch bei andern Völkern, nicht nur in gleicher, oft in noch größerer Vollkommenheit gefunden, aber durch die Harmonie der einzelnen Eigenschaften steht der Europäer eben so hoch über dem Bewohner anderer Welttheile, als überhaupt der Mensch über dem Thiere steht. (Diese Behauptung scheint ein wenig zu stark zu seyn. Das Thier kann den Menschen nie erreichen, noch weniger ihn übertreffen, wohl aber der Asiate den Europäer. Man gebe dem Erstern nur andere Regierungsformen und vor allen Dingen andere Regenten — denn auf die Form kommt wenig an. Wenn man einen klugen, menschenfreundlichen Despoten unsterblich machen könnte, so würde ich mich ohne Bedenken für die Despotie erklären. — Man gebe dem Asiaten einen solchen, wie bald wird er den Europäer überflügeln!) —

Die, schon von den Alten gerühmte, Freiheitsliebe der Europäer, soll großentheils ihren Grund in der Verschiedenheit des europäischen Klima's haben. (Ich bekenne, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die dem Klima Einfluß auf den Volks-Charakter zuschreiben. Der Mensch und die Kartoffel bleiben sich überall gleich, und nur in so fern das Klima die Beschäftigungen des Menschen bestimmt, wirkt es mittelbar auf ihren Charakter.) Das Klima macht der Verfasser zum festen Grunde der Individualität der europäischen Völker, und diese hinwiederum soll es unmöglich machen, unsern Welttheil in zwei

oder

oder drei, oder wohl gar in Einen Staat gewaltsam zusammen zu zwängen. Leider waren wir dennoch nahe dabei, dieses Unglück zu erleben, und hätte Buonaparte nur noch im Jahr 1812 das Regieren eben so gut verstanden als das Beherrschen, so würde die ganze europäische Individualität uns von der Sklaverei nicht gerettet haben. Soll ein Grundsatz streng gültig seyn, so muß er auf alle Fälle passen; man denke sich aber einen Eroberer, der mit allen den Eigenschaften, welche Buonaparte besaß, auch noch die verbände, welche er nicht besaß, welches Volk würde ihm widerstanden, oder auch nur seine Ketten haben abschütteln wollen? Daß er uns, statt Liebe, den bittersten Haß einflößte, das ist sein Verderben geworden.

Folgende Sätze scheinen mir sehr wahr: „Da Europa's Uebergewicht auf seiner höhern Cultur beruht, so harmonirt mit der europäischen Politik nur das, was die Cultur befördert.“ Und „da Europa der herrschende Welttheil ist und seyn soll, so haben Fehler und Mißgriffe in der europäischen Politik die nachtheiligsten Folgen für die ganze Menschheit und umgekehrt wirken gute Maaßregeln weit über Europa's Grenzen hinaus.“

Die practische Politik ist die Kunst, den Staatszweck vollkommen zu erreichen. Der Staatszweck ist Selbstständigkeit, in ihr liegt auch das allgemeine Wohl, denn sie begreift Macht, Recht und Cultur; der Staat ist, so zu sagen, ein vergrößerter Mensch mit physischer Kraft, Verstand

und

und Gemüth. Es giebt für den Staat eine Politik der innern und eine der äußern Verhältnisse, doch sind beide in ihrem Prinzip keinesweges verschieden. Das höchste Gesetz im Innern ist fortschreitende Einsicht in das was der Staatszweck erheischt, beschränkt durch constitutionelle, legale Formen; allein dasselbe Gesetz muß bei allen Staaten anerkannt werden, und dadurch wird die Politik im Aeußern beschränkt; dort bindet die Constitution, hier die Heilighaltung der Verträge. Es ist ganz falsch, was so oft nachgebetet worden, daß kein Staat sich um die innern Angelegenheiten eines Andern bekümmern dürfe. Auch hier ist der Staat als einzelner Mensch zu betrachten. Gleichwie ein Tollhäusler das Recht verliert, nach seinem Willen zu handeln, so auch ein verrückter Staat. Darum war es ganz recht, daß die europäischen Mächte sich in die Revolutions-Regierung von Frankreich mischten, (ja, es wäre vielleicht minder großmüthig aber nicht unrecht zu nennen, wenn sie auch jetzt noch sich mehr darein gemischt hätten, da Frankreich zwar nicht mehr als wahnsinnig, aber doch als ein Genesender zu betrachten war und da ein Genesender von einer so schweren Krankheit, anfangs seinen Geschäften noch nicht mit der erforderlichen Geistes-Klarheit vorzustehen vermag. Ein Volk das unmittelbar nach solchen Stürmen sich selbst eine Constitution giebt, kommt mir vor wie ein Kranker, den man, gleich nach dem letzten Fieber-Paroxismus, an eine wohlbesetzte

Tafel

Tafel führt, und ihn die Speisen nach Belieben wählen läßt.)

Verträge sind heilig zu halten, verhindern sie aber den Staat, dem sie vom Eroberer aufgedrungen worden, an Erreichung des Staatszwecks, so gleichen sie den Eiden, die zu schwören ein Verbrechen, und sie zu halten ein zweites Verbrechen ist.

Dem Worte Politik ging es seit Richelieu und Mazarin, wie den Worten Aufklärung und Philosophie, sie wurden gestempelt für die höchsten und theuersten Interessen der Menschheit, aber gemißbraucht von Leidenschaft und Convenienz. Von dem Rechte sprach der Politiker, wie der Heuchler von der Tugend. Nur ein allgemeiner Nothstand, durch Buonaparte herbei geführt, konnte die Herrscher Europa's zu dem erhabenen Entschlusse vermögen, die Eroberungskriege zu verbannen und die Politik auf das Recht zurück zu führen, von welchem sie sich nie hätte trennen sollen. (Ein herrliches Wort! Es wäre nur zu wünschen, daß der Verfasser sich auch darüber geäussert hätte, was er Recht in der Politik nennt? Hoffentlich wird er nicht mit Herrn Arndt behaupten, daß es für die Fürsten ein anderes Recht gebe, als für Privatleute, wenigstens einen andern Maaßstab des Rechts, welches im Grunde gleichviel ist, denn diesen Maaßstab sucht er bei den Göttern.) Was etwa die europäischen Kabinette aus früherer Zeit sich vorzuwerfen haben, darüber muß der Friede, gleich der Verjährung im Privatrechte, ein ewiges Stillschweigen gebieten.

ten. Die europäische Politik muß künftig ihr übertriebenes Streben nach Aussen, der Vervollkommnung im Innern unterordnen. Da Europa vollkommen doppelt so viel Menschen reichlich ernähren kann, als es jetzt zum Theil ärmlich ernährt, so kann jeder Staat in seinem Innern noch große Provinzen erobern. (Und welche segenreiche Eroberung!)

Die Verminderung der stehenden Heere (ein Wunsch und Rath den man jetzt von tausend Stimmen vernimmt) kann allein die fast überall zerrütteten Finanzen wieder herstellen. Es giebt keine Soldaten-Kriege mehr, sondern Völker-Kriege. Die kleinern, aber besser bezahlten, besser zusammen gesetzten Heere, werden nur eine Niederlage (depôt) der höhern militairischen Kunst, während alle Waffenfähigen auch in den Waffen geübt sind, und die Tapferkeit wieder ein Gemeingut aller Männer wird. (Das ist zugleich das sicherste Mittel, einem gewissen Uebermuthe zu steuern, der sich sonst leicht des Soldaten-Standes bemeistert und oft sehr drückend ist.) — Man wird nicht mehr blos einige Stände für die Wissenheit und andere für die Unwissenheit erziehen. —

Was ist aber unter dem politischen Gleichgewicht in Europa zu verstehen? ein Verhältniß in Vertheilung der Streitkräfte, wodurch jeder Staat gesichert wird, daß keiner seiner Mit-Staaten ihm willkührlich Gesetze vorschreiben könne. Ein solches Gleichgewicht bezieht sich aber eben so wohl auf den moralischen als auf den physischen Zustand der Staaten. Es könnten deren zwei sich an physischer

Kraft

Kraft ganz gleich seyn, und doch sehr ungleich durch Cultur, militairischen Geist, Talente und Gesinnungen ihrer Beherrscher. — Kein militairischer Staat darf so viele Grundkräfte in seiner Gewalt haben, daß die ihn berührenden Staaten nicht, entweder allein oder vermittelst natürlicher Bündnisse, sich ihm kräftig widersetzen könnten. Jeder Eroberungs-Krieg, er betreffe auch die kleinste Provinz, muß für einen Angriff aller Mächte gehalten werden und Rußland muß z. B. Roche fordern dürfen, wenn ein Dorf in Portugal widerrechtlich weggenommen wird. — Ueber die Stärke der stehenden Heere müssen Verträge geschlossen werden. Nur dann kann der Friede wahren Segen bringen, die Finanzen wieder herstellen und die Mißbräuche verbannen.

Wenn auch die Länder eine bloße Zusammensetzung von Grundstücken und in dieser Qualität Staats-Eigenthum wären, so wäre darum ein Ländertausch doch nicht als Privatsache der Contrahenten anzusehen, sondern es müßten politische Rücksichten auf die Verhältnisse der benachbarten Staaten genommen werden. Dazu kommt nun aber noch, daß Einwohner und Bürger wesentliche Bestandtheile eines Landes ausmachen und daß folglich Länder durchaus nicht als Sachen zu betrachten sind. Der Schutz des Privat-Eigenthums ist ja Einer der Haupttitel, unter welchem der Staat seine Hoheit besitzt. Nun wird aber doch wohl niemand leugnen, daß — wenn Bürger einem andern Lande zugetheilt werden, in welchem andre Gesetze, andre Münzen,

zen, Maaße und Gewichte gelten, eine andere politische Richtung, ein anderes merkantilisches Verhältniß statt findet — das Land dadurch eine Veränderung erleidet, welche tief in die kleinsten Verhältnisse des Privatlebens eingreift. Die beigefügte Klausel, daß der Privatbesitz gesichert bleiben solle, bedeutet zum Theil nichts, zum Theil kann sie auch gar nicht gehalten werden. Ein unrechtlicher Ländertausch lockert die Bande zwischen Fürsten und Völkern. „Der Staat, der seine Länder wie eine „Waare behandelt, darf sich nicht wundern, „wenn sie umgekehrt in ihm nur ein Pack„haus sehen.“

Indessen giebt es Zeiten (wie die unsrigen) wo eine nothwendig gewordene neue Ordnung nur durch neue Schöpfungen bewirkt werden kann.

Die in lateinischer Sprache abzufassende Urkunde des allgemeinen Friedens müßte, nach den Ansichten des Verfassers, etwa folgendes enthalten: Frankreich wird beschränkt auf die Grenze welche seine Sprache zieht, so behält es eine Bevölkerung von 25 Millionen Menschen, die bis 30 steigen kann, und hat, in allen europäischen Angelegenheiten, ein mächtiges Wort mitzusprechen. Um den Frieden ernstlich lieben zu können, muß es Theil haben am activen Seehandel, wozu es von der Natur berufen, der ihm unentbehrlich und für ganz Europa vortheilhaft ist. Die kleine Insel Elba kann es nicht herausgeben, um des Eisens willen, an dem es Mangel leidet. (Ich fürchte, der jetzige Souverain der

Insel

Insel Elba wird an Frankreich sein Eisen noch theuer genug verkaufen.) Um den Besitz von Korsika ist es nicht zu beneiden. (Aber Korsika hat sich unter englischen Schutz begeben.) Eine von den sieben Inseln könnte ihm als Stapelplatz für den levantischen Handel dienen. Bourbon und Isle de France werden, ohne Schaden für England, ihm zurück gegeben. (Ohne Schaden für England? der Verfasser hat vergessen, welchen unermeßlichen Schaden die im Schutz dieser Inseln kreuzenden Kaper dem ostindischen Handel zugefügt haben. Man denke z. B. nur an den Admiral Linois und an die belle poule.) Für seine Besitzungen am Ganges erhält es eine von den bedeutendern Gewürz-Inseln. Was es in Afrika besaß, möge ihm verbleiben, denn Elfenbein und Gummi sind zu seinen Fabriken ihm unentbehrlich. Einige der kleinen Antillen oder Karaiben mögen ihm den Verlust von Domingo ersetzen. Wenn nicht Elsaß und Deutsch-Lothringen, doch wenigstens Straßburg, muß abgetreten, die Festungen Hüningen, Landau und Breisach müssen geschleift werden. (Bekanntlich hat der Friede dieses muß nicht bestätigt, so wenig als manches Andere.) Der Verfasser meint sogar, wenn Frankreich Straßburg behielte, so würden dessen alte Absichten auf die Rhein-Grenze wieder erwachen, und der Friede würde nur ein Waffenstillstand seyn. (Kehl ist aber doch eine Brille für Straßburg.)

England soll das Uebergewicht zur See behaupten; die Natur hat es dazu berufen, man

man kann es ihm nicht nehmen, auch ist dies Uebergewicht mit dem allgemeinen Wohl, d. h. mit der Selbstständigkeit der andern europäischen Staaten, sehr wohl vereinbar. England behält sowohl sein mächtiges Reich am Ganges als auch das unermeßliche Canada. Hannover wird gegen die Niederlande ausgetauscht. Das Erstere, bis an den Rhein ausgedehnt, wird ein Königreich, und diese Krone erhält der Herzog von Meklenburg. Das Land dieses Herzogs fällt an Preussen.

Spanien bleibt in seinen Grenzen und tritt, aus Dankbarkeit, nur Ceuta an England ab.

Der Regent von Portugal sollte lieber in Brasilien bleiben und Portugal den König von Sizilien auf den Thron berufen. Madeira würde an England abgetreten.

An Holland werden alle seine Kolonien — Amboina und das Cap ausgenommen — zurückgegeben; es darf aber nie unter Einer Krone mit dem brittischen Reiche vereinigt werden.

Dänemark könnte, zum vollen Ersatz für Norwegen, noch eine kleine gute Insel in Westindien erhalten.

Schweden behält Norwegen. Ueber die Art und Weise, wie dieses Land Schweden garantirt worden, (worüber mancher wackere Mann gestutzt hat,) stellt der Verfasser eine Ansicht auf, welche große Beachtung verdient. Es ist nemlich nicht zu zweifeln, daß Buonaparte, sobald er Ruhe gewonnen hätte, Dänemark gezwungen haben würde, vereint mit

seinen

seinen Hülfstruppen, Schweden zu erobern. Für die geleistete Hülfe hätte er sich dann Jütland abtreten lassen, um den Sund für Rußland und England zu schließen. Einen vorhergesehenen, ungerechten Angriff darf man nicht abwarten, folglich ist die Besitznahme von Norwegen, die einen solchen Angriff unmöglich macht, völkerrechtlich, wird auch beiden Ländern vortheilhaft seyn, obgleich der Norwege sich so wenig zu dem Schweden paßt, als der Irländer zu dem Engländer. (Traurig aber bleibt es immer, wenn das, was völkerrechtlich ist, auch völkerzwingend seyn muß.) — Gustav Adolphs Nachkommen wünscht der Verfasser auf dem linken Rhein-Ufer wieder in die Reihe der Regenten treten zu sehen.

Oestreich tritt in den Besitz von Illyrien und Tyrol zurück und wird in Italien vollkommen für den im Lüneviller Frieden erlittenen Verlust entschädigt, dürfte aber auf den germanischen Bund nur indirecten Einfluß, füglicher den Vorsitz bei einem italienischen Staatenbund behaupten.

Neapel behält der neue König, den Kirchenstaat der Pabst, Toskana der zweitgeborne aus Habsburgs Stamme. Savoyen tritt in seine alten Rechte und wird, durch einige Vergrößerung in der alten Dauphiné, unabhängiger von Frankreich. Eine Vormauer ist an dieser Stelle nothwendig und die Natur bietet die Hand dazu. Sardinien könnte dann an Genua abgetreten werden, und dieses, als Großherzogthum, dem

Prin-

Prinzen Eugen zufallen. — Die Krone von Italien auf Einem Haupte würde der Ruhe von ganz Europa gefährlich werden.

Die Schweiz erhält mit den alten Grenzen, ihre Selbstständigkeit wieder.

Preussen möchte durch die Lausitz und Meklenburg die ihm nöthige Rundung erhalten; Sachsen in Süden und Westen entschädigt werden. Preussen könnte den Vorsitz bei dem germanischen Bunde übernehmen und, vereint mit Rußland und Oestreich, selbigen garantiren.

Rußland bedarf keiner Vergrößerung, die ihm, nach des Verfassers Ansicht, blos schädlich seyn würde. Um aber seinen Handel im mittelländischen Meere zu begünstigen, möchte es einige von den sieben Inseln und Eine der balearischen in Besitz nehmen. Die Insel Sardinien wäre vielleicht am besten dazu geeignet, es für seine Opfer zu entschädigen. Es würde für Alle vortheilhaft seyn, wenn Hamburg, Lübeck und Bremen unter Rußlands besonderem Schutze ständen.

Das sind die eigenthümlichen Ansichten des Verfassers, über den zu schließenden allgemeinen Frieden. Freilich ist auf Zustimmung der Einwohner in den so mannigfaltig durcheinander geworfenen Ländern keine Rücksicht dabei genommen und kann auch nicht genommen werden, wenn aus dem Chaos eine neue kräftige Gestalt hervortreten soll. Wer Eichen für Jahrhunderte pflanzt, kann die Blümchen rings umher nicht fragen, ob sie künftig unter dem

Schat-

Schatten dieser Eichen wachsen wollen. „Gro„ße Genies müssen es seyn“ so sprach schon 1799 ein Mann in der Schrift, die Waage Europens, „große Männer und treffliche „Köpfe, die diesen Frieden vollenden.“

Da jetzt die Idee von Europa's politischem Gleichgewichte die besten Köpfe aufs neue beschäftigt, so wird man sich gern an das erinnern, was der berühmte Fox 1787 im Parlamente sagte, als Pitt, in Vereinigung mit Preussen, die holländischen Patrioten bekämpfen wollte. Fox war bekanntlich der Sprecher der Oppositions-Parthei, diesmal aber gab er seinem Gegner vollkommenen Beifall, weil man nichts verabsäumen müsse, das Gleichgewicht von Europa auf dem Continent zu erhalten.

„Möge man immerhin“ so sprach er „dies „Gleichgewicht ein Hirngespinnst nennen; dies „Hirngespinnst war, während meiner politischen „Laufbahn, mein unverrücktes Augenmerk und „wird es bleiben, da ich von dessen Wichtig„keit und Realität immer mehr und mehr „überzeugt werde. Ich lobe Herrn Pitt, daß „er den Muth hat, den Engländern zu sagen: „so schwer auch schon Eure Abgaben drücken, „so müßt Ihr doch ohne alles Bedenken noch „neue tragen, denn Alles steht auf dem Spie„le, es gilt die Erhaltung des europäischen „Gleichgewichts, mit Einem Worte, es kommt „darauf an, Euch Frankreichs Vergrö„ßerung zu widersetzen.“

Der Wunsch, den der Verfasser der Waage Europens ausdrückt, findet gewiß sein Echo in der Brust jedes rechtlichen Mannes: durch das europäische Völker-Recht werde eine allgemeine europäische Constitution gebildet; deren erstes Grundgesetz folgendes: „Kein Staat darf gegen den andern „Gewalt üben, noch die Treue der Verträge „verletzen, sonst soll er von allen Staaten als „Feind aller Staaten behandelt werden. Kein „Staat darf seine Grenzen erweitern, am we„nigsten ein großer Staat mit irgend einem „Andern, er sei so klein er wolle, sich ver„einigen.“ — Alles das ist leicht gesagt, aber die Bürgschaft für eine solche Constitution würde doch immer nur in den persönlichen Eigenschaften der europäischen Regenten liegen. Einen Eroberer würden die übrigen Fürsten wohl im Zaume halten; wie aber, wenn mehrere zugleich nach Eroberung strebten und zu Erreichung ihres Zweckes einander die Hand böten; wo bliebe dann die europäische Constitution? nur im europäischen Gleichgewicht kann sie ihre Bürgschaft finden, (zu welchem auch das, nach dem Wunsche des seel. Professor Büsch einzuführende Völker-See-Recht gehört) obschon auch dieses Gleichgewicht leicht zu stören seyn wird, so bald die Rechtlichkeit, die jetzt, aus ihrer Verbannung zurückkehrend, auf unsern Thronen mit mildem Ernst sich niedergelassen, einst wieder von verruchten Händen herab gestoßen werden sollte. Schon Heinrich der 4te machte den Entwurf zu einer europäischen Staaten-

Republik. Vielleicht hätte er ihn ausgeführt, wenn der Tod ihn nicht überrascht hätte.

Es ist sehr wahr, daß Staatsumwälzungen Gewittern zu vergleichen sind. Für diese hat man Blitzableiter erfunden, warum nicht auch für jene? Das politische Gleichgewicht ist ein solcher Blitzableiter. Größe, Lage, Volksmenge, Cultur, Charakter der Regierung und der Nation, Zustand der Finanzen, Organisation der Kriegsmacht, auswärtige Verbindungen, Alles das zusammen genommen verleiht einem Staate mehr oder minder politisches Gewicht. Die französische Revolution dürfen wir nur als eine Bombe betrachten, die zwar das Haus von oben bis unten durchlöchert hat, aber endlich im Keller zerplatzt ist. Da man jetzt von allen Seiten sich bemüht, die Spuren des angerichteten Schadens zu vertilgen, so wird das große europäische Haus bald wieder herrlich ausgebessert da stehen und folglich werden ungefähr dieselben Verhältnisse wieder eintreten, die vor der Revolution statt fanden.

Selten nehmen die Politiker, bei Gründung des Gleichgewichts, Rücksicht auf die moralischen Kräfte der Staaten, obgleich diese es sind, welche die physischen Kräfte verdoppeln oder vernichten. Aber freilich reicht die politische Rechenkunst da nicht hin. Die moralischen Kräfte liegen im National-Charakter und in der Persönlichkeit des jedesmaligen Regenten. Jener ist unveränderlich, folglich kann man auf ihn bauen; diese wechselt mit dem Tode jedes Regenten, folglich ist ein

voll-

vollkommenes politisches Gleichgewicht auf die Dauer gar nicht denkbar. Ob an der Spitze der Franzosen Ludwig der 14te oder Buonaparte steht, an der Spitze der Russen Alexander oder Dschinghis-Chan, das verrückt die Waage gewaltig. Selbst kleine Staaten haben bewiesen, daß sie unter einem kühnen Abentheurer, Europa zerrütten können; man denke nur an Schweden unter Carl dem 12ten. Doch selbst Eroberer werden vergebens ihre bösen Lüste zu befriedigen streben, wenn der National-Charakter des Volks ihren Begierden nicht zusagt. (Carl der 12te an der Spitze der Holländer würde schwerlich bis zur Schlacht von Pultawa gelangt seyn.) Diesen muß also der politische Waagemeister in seine Rechnung mit aufnehmen. Aus diesem entspringen auch National-Haß und National-Zuneigung. Es ist ein Glück, daß gerade die Völker, welche mit Frankreich in der nächsten Berührung stehen, die Spanier, die Engländer, die Holländer, so ganz verschiedene Charaktere von dem der Franzosen haben. Des Spaniers Stolz, des Engländers Schein-verschmähende Gründlichkeit, des Holländers berechnender Geist, werden nie mit dem eitlen Uebermuth der Franzosen sich vertragen. Die Herrscher möchten Familien-Pacte errichten und sich verbrüdern und verschwägern, so viel sie wollten, die Völker werden doch nimmer verbrüdert werden. Man kann die Körper zwingen mit einander zu marschiren, aber nicht die Seelen, und folglich würde ein Heer, aus diesen Nationen zusammen gesetzt, nimmer von Einem

Geiste

Geiste beseelt seyn. So lange die Heere Maschinen waren, galt das gleich; aber — inniger Dank sei Buonaparte'n dafür gesagt — die bloßen Soldaten-Heere sind verschwunden, wir haben jetzt Volks-Heere. Die Fürsten haben sich überzeugt, daß ihre Macht hauptsächlich in der moralischen Kraft besteht, sie haben den Geist ihrer Völker geweckt. Sie werden künftig ihre politischen Berechnungen nicht mehr auf Zahlen, sondern auf Menschenkenntniß gründen, und dann werden die Zahlen auch das ihrige thun.

Frankreich bleibt noch immer ein sehr mächtiger Staat, in dem die, seit Jahrhunderten ihm vorgeworfene Eroberungssucht so lange sich regen wird, als der eitle Glaube, unter allen Völkern das Erste zu seyn, den Charakter der Nation bildet. Die erste Aufgabe des künftigen politischen Gleichgewichts wäre folglich, eine hinreichende Menge von physischen und moralischen Kräften zu vereinen, um jene immer aufsprudelnde Eitelkeit im Zaume zu halten. Der muthwilligste Jüngling, sei er immerhin auch der kräftigste, wird die Nachbarn nicht beunruhigen, wenn drei starke, vernünftige Männer alle seine Schritte beobachten. Freilich wird dieser Jüngling bald den Einen bald den Andern seiner lästigen Beobachter auf die Seite ziehn, und unter allerlei Vorspiegelungen zu seinem Spießgesellen zu machen streben; aber die moralische Kraft des heterogenen Characters, verstärkt durch den gerechten Haß den des Jünglings Unthaten geweckt haben, wird jeden

Versuch Zwiespalt zu erregen, vereiteln. Kurz, Frankreich wird Europa nicht wieder zerrütten; und wenn Deutschland, wie mit Gott zu hoffen steht, künftig seine Söhne nicht mehr durch verschiedene Namen trennt, wenn die Oestreicher, die Preussen, die Baiern, die Sachsen u. s. w. sich nur als deutsche Brüder kennen, und aller Bruderzwist auf ewig schwindet, so würde Deutschland auch dann von dem mächtigen Rußland nichts zu fürchten haben, wenn einst an die Stelle des edeln Alexander ein minder edler Beherrscher getreten wäre.

Der schwierigste Artikel in der Constitution des germanischen Bundes (wenn ein solcher aufs neue errichtet wird) ist die Organisation der Militair-Contingente. Wie fehlerhaft diese im deutschen Reiche war, ist zur Genüge bekannt. Man lese darüber Pütter, Europens politische Lage und Staats-Interesse im ersten Hefte, und Randel's Annalen der Staatskräfte von Europa. „Schon die Zusammensetzung einer Reichs-„Armee" sagt Randel „aus so vielen kleinen „Theilen, aus allen Gegenden und Winkeln „Deutschlandes, ihre contrastirende Manns-„zucht, Ungleichheit der Waffen (wo man z. „B. Kanonen ohne Caliber hatte, die man „gar nicht brauchen konnte,) des Exerzierens, „der Evolutionen u. s. w. läßt ohne Wun-„der keinen Erfolg erwarten." — Die plötzliche Flucht der Reichsarmee bei Roßbach erklärt Pütter so: „Verschiedene Regimenter

„be-

„bestanden aus den Contingenten von 10, 12
„und mehreren Reichsständen, und manches
„derselben, besonders die den geistlichen Stif-
„ten zugehörigen, sahen so räucherig aus, als
„ob sie westphälische Schinken convoyirt hät-
„ten. Bei keinem einzigen fand sich gleiches
„Caliber der Kanonen oder Flinten, und von
„hundert Gewehren gaben kaum zwanzig
„Feuer.“ — Das kam daher, daß Deutsch-
land eine ungeheure Menge souverainer Für-
sten, Stände, Städte, ja sogar noch souverai-
ne Bauern hatte. Gegen 300 Staaten und
Republiken regierten das Reich gemeinschaft-
lich; über 1500 in ihren Staaten souveraine
Regenten bildeten die Ritterkreise und sollten
das übrige zu einem Reichskriege beitragen.
Wo ist der Hut für so viele Köpfe? Wenn
ein solcher Hut existirt, so wäre er in der
That bewundernswürdiger, als des Fortuna-
tus Wünschelhütlein. —

Natürlich würde das politische Gleichge-
wicht von Europa immer sehr schwankend
seyn, wenn Deutschland nicht eine andere
Verfassung erhielte. Welche? darüber wer-
den jetzt viele Stimmen laut. Ein deutscher
Staats-Beamter hat ehrerbietige doch
dringende Wünsche an den Tag gelegt.
„Die Bundes-Fürsten sollen sich persönlich
versammeln auf einem Bundestage.“ (Aber
das geschah vor alten Zeiten auch und die
nemlichen Ursachen, welche bewirkten, daß die
Fürsten nach und nach von den Reichsta-
gen wegblieben, würden auch auf den Bun-
des-

bestagen die Gesandten wieder herbei führen.) — „Es soll in Deutschland eine Nationalkleidung eingeführt werden.“ (Das wäre löblich, doch die allgemeine Wohlfahrt würde wenig dabei gewinnen.) — „Die bisherigen Scheidewände zwischen den einzelnen Staaten sollen möglichst entfernt werden.“ Unter diesen Scheidewänden versteht der Verfasser allen Unterschied in den Privatrechten, die Indigenate, Abzugsgelder, Naturalisations-Patente u. s. w.; ungleiche Handhabung der Polizei und alle Ungleichheit der Rechte wegen verschiedener Religion; Handel und Gewerbe sollen überall gleiche Freiheit genießen; nimmer eine Getreidesperre innerhalb Deutschlands Grenzen statt finden; eben so im litterarischen jeder Deutsche studiren dürfen wo er wolle; Maaß, Gewicht, Münzfuß und Wagen-Gleise überall gleich seyn. (Ohne Zweifel sind diese frommen Wünsche sehr beachtungswerth, indessen haben sie doch auch ihr Aber. Vaterlandsliebe empfinden nur wenige Gebildete, weil sie sich auf Ueberschauung des Ganzen gründet, das Volk hingegen kennt blos die Heimathsliebe. Die Erfahrung lehrt, daß, je mehr scharf gezeichnete Verschiedenheiten ein Land oder Ländchen hat, je mehr hängt das Volk an der Heimath und erst durch diese am Vaterlande. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob diese Verschiedenheiten angenehm oder unangenehm sind, denn auch im letztern Falle hat die allmächtige Gewohnheit sie längst dem Volke lieb gemacht und der Grönländer vertauscht

tauscht seinen Thran nicht gegen den afrikanischen Butterbaum; darum wäre vielleicht zu befürchten, daß die vorgeschlagene Gleichförmigkeit die Heimathliebe, und durch sie die Vaterlandsliebe, schwächen könnte; denn das ganze Vaterland dem Volke in eine liebe Heimath zu verwandeln, möchte schwerlich möglich seyn. Die Gebildeten meinen es herzlich gut, wenn sie für das Volk neues Glück ersinnen, aber sie schöpfen fast immer aus ihren Begriffen und Empfindungen. Zum Glück ist eine gänzliche Einförmigkeit gar nicht vonnöthen, um Einheit zu bewirken. Nur die letztere ist unentbehrlich.)

Um die mangelhafte Einrichtung der Reichs-Militair-Anstalten zu verbessern, empfiehlt der Verfasser Arndt's Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung. Er wünscht, daß in Deutschland ein National-Institut errichtet werde, gleich der vortrefflichen Ecole polytechnique in Frankreich; daß der Landsturm weiter ausgebildet werde und daß Deutschlands Fürsten sich einer gegenseitigen Aufsicht und Controle unterwerfen, damit die guten Einrichtungen nicht blos gemacht, sondern auch mit Stetigkeit befolgt werden, denn an guten Reichsgesetzen fehlte es auch vormals nicht, aber der Befolgung derselben entzog man sich nach Belieben. Die Fürsten möchten alle fünf Jahre aus ihrer Mitte Heerbeschauer wählen, etwa fünf, die sich in Deutschland theilten und deren jeder jährlich ein Fünftel der gesammten Kriegsmacht musterte, im nächsten Jahre seinen Bezirk wechseln, bis sie sämmtlich nach

fünf

fünf Jahren auf dem Bundestage vollständigen Bericht erstatten könnten. (In der Theorie ist die Einrichtung gut, in der Ausführung möchten sich manche Schwierigkeiten finden, weil die Eifersucht der Macht noch weit reizbarer ist, als die der Liebe.) Reichsgerichte für Streitigkeiten einzelner Staatsbürger wieder herzustellen, scheint dem Verfasser überflüßig; auch die Bundesfürsten sollen ihre etwanigen Zwistigkeiten Schiedsrichtern unterwerfen, wie vor alten Zeiten, (wo aber, wie die Geschichte lehrt, die Mächtigen sich wenig an schiedsrichterliche Aussprüche kehrten) nur für Streitigkeiten zwischen Fürsten und ihren Ständen bliebe eine höhere Instanz wünschenswerth. Freigewählte Reichs- und Landstände sollen, bei neuen Gesetzen, eine rathende gutachtliche Stimme, bei neuen Auflagen aber ein Einwilligungs-Recht besitzen, sammt der Befugniß, über Verletzung der Landesverfassung sich bei der Bundesversammlung zu beschweren. Die Justiz-Verwaltung soll unabhängig seyn u. s. w. Da der fürstliche Bundestag jedoch nach mehreren Jahren nur gehalten wird, so schlägt der Verfasser zu provisorischen, keinen Verzug leidenden Entscheidungen, die Errichtung einer Deutschen National-Behörde vor, die zugleich über Vollziehung der Reichsgesetze in den einzelnen Staaten, folglich über die National-Einheit wachen könnte. In allen Verhandlungen empfiehlt er die größtmöglichste Publicität, folglich die Preßfreiheit. — (Ach! da berührt er eine wunde Stelle. In der Theorie

wird

wird Preßfreiheit jetzt allgemein zugestanden, [auch giebt es treffliche Gesetze und Censur-Edicte, z. E. in Preussen und Rußland;] worin sie aber eigentlich bestehen solle, scheint in der Anwendung noch immer sehr zweifelhaft. So lange nicht der einfache Grundsatz angenommen wird: „Jeder darf schreiben was er will, doch nur wenn er sich nennt, und ist den Gesetzen verantwortlich für das was er geschrieben hat," so lange dürfen wir uns keiner eigentlichen Preßfreiheit rühmen. Es dürfte nie die Rede davon seyn, ob das was geschrieben worden, gegen die Meinung eines Machthabers, sondern nur ob es gegen die Gesetze verstoße. Bestelle man immerhin einen öffentlichen Ankläger, der über jeden Mißbrauch der Preßfreiheit wache, aber auch nur durch diesen müßte es vergönnt seyn, einen Schriftsteller zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser müßte vor dem Druck alle Schriften lesen, und dürfte, wenn er Eine derselben bedenklich fände, Beschlag auf die Handschrift legen, doch nur bis nach erfolgtem richterlichen Ausspruch. Auf solche Weise würde jedem Mißbrauch vorgebeugt, ohne das schöne Recht der Preßfreiheit durch ein bloßes Veto zu beeinträchtigen. Der öffentliche Ankläger würde vor Gericht seine Gründe darlegen, der Schriftsteller würde sich vertheidigen, und der Richter nach klaren Gesetzen entscheiden. Nur auf solche Weise wird die Preßfreiheit nicht mehr von der unterthänigen Meinung eines Savary und Aller die ihm gleichen abhängig seyn.)

Herr

Herr Professor Kohlrausch hat in sechs Reden Deutschland's Zukunft geschildert. Er denkt sich den vollendetesten Frei- und Bundes-Staat der Welt. Das Vaterland, sagt er, steht an der Schwelle einer neuen Welt-Epoche, von welcher wir Deutschen der Mittelpunkt und die Wurzel sind. Vor allen Dingen soll die körperliche Erziehung verbessert werden, soll sogar unter polizeilicher Aufsicht stehn. Man soll z. B. die Kinder der Armen eben so regelmäßig anhalten, öffentliche Bade-Anstalten zu besuchen als ihre Schulstunden. Man soll eigentliche Spiel-Schulen für kleinere Kinder errichten, welche, indem sie die Langeweile verhüten, durch welche kleine Kinder sich und andere so oft plagen, zugleich ein Bildungsmittel seyn würden; versteht sich, unter Aufsicht verständiger Menschen, die durch innere Liebe zu der Kinderwelt hingezogen werden. Für die erwachsenere Jugend will er gymnastische Schulen in allen Städten. Dann werde bald ein kräftiges Geschlecht aufblühen. (Man hat freilich bisher geglaubt, die Deutschen wären schon längst kein kräftiges Geschlecht mehr, aber sie haben, Gott sei Dank! das Gegentheil sehr kräftig bewiesen. Es lag also doch wohl nicht in ihrer körperlichen Erziehung, wenn die Kraft so lange schlummerte, sondern daran, daß man diese Kraft durch einen bloßen Willen von oben in Bewegung setzen wollte; es war eine Elektrisir-Maschine, deren Rad man nicht zu drehen verstand, und folglich auch keinen

Fun-

Funken herauszog. Die Naturtüchtigkeit der Alten, wie der Verfasser es nennt, besaßen wir, glaube ich, immer, doch Liebe, Glaube und Ehre, durch welche die Ritter des Mittelalters begeistert wurden, die mußten aufs neue erweckt werden. Und wem verdanken wir diese Erweckung? — Buonaparte ist wider seinen Willen der größte Wohlthäter Deutschlands geworden.)

Zu Bewachung des Gemeingeistes der Nation will Herr Kohlrausch Nationalfeste eingeführt wissen, deren Einrichtung aber den Professor der alten Litteratur verräth, indem sie wohl zu sehr nach den griechischen Festen gemodelt ist. So sollen z. B. auch Gelehrte, Dichter und Künstler dabei sich einfinden, und ihre Werke dem Urtheil und der Bewunderung von Völkern ausstellen, die weder zu urtheilen noch zu bewundern wissen. — Da künftig der Soldatenstand nicht mehr als abgesondert, sondern die ganze Nation waffenfähig erscheinen soll, so wünscht Hr. K. jährliche Uebungslager, von welchen er eine ähnliche Wirkung erwartet, wie von dem zehnjährigen Zusammenleben der Griechen vor Troja, wodurch der Grund zu vielhundertjähriger National-Einheit gelegt worden sei. Alle drei Jahre sollen diese kleinen Uebungslager sich in drei große vereinigen, ein östreichisches bei Prag, ein preussisches bei Magdeburg und ein baierisches bei Nürnberg, und, nach dreimal drei Jahren, sollen auch diese zusammen rücken und ein Centralfest bei Leipzig feiern. Da sollen auch die ersten

Künst-

Künstler Deutschlands die größten Meisterwerke der Schauspiel- und Ton-Kunst aufführen; natürlich in ungeheuern Gebäuden, durch die größten Baumeister aufgeführt, durch die größten Maler und Bildhauer geschmückt. Auch die ersten geistlichen Redner der Nation sollen sich dann nach Leipzig verfügen, um in der wahren Gottesbegeisterung der Gemüther den höchsten Lohn ihrer Arbeit zu finden. Die künftige Bildung der deutschen Frauen übergeht der Verfasser nicht, sondern vermählt sie mit seinen Ansichten. Beim Centralfeste sind sie, wie vor alten Zeiten, auf Altanen versammelt und die ersten Preise werden von den Händen edler Frauen ausgetheilt. — Zuletzt spricht er von der geistigen Erziehung, in der er, mit Recht, die Geschichte als eines der kräftigsten Bildungsmittel empfiehlt. — Ein sehr beherzigendes Wort spricht er über die Bücher-Verbote, die noch in einigen deutschen Staaten statt finden. „Wir „bauen ja einzig darauf, daß Zutrauen auf „deutsche Rechtlichkeit und ernsten Willen unter uns herrschen, und so kann der Eine „Staat gewiß dem, was in dem Andern unter öffentlicher Censur gedruckt ist, den freien „Eingang verstatten.“ — Da der Verfasser alles centralisirt, so wünscht er auch eine allgemeine deutsche Academie der Wissenschaften, deren Mitglieder durch Stimmenmehrheit der Universitäten und Regierungen ernannt würden und die ihre Preise gleichfalls an den Nationalfesten ertheilen soll. — Uebrigens glaubt auch er, daß die Unterthanen

nen wohl nie mehr als jetzt die Rechte der Volksrepräsentation sich verdient haben, Rechte, die in der Vernunft-Idee des Staates gegründet und die schönsten sind, die ein Volk besitzen kann. Auch sollten Handels-Verbote und Visitationen unter uns verschwinden, der freieste Verkehr unsere Heerstraßen und Flüsse beleben. Amen!

Deutsche Schande.

Ein Herr Strahlendorf, Lehrer im Waisenhause zu Stralsund, hat eine wunderliche mystische Schrift drucken lassen, genannt Parogramma auf den 17ten August, als den Tag der Wiedereröffnung des Feldzuges. In derselben sagt der Verfasser in einer Note: ein deutscher berühmter Dichter habe 1809 am Napoleonstage in einer Rede folgende Worte ausgesprochen: „Sechs Jahrtausende hat die „Natur gearbeitet, ehe es ihr gelang, hervor„zubringen diesen Einen.“ Dann wieder: „Er hat die Welt eingerissen die Er fand, „und aus ihren Trümmern eine neue aufge„baut und eine bessere.“ — Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Deutscher, und noch dazu ein berühmter Deutscher, diesen gottlosen Unsinn wirklich gesagt habe. Warum nennt Herr Strahlendorf ihn nicht?

nicht? warum Schonung gegen solchen deutschen Auswurf?

In einer andern Schrift: Beantwortung der Frage: Was haben wir zu erwarten? heißt es: Ein gewisser Doctor Grattenauer habe im Jahr 1808 zu Glogau drucken lassen: „Bonaparte lebt in der „Ehre und die Ehre ist die höchste Erscheinung der göttlichen Idee. — Er allein, „gleich dem Lichtwesen, bringt Allheit in die „Einheit und Einheit in die Allheit. — Im „feurigen Busche seiner Thaten sehen wir in „ihm die unmittelbare Erscheinung Gottes; „wer nicht den Unsichtbaren erkennt in ihm, „der erkennt ihn nie. — Laßt uns in seinen „Werken Gott sehen von Angesicht zu Angesicht und nach andern Beweisen seines Daseins nicht fragen. Gott ist, denn Bonaparte „ist, und Gott ist in ihm!“

Späteste Nachwelt! verwahre auf jedem deiner Schandpfähle ein Plätzchen für den Namen des Verfassers.

Ja, hier möchte man mit Arndt ausrufen: „Man scheere ihm das Haar ab, „wie einem gemeinen Missethäter, man lasse „ihn die Urfehde schwören und treibe ihn über „den Rhein.“

Winke zu Erweckung des Nachdenkens.

(Fortsetzung.)

Braudlacht, in Historia pacificationum Austro-Hispano-Gallicarum, zählt, in einer Zeit von 200 Jahren, nicht weniger als neun Friedensschlüsse zwischen Oestreich und Frankreich, die jedesmal von der letzten Macht gebrochen worden.

Unter den griechischen Geschichtschreibern war Thucydides der Erste, der die Idee des politischen Gleichgewichts äusserte. „Die La„cedemonier" sagt er „beschlossen den Krieg „nicht sowohl durch die Vorstellungen ihrer „Bundesgenossen bewogen, als vielmehr aus „Besorgniß, daß die Athenienser zu über„mächtig werden möchten." Also eine solche Besorgniß schien auch ihm eine gerechte Ursach zum Kriege.

Wer in der Geschichte bewandert ist, oder die Augen auf eine Charte von den Niederlanden wirft, der wird uns Glück wünschen, daß die Festung Luxemburg nicht in französischen Händen bleibt, denn von dieser wichtigen Festung hing stets die Erhaltung des Ganzen ab.

ab. Als Ludwig der 14te 1684 sie erobert hatte, rüttelten sich alle benachbarten Mächte. Der Prinz von Oranien reiste selbst deshalb nach England zu Carl dem 2ten. Spanien erklärte sich heftig dagegen, und der Kaiser, ob er gleich mit den Türken im Kriege begriffen war, rüstete sich zu allgemeiner Sicherheit. Mit Schmerzen gab Ludwig nach dem Ryßwicker Frieden dies geraubte Kleinod wieder heraus.

Macht und Reichthum beweisen nicht das Glück eines Staats, und Ruhe desselben zeugt nicht von der Güte seiner Regierung. Zwei Erfahrungssätze. Die Auflösung der Staaten hängt von dem Geist der Zeiten und von dem Kriege der Meinungen ab. Diese zu lenken, dazu gehört eine richtige, wohlgeordnete Politik der Gewalthaber und Uebereinstimmung mit unbestrittenen Grundsätzen der Regierungskunst.

Der scharfsinnige Chesterfield schrieb an seinen Sohn: „Sollte Polen eine gute Re„gierung unter erblichen Königen bekommen, „so würde ein neuer Teufel in Europa auf„stehen, und ich weiß nicht wer ihn bändi„gen würde.“

Aus dem Werke: Versuch über das politische Gleichgewicht der europäischen Staaten: „Durch mannigfaltige „Vertheilung ihrer Geschenke hat die Natur „alle Nationen zu freier Mittheilung aufgefordert, und doch giebt es Regenten, welche ihres Volkes Glück zu machen wähnen, „wenn sie es aus der Handelsgemeinschaft „mit andern Völkern setzen. Denn sind Einfuhrverbote etwas anders? Man will „Land und Hände zwingen etwas hervor zu „bringen, wozu Land und Hände ungeschickt „sind. Die Folge ist, daß die Unterthanen „schlechte Waare theuer kaufen müssen, die „sie von Ausländern besser und wohlfeiler erhalten könnten. Man will kein Geld aus „dem Lande lassen, darüber kommt kein Geld „herein; das Capital wird bewahrt, es trägt „aber keine Zinsen."

„Nicht die Form, sondern der Geist der „Regierung giebt die Gesetze. Nur dann ist „die Form schädlich, wenn sie der Nation die „Wege zum Glück erschwert oder versperrt."

Vor dem 14ten Juli 1789 war das französische Staatsrecht freilich empörend, denn damals durfte ein französischer Prinz öffentlich erklären: „Der König brauche sich „in seinen Ausgaben nicht nach den Einkünften zu richten, sondern man müsse die Einkünfte so hoch treiben und die Nation sei „schul-

„schuldig so viel zu bezahlen, als der König „zu seinen Ausgaben brauche.“

Die sogenannten Helden, sagt ein Ungenannter in seiner Beurtheilung der jetzigen politischen Mode-Grundsätze, sind sich Alle gleich, von Macedoniens Alexander, bis auf unsere Zeiten. Der ganze seltsame Zweck ihres Lebens ist: überall Feinde zu finden, oder sich Feinde zu machen; um das Vergnügen zu haben, sie zu bekämpfen. — Ueber Regierungsformen, meint derselbe, mögen Narren schreiben; diejenige ist die beste, die am besten verwaltet wird.

Kant's Probierstein der Gesetze: „Ist „das Gesetz so beschaffen, daß ein ganzes „Volk unmöglich dazu seine Einwilligung „geben könnte, so ist es nicht gerecht; ist „es aber nur möglich, daß ein Volk dazu „zusammen stimme, so ist es Pflicht, das „Gesetz für gerecht zu halten, gesetzt auch, „daß das Volk jetzt in einer solchen Lage oder „Stimmung seiner Denkart wäre, daß, wenn „es darum befragt würde, wahrscheinlicherweise seine Beistimmung verweigerte.“ (Ist auf Norwegen anzuwenden.)

In einer Schrift, betitelt: Heldengeist und Despotismus, sagt ein deutscher Mann: „Man wird ein dummer Mensch, „sobald

„sobald man aufhört ein leidenschaftlicher „Mensch zu seyn. — Simsons Haare sind „das Bild der Leidenschaften; man schnitt „sie ihm ab und er war ein gewöhnlicher „Mensch. — Der Adler, der mit kühnem „Flug die Wolken durchdringt, streicht an der „Erde minder schnell hin als die Schwalbe.“

Philipp von Macedonien bezahlte seine Edelknaben dafür, daß sie ihm täglich zuriefen: Philipp! erinnere dich daß du ein Mensch bist! — Die Bezahlung wollten wir gern entbehren, wenn wir nur rufen dürften.

Selten ist das Recht auf Seiten der Macht. Ein reisender Beobachter, der einer Caravane folgte, vertrieb sich die Zeit damit, zu bemerken, so oft es zwischen einem Maulesel und dessen Treiber zu Händeln kam, und der Letztere die Peitsche schwang, welcher von beiden Recht habe; und zur Schande der Menschheit fand er beinahe immer, daß das Recht auf Seiten des Mauleſels war.

Hätte die Pest, sagt Gordon, Kniebänder, Ordenszeichen und Pensionen zu vertheilen, so gäbe es gewiß Schurken genug, die da behaupten würden, das Reich der Pest sei göttlichen Ursprungs, und ihr auszuweichen, ein Majestäts-Verbrechen.

Historische Rückerinnerungen.

(Eingesandt.)

Erste Reminszenz.

Die älteste Nation, welche wir als weltherrschend kennen, sind die Aegyter. Sesostris der erste Völkerbezwinger, eroberte etwa 1300 Jahr vor der jetzigen Zeitrechnung Aethiopien, Asien bis jenseit des Ganges, er überschwemmte einen Theil von Europa. Memphis war der Sitz der damals höchsten Cultur. Mag der Name Sesostris erdichtet seyn; die Sache selbst bleibt wahr und noch jetzt sprechen dafür die Pyramiden und Obelisken, das Labyrinth, die Memnons Säule, die Anlagen am See Möris, die Mauern von Pelusium, die Ruinen von Theben.

Von dort wanderten Künste und Wissenschaften nach Griechenland. Durch sie ragte unter den Bundesstaaten Athen hervor und dessen Hauptstadt gleiches Namens. Wer kennt nicht Minervens liebsten Aufenthalt? Auch Griechenland bringt in Alexander dem Großen einen Welteroberer an das Licht.

In der Reihe der weltherrschenden Völker folgen jetzt die Römer. Rom unter Augustus war zugleich die Hauptstadt der civilisirten Welt.

Wer vermag zu leugnen: daß es eine Zeit gab, wo auch Paris diese Benennung verdiente? und wer ist unter uns, der Frankreichs weiland politisches Uebergewicht nicht leider aus eigener Erfahrung kennen gelernt hätte?

Die Stätte, worauf Memphis stand, Athen, Rom und Paris, liegen in fast gleichen Zwischenräumen von einander. Die Entfernung jeder dieser Städte von der folgenden beträgt etwa 150 Meilen. Noch merkwürdiger ist es: daß sie Punkte einer fast geraden Linie darstellen, die von Südost nach Nordwest gerichtet ist. Diese Linie, verlängert gedacht, giebt in gleichem Abstande einen fünften Punkt, der — darum Nichts zu bedeuten scheint, weil er ins Weltmeer fällt.

Zweite Reminiszenz.

Die Geschichte Aegyptens zur Zeit seiner Größe ist dunkel.

Athen gab sich, nachdem es die Pisistratiden entfernt hatte, eine republikanische Regierungsform und Rom vertrieb seinen letzten König im Jahre 510 v. Chr. Nach der Schlacht von Chäronea erkannte Athen 338 v. Chr. Philippos von Macedonien als seinen König an. Octavius Augustus wird Alleinherrscher in Rom nach der Schlacht von Aktium 30 Jahr v. Chr. Die Eroberung Korinths 146 v. Chr. vollendet die Verwandlung Achajas in eine römische Provinz. Das römi-

römische Reich im Occident gehet unter 476 n. Chr. und Odoaker herrscht über Italien.

Die Zwischenräume von 172 und 192, von 480 und 506 Jahren bilden beinahe eine geometrische Proportion; so daß sowohl in Athen als in Rom die Dauer der republikanischen Verfassung zur Dauer der nachherigen politischen Existenz sich verhält ungefähr wie 13 zu 14. Auch in Frankreich überlebte nur fast in eben diesem Verhältniß Bonaparte's Alleinherrschaft die Periode der Republik.